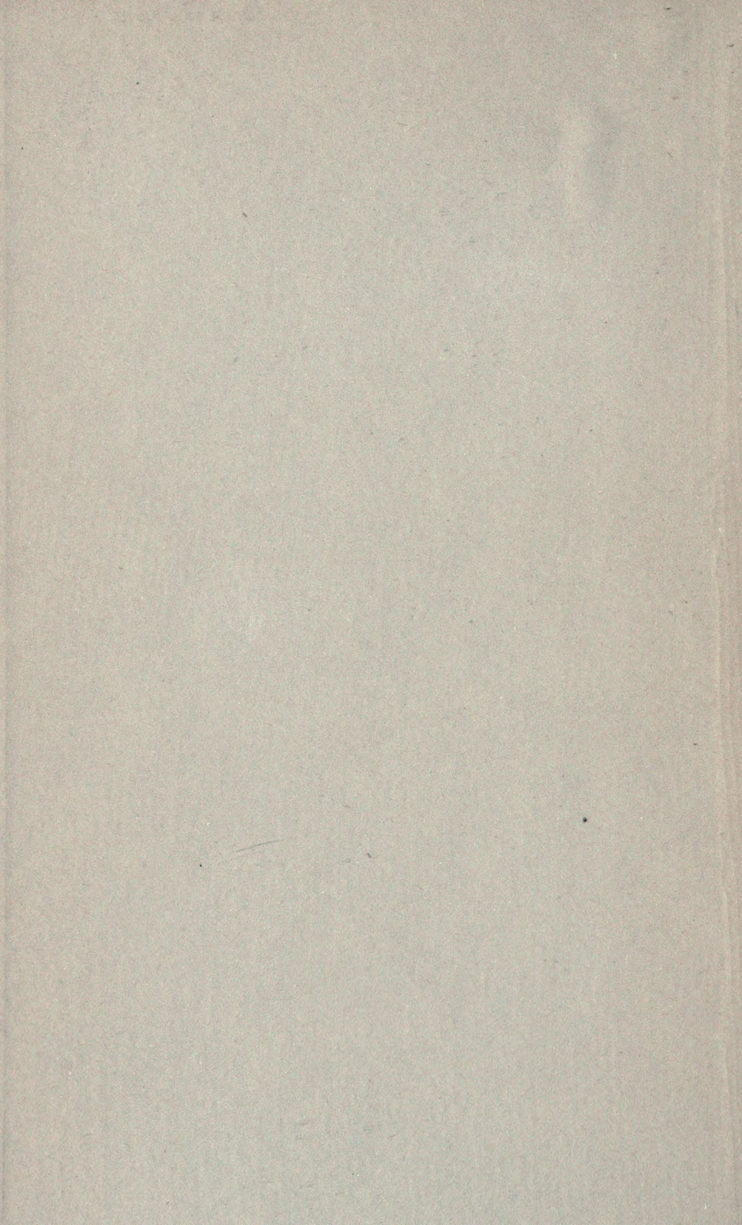
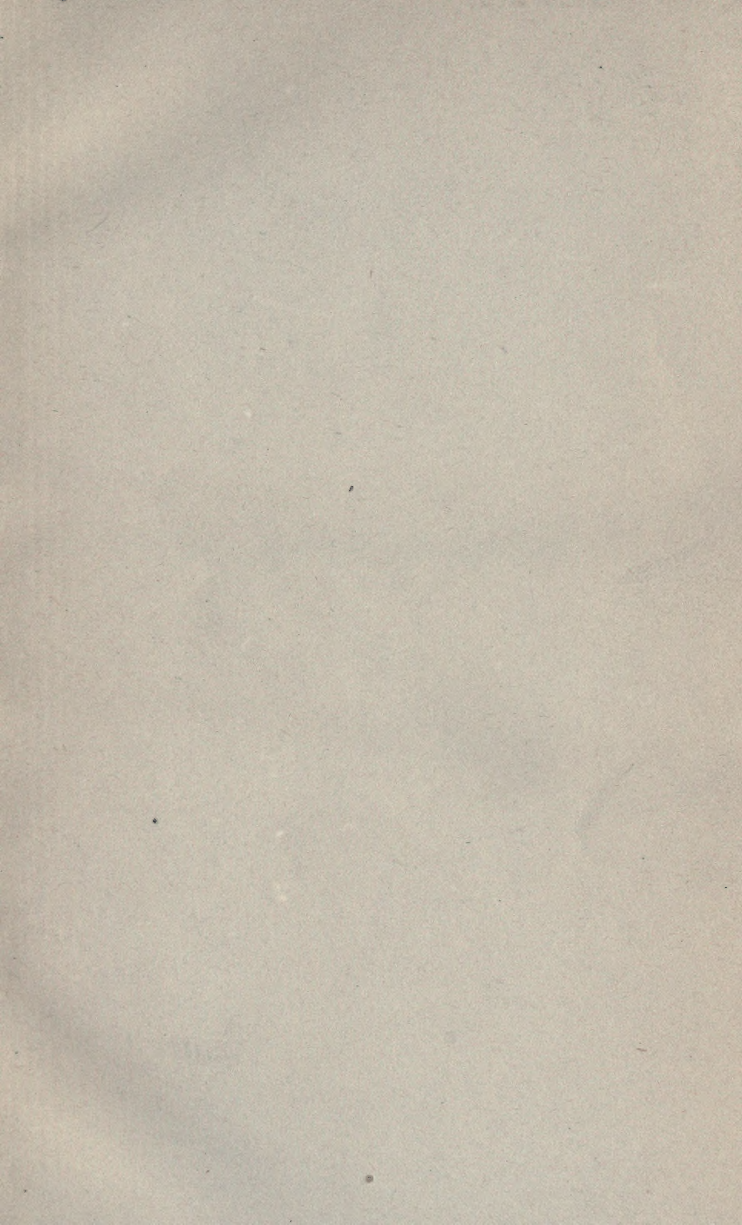
HELENE VOIGT-DIEDERICHS

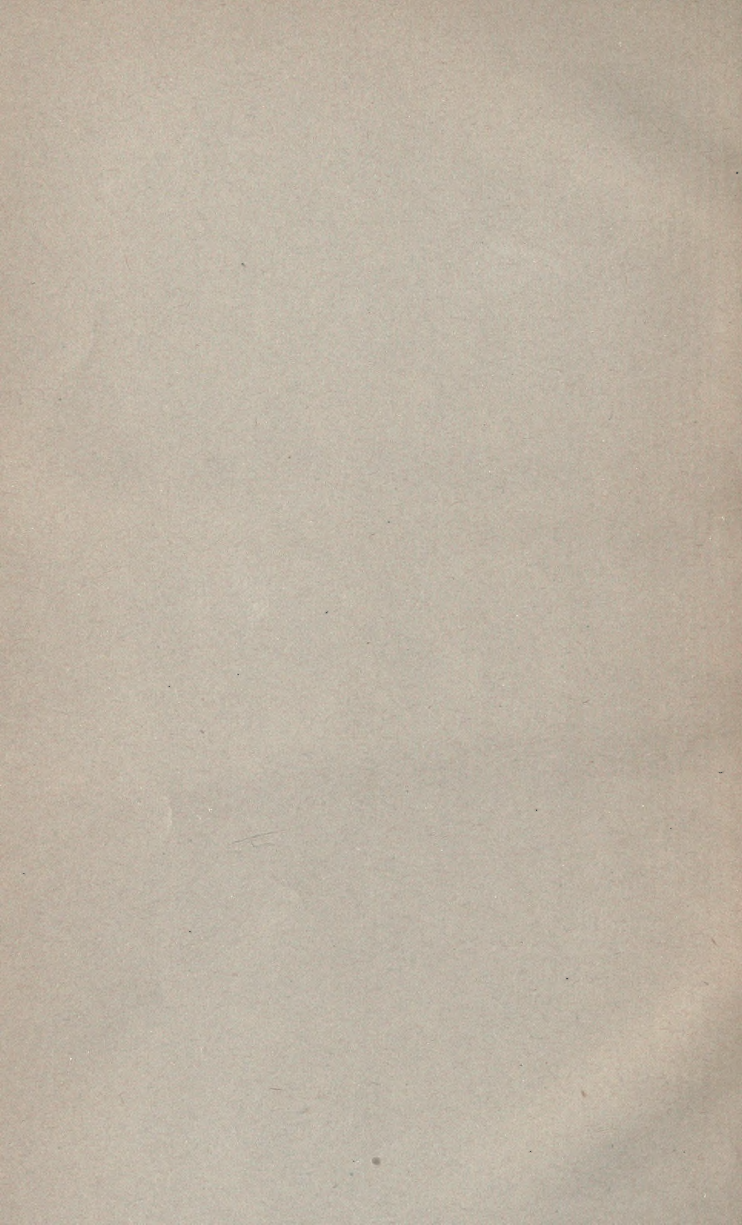
ZWISCHEN HIMMEL UND STEINEN

ALBERT LANGEN VERLAG









Zwischen Himmel und Steinen

Von
Helene Voigt-Diederichs
sind früher bei Albert Langen erschienen:
Wandertage in England
Luise
Eine Erzählung

Zwischen Himmel und Steinen

Pyrenäenfahrt mit Esel und Schlafsack

Von

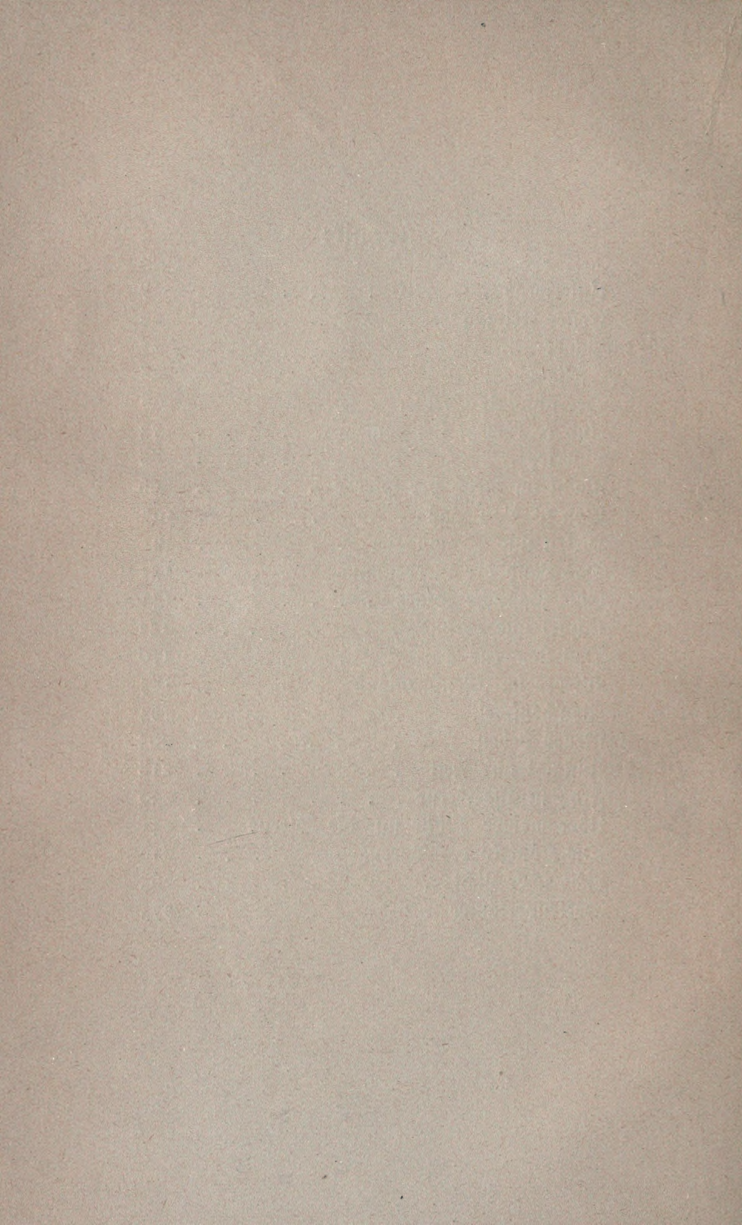
Helene Voigt-Diederichs



Albert Langen, München



Inhalt:



Unterwegs

München, vierundzwanzig Stunden Schnellzug, kurze Nachtruhe in Tarascon-sur-Rhone, dann wieder morgenfrühes Hasten zum Bahnhof. Umsonst die heimliche Hoffnung, von ungefähr unser kleines menschliches Abenteurergebein in den Schatten des unsterblichen Tartarin zu tragen. Und wer weiß, würde nicht vielleicht ein einziger löwenhäutender Blick aus den Augen des Gewaltigen hinreichen, die Spätlinge zu verderben?

Wir brechen zu zweit mit der Last unseres Gepäcks in ein Abteil. Ein Mann mit gesprenkeltem Haar und lackschwarzen Brauen erhebt sich von der Lederbank und greift freundlich zu. Das ist erstaunlich, wir sind während der langen Fahrt bereits daran gewöhnt, als Störenfriede betrachtet zu werden. Jeder ortsübliche Reisende schwur zunächst: alles besetzt! auch wenn er der einzige war, der alles besetzt hatte. Nach der ersten Entrüstung freilich entwickelte er sich meist liebenswürdig und hilfsbereit.

Wir kommen bald in ein Gespräch. Die Augen unseres Mitreisenden brennen, als er hört, daß wir in die Pyrenäen wollen. Er scheint es sogar selbstverständlich zu finden, daß wir die allgemeiner besuchten Gegenden meiden. Nur eine Felsenstraße an der spa-

nischen Mittelmeerküste, die müssen wir sehen! Von jedem Winkel aus kennt er den Blick. Das Meer, Roussillon — nirgends ist der Wein süßer als dort — das Land, breit und schön wie kein anderes, darüber der blaue Zauberberg Canigou ... Wahrscheinlich hat der Mann selber an dieser Straße gebaut — was lieben wir mehr als eine Sache, in die wir unsere Freude, Kraft und Ausdauer gegeben haben.

Seine Teilnahme verleitet, mit unseren näheren Plänen herauszurücken. Wir wollen einen Esel mieten, unser ganzes Gasthaus auf seinen Rücken packen und unabhängig vom nächsten Ziel Berge und Menschen kennen lernen. Nur die allgemeine Richtung nach Westen bis zu den Zentralpyrenäen steht fest.

Die Blicke unseres Gegenübers werden geradezu zärtlich vor Wohlwollen. Erstens weil ihm die Sache gefällt, zweitens weil er um Rat gefragt wird. Natürlich werden wir einen Esel bekommen! Aber wir müssen auf die spanische Seite gehen. Dort wird man uns weniger übers Ohr hauen. In Frankreich — nun, die Bäder überall, jedermann ist gewohnt, zu nehmen, wo ers haben kann. Mit den Schultern ziehend lächelt er nachsichtig über den Lauf der Welt. Dann entschuldigt er sich — er muß aussteigen. Gleichsam zur förmlichen Vorstellung zeigt er abschiednehmend seine Freikarte für die Bahn, besonderes Vergnügen scheint ihm sein eingeklebtes Bild zu machen.

Der Zug hält in Narbonne. Bald geht es weiter. Mitten im Schienengewirr wächst ein Wald von Weinfässern, einzeln oder zu zwein auf flache Wagen getürmt, dicke Bäuche mit winzigen Räderbeinchen, man kann sie

nicht ansehen, ohne zu lachen. Die Felder mit den silbernen Olivenreihen und den dicken schwarztraubigen Weinstöcken werden spärlicher. Eine halbe Sonnenluft flimmert, die Aussicht auf das Gebirge bleibt mild verhängt, einmal nur meint der gierige Blick die ersten geketteten Hügelformen blauen zu sehen. Die Pyrenäen! Aber schon sind die sonnenweißen Schleier dichter gewebt.

An der Meerseite spannen sich unbeschreiblich flache Salzwiesen, vom dünnen Graublau des verdunstenden Wassers überhaucht. Auf niedrigen Dämmen, riesenhaft gegen den Himmelsrand stehend, schichten Männer Haufen von rötlichem Schnee. Und ein einziges Mal dann das offene Mittelmeer, ein wenig verschlafen, am Strande blau gekraust, weit draußen perlmutterglatt, in der ganzen Fläche atmend, halb erschlossen schon zum Spiel mit Sonne und Wind.

In Perpignan, nicht weit mehr von der spanischen Grenze, verlassen wir den Zug. Eine weiße staubige Straße, dann ein Stadtgesicht, fremd und fest wie das eines Menschen bei der ersten Begegnung.

Da ist nicht wie in Deutschland alles geordnet beieinander, in jedem Winkel ausgeflickt. Nichts von der satten, feuchten Luft des Nordens, kein Italien mit seiner Liebe für Farbe und Verfall, noch der ein wenig philisterhafte Sauberblick englischer Fenster. Sondern eben dies südfranzösische gerade noch Genügen: baulicher Zustand der Häuser und Straßen, Ruhe, Reinlichkeit und Menschen — von nichts zuviel, aber es reicht aus, das Leben anspruchslos beieinander zu halten.

Wir finden ein Hotel in der Nähe des Doms. Nach der trüben erschlaffenden Hitze der Straße plötzlich ein

Hof, weiß und schattig, an seinen Mauern steigen turmhoch die leblosen Säulenschäfte eines Schlinggewächses. Das lockige Grün, im Himmelsausschnitt über Balkons und Mauern zurückfallend, scheint erst dort oben zu wurzeln.

Gegen Abend wagen wir uns wieder auf die abgekühlten Straßen. Die Bauart der Häuser ist einfach, aber man findet sich in dem Formdurcheinander kaum zurecht. Anlehnungen an Vergangenes und modische Nüchternheit mischen sich. Merkwürdig zusammengesetzt die Front des Doms mit ihren tüchtigen Eckpfeilern und den eingemauerten Schmuckbogen von langen schmalen Ziegeln, dazwischen in Zement eingelegte Flächen von Kieselstein, reihenweise gemustert. Über dem Kuppelportal ein gotisches Fenster, rechtsseitig der späte Turm, ein luftiges Gerippe aus Schmiedeeisen. Wir betreten das Innere. Das gewaltige Schiff ist von wenigen Fenstern bunt belichtet. In den dämmerigen Wandnischen stehen feierlich wie Särge Altäre von dunklem Holz. Düster glüht das Gold an Heiligen und Rahmenwerk, die Mauern sind mit Gestaltmalereien bedeckt. Schwarze Frauen knien im Gestühl, regungslos mit flüsternden Lippen.

Das Ereignis des Abends wird der Besitz einer Karte. Auf einem Marmortischchen vor dem Café, das in der alten Börse errichtet ist, überreckt von gotischen Wasserspeiern, breiten wir unseren Schatz. Lockend liegt es da, das wunderumwitterte Zukunftsland. Da gibt es grüne Mulden und winzig blaue Augen von Seen, eingesprengt in die kaffeebraun gestrichelten Massen des Gebirges. In den Hauptttälern prunken rote gemächliche Straßen,

zwischen ihnen, über Wasserläufe und Pässe, steigen und fallen gepunktete Pfade, diese sind es besonders, an denen die Einbildungskraft hängen bleibt. Bei der spanischen Grenze bricht alles ab, mitten in der verführerischsten Unwirtlichkeit. Drüben ist die Welt weiß bis auf die spärlichen Lebenszeichen der Gewässer, aus deren Richtung man über Höhen und Tiefen mutmaßen kann.

Tropfen schlagen vom Nachthimmel. Wir rücken unters Dach. Noch wird es nicht ernst mit dem Regen. Ohne Hast kommen und gehen die Menschen. Die Glieder der Frauen, eigentümlich federnd, wissen nichts von der ein wenig lässigen Schönheit der Italienerin. Ihre Gesichter sind kräftig und schmal, haben etwas Pagenhaftes mit dem in gerader Linie geschnittenen Saum über der Stirn und den schwarzen, glatt und streng herabgezogenen Scheitelhaaren — wie gesund, wachsend wie Pflanzen auf besonnter Erde, sind die Haare der Südländerin! Die Männer haben den gleichen Ausdruck von Schwung und körperlicher Freiheit, ganz entfernt eine Möglichkeit zum Ausbrechen. Man gewinnt den Eindruck: jeder schafft sich mit einer gewissen Mäßigkeit, was er braucht, Liebe, Arbeit, Genuß — kommt es zum Widerspruch, gibt es Kampf oder Tragik. Nirgends sieht man einen verlotterten Burschen oder gar einen Trunkenbold — und das in einem Lande, wo der Wein so billig ist, daß auch der Ärmste die Pfennige für einen Rausch zusammenbetteln kann.

Der erste Abend im Süden, Fülle für Auge und Ohr, sogar die Haut empfindet sie. Das Ausruhen unter offenem Himmel ist der natürlichste Zustand, braucht nicht mit Frösteln oder Trotz behauptet zu sein. Lachen und gedämpftes Plaudern ringsum. Gütig, beglückend

sogar der Wind, der flüsternd einkehrt in den zackigen Blättern der Platanen, bevor er hinüberträumt in die runde, lebendige Stille der Nacht.

Am folgenden Morgen besuchen wir eine freundliche Auskunftstelle für Reisende, erfahren vor allem, daß wir uns beeilen müssen, falls wir wirklich noch ins Gebirge wollen. Jetzt im Monat September, da können schon Kälte und Schneefälle einsetzen! Wir kommen mit unseren Hoffnungen auf einen Esel heraus und siehe da — die Sache wird nicht die geringste Schwierigkeit machen! Mont Louis empfiehlt sich als Ausgangspunkt, in den umliegenden Dörfern gibt es jede Art von Tier. Wir werden nur zu wählen brauchen.

Nun wird jede Stunde in der Ebene zu lang. Leider ist vor Mittag kein Zug zu erwischen. Mit dem aufregenden Bewußtsein, daß da hinten irgendwo die Berge geheimnisvoll stehen und warten, schlendern wir durch die hellen schmalen Straßen, bis uns das hin und her ziehende Landvolk schließlich auf den Marktplatz lockt. In der Mitte drängen sich die gedeckten Buden der Fleischer und Kleinhändler, ringsum sitzen die Bäuerinnen und wehren mit Zweigen die Fliegen von ihren offenen Körben, die von dem Segen dieser fruchtbaren Erde überquellen. Grüne Gemüse gibt es, Berge von Pilzen, frisch oder getrocknet, und vor allem dann Wein, in nachtblauen oder ganz lichtgrünen Trauben, golden durchschimmert von Sonne und Saft, die Beeren so üppig gedrängt, daß die kreisenden Wespen nicht wissen, wo sie das pralle Rund angreifen sollen. Ein wahres Feuerwerk von Rot schließt sich an: tiefster Purpur bis zu weißlichem Orange. Dunkle Eierfrüchte, lila fast,

Pfefferschoten glühen in allen Reifegraden von Lackrot, verzüngelnd zu tropischem Gelb, wetteifernd daneben Haufen von spiegelnden Tomaten. Fremd zwischen all diesem Glanz, unsonnig, kellerhaft, märchengleich nordisch auch Kartoffeln. Man muß zweimal hinsehen, um sie in dieser Nachbarschaft glauben zu können.

Auf dem Bahnhof wildes Gewühl, gesteigert durch die gefällige Art der Gepäckträger, ihre Schutzbefohlenen im ungeeignetsten Augenblick einem Berufsgenossen zu überantworten. Die Abfahrtszeit ist längst verpaßt, als wir zum Zuge hinauskommen, aber hier draußen hat plötzlich niemand es mehr eilig. Es ist eine der liebenswürdigsten Eigenschaften französischer Bahnen, ein Herz zu haben für die Not auch des spätesten Reisenden.

Von Perpignan steigt in der Hauptrichtung der Pyrenäen bis zur spanischen Grenze die Bahnlinie. Mont Louis, unser nächstes Ziel, ist nicht der letzte, aber mit seinen 1600 Metern der höchste Halteplatz. Die Fahrt geht anfangs noch durch Niederungen, die der Tet mit seinen Gebirgswassern fruchtbar hält. Auf der grauen Erde heben sich Oliven und Wein in nützlichen Reihen, flache Landhäuser mit geschlossenen Läden träumen zwischen blühendem Oleander. Bald, mit leisem Wandel, schieben sich Pappeln und Apfelbäume ein. Die Nähe irgendeines Großen bereitet sich vor, alles wird strenger, bescheidener, dann plötzlich ist, aus sanften Linien jäh erhoben, das blaue Gebirge da. Kein Traum mehr, in sicheren Formen, kühn und zart, drängt es heran und bleibt doch zu fern, als daß die duftigen Wände sich zu Körpern festigen. Man weiß nicht, ob die tiefen Töne Wald bedeuten. Manchmal krümmt sich in der Sonne ein

grauvioletter Kamm, schnell wieder verwischt, nur eine helle Ader leuchtet noch. Ein nackter Grat, ein fallendes Wasser, Speere von Licht, mit denen von Süden her die Sonne ankämpft gegen das träge mächtige Blau.

Die Wunder draußen halten uns kaum auf unserem Sitz. Aber geduldig müssen wir jeden vom Schaffner ausgerufenen Halt mitmachen. Langsam entdeckt der Blick, daß Mitreisende da sind, besonders ein Mädchen fällt auf. Ihre schwarzen Haare glänzen durch den Spitzenstoff der katalanischen Haube, die über der Stirn straff gezogen und nur am Hinterkopf faltig geweitet ist. Ihre Schönheit hat nicht das gemmenhafte Ebenmaß der Frauen von Perpignan, ihre Stirn ist kantig, ihre Augen stehen ein wenig schräg über den breiten Backenknochen, aber unvergleichlich ist der Ausdruck von Kraft und Demut, mit dem ihr Blick steigt und fällt. Das ganze Gesicht strahlt von der Keuschheit ihres Gefühls, man muß annehmen, daß es ein Gespräch mit dem heimlich Angebeteten ist, was ihr Wesen zu soviel Glanz zusammenfaßt. Aber nichts davon, ihre Nachbarinnen sind Bäuerinnen, die sich mit geschäftiger Zunge über irgendeinen Klatsch auslassen. Die eine hat auf ihrem Schoße ein offenes Täschchen mit unechtem Schmuck, den sie in halber Gewohnheit des Rosenkranzes durch die Finger gleiten läßt, während ihre Genossin, den Verkaufspreis vorgenießend, einen gewaltigen Spitzbau von Astern öffnet und in kleine feste Sträuße zerlegt.

In Villefranche übernimmt mit der schärferen Steigung des Gebirges eine Zahnradbahn den Verkehr. Jedermann drängt in dem verringerten Raum nach einem Platz. Die ländlichen Reisenden haben sich gemehrt,

sie sind bepackt mit schwarzen feingeflochtenen Deckel-körben und geschlossenen Kannen aus Weißblech. Ganz zuletzt steigen zwei Frauen ein von verblüffend biblischer Gewalt der Erscheinung — wo traf ich sie schon? Ich grüße, sie grüßen unmerklich zurück. Schwanken, tiefstes Erkennen: Maria und Elisabeth! Da ist die erste, von Kopf bis zu Füßen gehüllt in faltiges Schwarz, das auf den Boden stößt, hart in gotischen Falten aufbäumt. Erhabene Trauer leuchtet von ihrem schweren Blick, aus dem Purpurdunkel ihres halbgeöffneten Mundes. In dem leidvoll aufgewandten Gesicht ist die Kraft der Formen von einer Vergeistigung überstrahlt, die nicht mehr die eigene, nur noch die Trauer einer ganzen Welt weiß. Sie spricht, manchmal silberzuckt ein wehes Lächeln über ihr Antlitz, ergreifend und trostreich zugleich, indem es keine verkümmerte, sondern eine befreite Seele verrät. Elisabeth neben ihr ist streng und karg, zu nüchtern vielleicht, um gläubig zu sein. Ihr Gesicht ist zerfurcht, ihr Geist mit nützlichen Dingen beschäftigt, die nicht fähig sind, in der Tiefe wohlzutun. Vermutlich haben die beiden eine Wallfahrt unternommen, die eine bringt ihr blutendes Herz, die andere ihre Sicherheit, unter allerhand Opfern ein gutes Werk zu tun, für das sie ihren Lohn beanspruchen darf.

Das Tal ist eng geworden zwischen flimmernden Massen von Schutt und Gestein, die jäh in den Himmel wachsen. Der Tet schneidet durch das Gebirge, zeichnet der Bahn den einzig möglichen Weg. Sie kriecht durch gewundene Tunnels, klebt an Abstürzen und schwindelt auf Brücken, die über grüne Schluchten und weiße Schaumbänder ihre wagemutigen Bogen springen lassen. Manch-

mal eine Felsentasche mit einem Dorf, auf den ersten Blick einer Versammlung von Steinen gleich. Dann wieder grüne Wiesenstreifen am Fluß. Hinter hochgereckten Pappeln Felsenwände, senkrecht wie die Bäume, überklettert von Terrassen mit winzigem Feldraum. Hier und da wartet im Sonnenbrand ein Eselein, winzig geschrumpft unter der abenteuerlichen Last des Holzgestelles auf seinem Rücken, das er stumm ergeben mit Heu vollpacken läßt. Wackelt die Ladung, wackelt der ganze Esel mit.

Plötzlich statt der Schluchten und des toten Gesteins, gleichsam in den Himmel gebaut, ein grün bewachsenes Land, fast eben auf den ersten Blick. Mont Louis — wir steigen aus und finden uns wie in einem Dachgarten. Die Luft ist herb durchsonnt, jeder Atemzug ein Fest nach der stillstehenden Glut von Perpignan. Eine breite Straße schleicht zur Festung hinauf, nichts ist zu sehen als langgestrecktes Mauerwerk mit braunen Polstern von Gras. Dann plötzlich Wachthäuser, eine Brücke, ein altes Tor. Wir stehen auf einem Platz, der von schlicht emporwachsenden Häusern gebildet wird. Ein Café, eine Verkaufsstelle für Tabak, eine Reihe von bescheidenen Läden schließt sich an. Die Straße mündet in den Kasernenhof, eine Rothose wehrt den Eingang, auch von den Wällen werden wir weggewiesen. Wies scheint, nimmt man diese Festung, die vor dreihundert Jahren angelegt ward, um den breiten bequemen Paß nach Spanien zu beherrschen, immer noch ernst. Trotzdem sind, außer den Wachen, keine Soldaten zu sehen. Auf dem Grunde der einst mit Wasser gefüllten Gräben hat sich eine fröhliche Gemüsezucht angesiedelt, in einem Winkel sogar ein Tennisplatz.

Wir finden Unterkommen in einer alten Kaserne, die in ein richtiges Fremdenhaus verwandelt ist. Hier gibt es meterdicke Mauern, abgeschrägt in den Nischen der Fenster. Draußen schiebt sich, vom Festungsgraben begrenzt, eine schmale Terrasse ein. Ebereschen mit gesägtem Laub und korallenroten Beeren zeichnen ihren Umriß in die goldene Klarheit des Septembernachmittags.

Wir treten hinaus. Fern hinter den stillen Bäumen schließt sich die südliche Gebirgskette, märchennah, unirdisch aufgereckt über der luftgefüllten Niederung. Zeit und Menschen sind ausgelöscht, ein goldblaues Schweigen hütet die Tore der Ewigkeit.

Freundlicher Gruß schreckt das Ohr. Er kommt von einer breiten, gelblich fetten Mannsgestalt, die am Boden hockt und ein paar halbwilde Kaninchen mit Brotstücken an sich lockt. Nach der ersten Unlust, ein Gespräch anzuspinnen, gewinnt die Klugheit die Oberhand. Vielleicht ist es ein Eingeborner, von dem wir erfahren können, in welchem Dorf sich unser Esel verbirgt — das vorbestimmte Wesen, das uns das Wunderland drüben aufschließen wird.

Alles, was wir irgend brauchen, wird in Sauto zu haben sein, weiß der freundliche Mann. Für den Ausflug dorthin ist es zu spät geworden. So bleibt wohl oder übel für den Rest des Tages nichts, als wenigstens die nächste Umgebung auszukundschaften.

Draußen vor den Mauern, auf dem glatten verbrannten Gras, strecken sich ins Licht blinzelnd ein paar Nichtstuer, offenbar außer der abendlichen Sonne gerade nur noch das Faulsein genießend. Zwischen

ihnen hüpfen kleine Mädchen, mager und von eckiger Anmut, werfen ihre Bälle und lassen Haare und Schleifen flattern.

Wir biegen westwärts von der Straße in den Feldweg hinauf. Ein schmales Wasser schießt vorbei, seine Ränder säumt der blaue Sturmhut, die geschlitzten Blätter strotzend im dunkelsten Grün. Sonst ist es mit der Fruchtbarkeit kümmerlich bestellt. Obgleich überall Versuche gemacht sind, den Boden zu lockern, bleibt das Wachstum gering. Mehr Steine als Kraut nisten auf den harten Kartoffeläckern, dazwischen mühsames Getreideland. Ein Mann zieht seine Sense durch die gelbe spärliche Ernte, auf manchen Hieb lohnen nur wenige winzige Halme seine Mühe. Als wir in seine Nähe kommen, steht er aufrecht und ruft uns an. Wenn wir einen Weg suchen, so will er uns sagen, daß keiner da ist! Wir danken ihm, er grüßt und mäht weiter. Später treffen wir noch einen Schäfer, der zusieht, wie sein Hund die verstreute Herde auf einen Haufen scheucht. Jedes Tier hat eine Glocke umhängen, stiehlt mit blitzschnellen Kopfbewegungen ein letztes Futter zusammen. Wir sollen umkehren, warnt der Mann, vor kurzem hat sich eine französische Familie hier verirrt und die ganze Nacht nicht heimgefunden!

Wir danken und laufen weiter, zwischen Granitbrocken und rostrot verbleichenden Stengeln von Heidekraut. Unser Ziel ist der nächste und immer wieder der nächste Hügelrand. Muß nicht der Blick auf den Carlitte, der als Scheide steht zwischen dem dürren und unfruchtbaren Osten und den wasserreichen, mehr besiedelten Westteil der Pyrenäen, endlich freiwerden? Schließlich geben wir

die Hoffnung auf, finden statt seiner die mehr südlichen Bergzüge klarer herausgehoben, blau und immer silberner blau, soweit die Blicke dringen. Bald liegt das ganze Land der Verheißung abendlich gebreitet, das Seengebiet, darüber hinaus die Gebirgsmauern von Andorra, wunderwinkend mit dem Schleier leiser Unnahbarkeit.

Von Mont Louis herauf streicht eine bleiche kühle Luft. Es ist, als ob bislang das Sonnenlicht die Wolkenstreifen hochgehalten hat. Nun sinken sie über die Berge hin, beschwert und entzündet von geheimnisvoller Glut, häkeln sich an den Gipfeln fest, gleiten tiefer in die Mulden hinab, quellen auf und dehnen sich milchig um den Purpur der nackten Abstürze.

Jäger mit starken unruhigen Hunden kommen aus den Bergen zurück. Die letzten Arbeiter verlassen ihr Feld. Man friert in den leichten Sommerkleidern, es wird eisig kühl, fast ohne Dämmerung sind die Sterne da.

Erster Feldzug

Vormittags auf dem Weg nach Sauto. Eine helle Straße windet sich an den Bergen entlang. Wo die Sonne die runde Granitmauer wärmt, spielen braune Eidechsen, klug, gesellig und scheu, ihre Köpfe verschwinden lange vor den feinen beweglichen Schwänzen. Weideland, zwischen fließenden Wassern, grünt herauf, Pferde klettern, an der Steinwand blinzelt ein Hirtenknabe. An der spanischen Seite, auf blau bewaldeten Sockeln, heben sich die Berge kahl und licht, ohne Zacken und schroffes Getürm, die einzelnen Gipfel nur wenig über die ungeheuren Wände aufgereckt. Uralt zusammengebrochen sind Kalkstein und Schiefer der Nebenketten, Wälle, aufgewulstet vom berstenden Grund des Meeres, zwischen denen der granitene Hauptzug der Pyrenäen emporbäumte mit seinem Kamm, der die natürliche Grenze bildet zwischen Frankreich und Spanien.

Überall sind, trotz des Sonntags, die Menschen auf ihren Feldern beschäftigt. Wir kommen durch ein Dorf, alles was man sieht, ist aus Stein, vom Sitz vor der Tür bis zu den roh gerundeten Schieferplatten, mit denen die Häuser gedeckt sind. Manchmal findet sich im Hof ein geebneter Platz, darauf liegt das lose Getreide geschüttet. Hell in der Sonne stehen die Drescher,

das Hemd und die weite Hose von einem breiten farbigen oder schwarzen Gurt zusammengehalten, und schlagen mit schlanken Flegeln einen Takt, der mehr Tanz als Arbeit zu bedeuten scheint. Merkwürdig die Verbindung von Armut und Sauberkeit, kein schmutziger Winkel, kein verlumptes Kind, freilich auch keine Gärten. Der Boden ist steil und ausgebrannt, nirgends, selbst in den Fenstern nicht, leuchtet ein Blumengesicht. Auch von Tieren gewahrt man nichts, außer ein paar jämmerlichen Hunden. Sie bellen nicht, sehen aus wie mißratene Katzen und drücken sich bei unserem Anblick scheu in die Türen hinein.

Ein Mann mit einem tüchtigen und ebenmäßigen Gesicht hat sich zu uns gesellt. Seine blaue flatternde Bluse ist an den Nähten mit schwarzen Seidenstichen verziert, das hell gewürfelte Hemd und das geknotete Tüchlein am Hals sind von der gleichen leuchtenden Sonntagsfrische. Als er im Lauf der Unterhaltung hört, warum wir unterwegs sind, wird sein Gesicht bedenklich. Wir werden nicht viel Glück haben, fürchtet er. Vermieter von Beruf gibt es nicht, und jetzt während der Ernte braucht jedermann sein Tier für den eigenen Dienst. Schließlich rückt er heraus, mehr höflich als zu einem Geschäft geneigt: er hat selber einen Esel. Aber er muß erst mit seiner Frau sprechen. Wenn wir unterdes unser Glück anderswo versuchen wollen . . . Offenbar ist er mit seinem Wunsch zu helfen in die Klemme geraten. Die Seen, das versteht er noch, aber das Wort Andorra hat ihn erschreckt.

Er verabschiedet sich, indem er den Rat gibt, uns bis zum Schullehrer durchzufragen, der in allen Verhand-

lungen, die nicht im landesüblichen Katalan geführt werden, die Vermittlung übernimmt. Die Straße ist verschwunden, jedes Haus hat sich nach Lage und gemischter Stockwerkhöhe dem felsigen Boden angepaßt. Wege klettern zwischen den einzelnen Terrassen auf und ab. Als Mittelpunkt, rauh emporgewachsen auf steiniger Anhöhe, herrscht mit dem breiten Kegel ihres Turmes die kleine Kirche, in bedrängten Zeiten, wie die meisten Gotteshäuser hier, eine Zuflucht der Dorfleute.

Monsieur l'instructeur — die Kinder lachen, bald stehen wir freudig geführt vor der Schule. Die Klingel schrillt und ein Kopf oben am Fenster wird sichtbar. Wenn wir einen Augenblick entschuldigen wollen — der Herr Lehrer ist gerade beim Mittagessen. Vielleicht haben wir die Güte, ein paar Minuten in den Schatten zu treten?

Als wir um das Haus herumgehen, öffnet sich eine Seitentür. Sein liebenswürdiges Gewissen hat dem Schulmeister keine Ruhe gelassen. Er ist von mehr gedrungener Gestalt, als das Landvolk hier, und sein Gesicht, kräftig aber verschwommen, zeigt nicht den unvergänglichen Zug einer alten Rasse. Hinter ihm kommt sein Sohn zum Vorschein, ein hübscher Junge von zwölf Jahren, der mehr nach einer katalanischen Mutter geraten zu sein scheint. Er steckt in dem üblichen schwarzen Kattunkittel, seine Augen begleiten mit klugem Spiel die Worte des Vaters.

Ein kühler Raum, eine Art Versammlungssaal, nimmt uns auf. Stühle am Tisch, ein paar Akten darauf, an der Wand ein Bild des Präsidenten. Wenn wirs uns bequem machen wollen? Der gute Mann entschuldigt sich noch einmal, er kann nicht dafür, sein Essen wartet.

Nach wenigen Augenblicken schon kommt er zurück, holt uns herein. Vielleicht macht es uns Spaß, sein Schulzimmer zu sehen? In der Mitte des Raumes steht der eiserne Ofen, eine Tatsache, die als verblüffend zweckmäßig einleuchtet. Alle Wände tragen die Zeichen der Himmelsrichtungen, sind bilderrätselhaft bedeckt mit farbigen Gestalten von Tieren und Pilzen und allerhand schematischen Darstellungen für den Unterricht in Geschichte und Geographie. Dazwischen gibt es Fähnchen zur Erlernung des Winkerdienstes, und wo noch ein freier Platz bleibt, sind in zollangen Lettern die Namen von Dichtern und Staatsmännern eingestreut, vor allem aber eine Reihe von großgedruckten Sprüchen, deren Ethik mehr nach Nützlichkeit schmeckt, als daß sie versuchte, das sittliche Gewissen wachzurütteln. Da lesen wir: Keine Ausschweifung, keine Medizin! Der Alkohol tötet den Willen! Wasche dich oft und am ganzen Körper! Bürste und kämme sorgfältig dein Haar! Freier Bauch, freier Kopf! Aber auch der nationale Stolz wird gestreichelt: Eine patriotische Mutter weckt in ihren Kindern die Liebe für das Vaterland.

Unser Führer weist uns an einen Schrank, daran drohend geschrieben steht: danger de mort! Für die unartigen Knaben, fügt er lächelnd hinzu, die alles anfassen und seine Schätze verderben würden. Da gibt es einen kleinen Apparat, den er selbst zusammengebaut hat: ein altes Tischmesser, auf seinen Schwerpunkt gelagert, das auf einen Elektromagneten schlägt, sobald ein Strom durchgeschickt wird. Ferner ist da ein Gefäß mit Kuhdünger und einer Vorrichtung, Ammoniak zu entwickeln. An verschiedenen Pflanzenkästen wird die Wirkung der

Dungstoffe augenfällig vorgeführt. Endlich findet sich noch ein Steinbeil, grün und glatt, von gedrechseltem Ebenmaß. Bauern haben es aufgegraben im Feld, sie trauen ihm, wie es die Art der Naturmenschen vor unbekannten Dingen ist, übersinnliche Kräfte zu. An die Backe gelegt, vermag es Zahnweh zu heilen und sein Zauber bewirkt, daß ein darangebundenes Papier kein Feuer fangen kann.

Endlich geht es ins Dorf hinab. Unser Führer bleibt vor einem Bauernhaus stehen, ruft einen Namen in den Hof. Ein Mann kommt heraus; als er hört, um was es sich handelt, verschwindet er, seine Frau zu holen. Bald ist sie zur Stelle, auch eine erwachsene Tochter kriecht unter einem Dache von dürren roten Kiefernzweigen heraus. Ja, ein Esel ist da, gut, kräftig und sanft — aber sie haben gar keine Lust, sich auf unbestimmte Zeit von ihm zu trennen. Wir machen Vorschläge. Der volle Preis soll hinterlegt werden. Die Familie murmelt miteinander und stellt ihre Forderungen: zehn Franken für den Tag. Unterdes wächst die Versammlung, das ganze Dorf nimmt teil an dem Ereignis. Ein Mann gerät in Zorn: man will uns übervorteilen. Es gibt erregte Hände und heftigeren Wortwechsel. Schließlich mischt sich noch ein Alter ein. Er hat blaue Augen und einen weißen Schnauzbart, sein Wesen ist sachlich und mild, man muß ihm unbedingt Vertrauen schenken. Wir werden nichts erreichen, belehrt er uns, wenn wir auf diesen Preis nicht eingehen. Schon sind wir geneigt, seinem Rat zu folgen, als sich eine zweite Schwierigkeit ergibt: ohne Führer, das geht in keinem Fall. Der Mann weist auf Frau und Tochter, wir können

wählen, ob wir die Alte oder die Junge wollen. Unser Einwand, sie werden nicht den ganzen Tag laufen können, wird eilig zurückgewiesen. Sie sind besser zu Fuß als wir! Die Frauen selber lachen uns aus. Nun aber ein letztes Hindernis: wir werden unter freiem Himmel schlafen, man kann nicht auf die Nähe von Häusern rechnen, also müßte der Führer Decken haben und es machen wie wir. Schaudern ergreift jegliche Haut, es ist klar, unter keiner Bedingung wird sich jemand bereit finden.

Unser Freund hat ein wenig befangen seitab gestanden. Er möchte unser Vertrauen nicht enttäuschen, zugleich aber seinen Dorfleuten gegenüber nicht der sein, der sich auf die Seite der Fremden stellt. Unschlüssig rät er uns, in einem anderen Hause zu versuchen.

Die Versammlung löst sich auf, man entläßt uns ohne Mißstimmung. Die schwarzgekleideten Frauen sind es, die sich zuerst zerstreuen. Der Lehrer führt uns vor ein Haus mit einer langen Fensterreihe an der Hofseite. Auf seinen Anruf erscheint in jeder Öffnung ein Kopf. Er dolmetscht hinauf, aber Lachen und ablehnendes Staunen verraten die Antwort. Es gibt eben Leute, die ihr Tier mehr lieben als ihre Mitmenschen, versichert trübe unser Freund.

Er führt uns vor die Tür des Mannes, mit dem wir früh auf der Straße sprachen. Aber nur die Frau ist anwesend, sie weiß nicht, wo er ist und macht keine Anstalt, ihn zu suchen. Das ist deutlich genug.

Es bleibt nichts, als den Heimweg anzutreten. Der Lehrer begleitet uns die sonnenflimmernde Straße hinab. Ach ja, er versteht, die Berge sind schön hier, er selber möchte nirgend anderswo sein. Man hat ihm

eine Stelle in Perpignan angeboten, aber er hat nicht zugegriffen. Die Menschen sind schlecht in der großen Stadt, lernen nicht gehorchen, keine Jagd! Er atmet weit und blickt zu den Felsen hinauf. Wir kommen an der Kirche vorbei, auf unsere Frage erfahren wir, daß alle Dorfbewohner, Männer sowohl wie Frauen, den Gottesdienst regelmäßig besuchen. Er selber jedoch geht niemals zur Messe. Nicht ohne Stolz betont er, daß ein Franzose von keiner Behörde gehindert wird, in derlei Gewissensdingen zu tun und zu lassen, was er will.

Wir haben soviel von dem Leben dieses schlichten Mannes aufgenommen, daß es uns erst nach dem Abschied, fast ohne Bedauern, zum Bewußtsein kommt, den Hauptzweck unserer Wanderung verfehlt zu haben.

Morgen ist Wallfahrtstag in Nuria, hinter den Bergwänden drüben auf der spanischen Seite. Hin wollen wir. Haben wir kein Tier, müssen wir selbst Esel sein. Dieser Entschluß steht vergnüglich fest, als wir in Mont-Louis anlangen.

Pilger

Am späten Nachmittag beginnt die Wanderung. Unser Plan ist, einfach loszulaufen, solange es hell bleibt, zu schlafen, bevor wir allzu hoch kommen — etwa 2500 Meter hat der Paß — und dann am anderen Morgen möglichst zeitig in Nuria zu sein.

Drunten im Dorf, jenseits der Haltestelle, sieht es nun doch ein wenig sonntäglich aus. Vor den Türen warten die Mädchen in dörflichem Putz, Burschen, reihenweis, mit Zigaretten und Stöckchen, versuchen ein Scherzwort. Unsere derbe Kleidung und die vollgepackten Rucksäcke erscheinen verwunderlich, aber das äußert sich kaum anders als in plötzlichem Stummsein.

Südwestlich folgt der Feldweg der Richtung des breiten und sanften Col de la Perche. Ein paar kleine Jungen treiben ihre Kühe zum Dorfe heim, froh, wenn eine im Vorbeigrasen einen Mund voll Getreide von fremden Feld errauft. Später läutet ein Pferdetrupp neben uns herab, der Hirte ruft und lockt, Kinder hängen sich spielend den fliehenden Füllen um den Hals.

Nach anderthalb Stunden mählichen Anstiegs gegen das schwerblau und silberne Gezack der immer gleich fernen Gebirgsferne erreichen wir Eyne, ein wunderlich granitenes Dorf. Mörtellos, nur durch die eigene Schwere, hält

manche Mauer zusammen. Auf dem Schiefer der Dachplatten haben sich Flechten angesiedelt, festlich spinnt sich ihr leuchtendes Goldorange über den stumpfschwarzen Grund. Kirchen gibts gleich zwei, sie scheinen die ältesten Bauwerke im ganzen Steinhaufen zu sein. Die Glocken hängen an rostigen Eisenwellen in den offenen Bogen der frei über das Dach aufstehenden Vorderwand.

Nirgends sind Menschen zu sehen, schließlich weist ein einsamer Bursche den Weg. Man staunt aufs neue über diese sichere und höfliche Art, die im Gespräch mit Fürsten oder Bettlern nach keiner Richtung ihren natürlichen Stolz ablegen würde. Südöstlich halten wir uns, zweigen in das Tal von Eyne hinauf, das zwischen seinen ungeheuren Schuttwänden, dem Licht abgekehrt, sich schon mit der bleichen und luftlosen Durchsichtigkeit des Abends gefüllt hat.

Statt des Weges gibt es zunächst eine Fülle von Wasserrinnen. Man überquert sie, rettet sich auf Grasstreifen, entdeckt einen Pfad und verfolgt ihn, bis auch er plötzlich zu fließen anfängt. Rechts und links schwellen Wiesen in frühlingshaftem Grün, allerhand zierliches Gewächs, späte, unbekannte Blumen sprossen auf dem berieselten Grund. Der blaue Sturmhut wölbt seine leuchtenden Garben, auch eine zierlichere Schwester tritt auf, fast zu zart, ihre großen, lichtgelben Blüten zu tragen, deren verschlossener Schlund von Hummeln zerbissen ist.

Bald nimmt die Fruchtbarkeit des Bodens ab, steiniger und wasserreicher, unverzweigter wird der Bach, immer dürrer das schmale Talbett, bis es nur noch wenige

harte Grashalme sind, die es tragen mag. Auch der dürftige Zwergwald bleibt zurück. Zuweilen versucht er noch, in einer Mulde sich einzunisten, aber der Hunger treibt die rauhen Kiefernstämmchen voneinander, so daß sie einzeln hinausfliehen, und doch schon am nächsten Hang verstreut und vollends entkräftet zusammensinken.

Allmählich wird es Zeit, sich nach einem Schlafplatz umzutun. Der Tag löscht aus, fast ohne Zwischenlicht, je höher wir steigen, desto rascher wird die Kühle zunehmen. Suchendes Vorwärtsstampfen, da ganz schwarz vor uns ein rundlicher Haufen: Heu? vorschnelle Hoffnung, schon weist er sich aus, als ein rätselhaft zusammengefilztes Gebüsch von Nadelholz. Immerhin ein brauchbarer Windschutz, außerdem ist der Boden ungeachtet der Nähe des Baches trocken, wie die tastenden Hände herausfühlen.

Das Laternenlicht leuchtet zur Mahlzeit, dann zieht man die Nagelschuhe ab und wickelt sich ein, um zu schlafen. Die Kerze verlischt, dunkel dringt die Erde heran, aber der ferne Himmel strahlt fort, man weiß nicht, ob im Schein, der kommt, oder im Schein, der geht. Leise klingt der Bach, talabwärts ganz in der Weite am gegenüberliegenden Gebirgsfuß funkeln die Lichter von Font-Romeu. Noch ist die Luft klar, aber voll von flüsternder Unruhe. Schon wachsen, wunderlich jäh, über der westlichen Bergwand schmale Wettertürme hoch. Ihre Ränder fangen zu glühen an, wir machen uns auf ein Gewitter gefaßt, aber eine Viertelstunde später hat der Wind die Wolken überraschend voneinander gelöst. Bald treiben die letzten lichten Fasern zwischen den Gestirnen hin.

Halbwache Augen träumen ihnen nach, ergreifen die wunderlichen Rätselbilder. Ich sehe ganz deutlich, sie fangen zu schwanken an, kommen süßklingend nah zur Erde herab — meine Hand wird sich an ihrem Golde brennen — wehe, sie weichen zurück, verstummt das kreisende Lied — kleine Blicke, weiß und böse, in eisiger Blässe schwindend . . . ein, zwei letzte noch — feindliches Trauern — Straucheln . . . ein seliges Hochwachsen in Frühe und Kraft.

Der Morgen ist da! Durchsichtig und frisch aus dem weißlichen Gespinst bricht immer reiner ein herzliches Blau. Ganz ungeheimnisvoll fließt der offene Silberbach vorbei am dunkeln Gestrüpp, das niemals daran dachte, einen Heuhaufen vorzutäuschen. Nur die Pilze im Moos sind eine Überraschung, lebende Wesen, die ohne ein Wort zu sagen die ganze Nacht schon dagewesen sind. Hinter einem Steinblock graugrünt ein Stachelbeerbusch, zwischen seinen Dornen verbergen sich winzige Früchte, honiggolden, hart und würzig, die vielleicht noch nie einen Menschen gefreut haben.

Wir sind mit dem Zusammenpacken des Lagers beschäftigt, als hinter einigen munter klingelnden Mauleseln ein Treiber, den langen Stab in der Hand, vorbeizieht. Sein vornehmer Blick streift nur flüchtig über die Fremdlinge hin, drückt keinerlei Staunen aus. Später folgt ein Hirt, der ein Schaf, man weiß nicht, ob lebendig oder tot, wie einen Pelzkragen um die Schultern geschlagen hat.

Steiler wird der Weg. Das Blut fängt zu klopfen an, weckt die Glieder, die sich steif gelegen haben in der kühlen Nacht. Über die Zinnen der rechten Berg-

wand schleicht auf Rosensohlen das erste Sonnenlicht, läßt wenige hundert Meter vor uns den gewundenen Talgrund glühen. Eilig streben wir aufwärts, treten wie aus einem Keller in die goldrieselnde Morgenwärme hinaus. Die erste Rast für Bad und Frühstück ist verdient.

Das Ziel lockt weiter. Eine kleine grüne Hochfläche, von reichlicheren Wassern genährt, breitet sich. Zwischen Steinblöcken weidet eine Kuhherde, die starken, grauen oder falben Tiere mit dem blanken Maul und den weiten weißen Hörnern halten einen Schritt lang an, scheinen etwas von dem Wesen der Menschen hier zu haben, das ohne Neugier und Scheu doch eine natürliche Teilnahme für das Mitgeschöpf zeigt. Vom Himmel her schlägt ein Hund an, nach gespanntem Suchen entdeckt das Auge an der Berglehne einen Steinhaufen, vor dem sich ein hüpfender Punkt bewegt. Etwas winzig Menschliches tritt heraus, ein roter Gürtel leuchtet, es pfeift, winkt, wehrt ab, weist in einen Seitenkessel hinauf. Aber wozu denn? Ein gottverlassener Stolz meldet sich. Weiß der Mann, wohin wir wollen, und haben wir nicht als besten Wegweiser den Bachlauf neben uns?

Wir steigen noch eine Stunde lang, die Sache wird leise unwahrscheinlich, um sich dann betrüblich zu klären: das Tal endet völlig abgeschlossen im silbrigen Bleiglanz eines Querzuges. Das erscheint rätselhaft, offenbar sind diese Pässe verborgener und schwieriger, als man uns gesagt hat. Indessen, viel kann nicht verloren sein, kommen wir wirklich an einer falschen Stelle auf den Kamm hinauf, so gewinnen wir auf alle Fälle einen Überblick, der jeden späteren Irrtum ausschließt.

Die Hitze nimmt zu, mit jedem Schritt scheint man näher an die Sonne heranzukommen, versteht inniger das Märchen: sie war bös und fraß die kleinen Kinder. Vor uns, über uns flimmerndes Gestein, immer noch ohne Senkung der Kamm, nach rückwärts abfallend das brennende Tal, vor dessen Öffnung traumzart und kühl die Pyramide des fernen Carlitte. Nichts Lebendiges mehr, nur großen Vögeln gleich, die flach am Boden fliegen, gleiten Wolkenschatten herab, wallen an gegenüberliegenden Hängen hinauf, schneller als die himmlischen Gebilde selbst, die staunend hinträumen über der Hast, die sie in der Tiefe anrichten.

Eine letzte halbe Stunde steil aufwärts. Die Luft steht nicht mehr still, bewegt sich, kreist uns entgegen in kleinen erquickenden Wirbeln, die den nahen Übergang ahnen lassen. Inmitten dieses Wunders nimmt schon ein zweites die Seele gefangen: silberne Blumeninseln auf dem seit Jahrtausenden ausgebrannten Grund! Ein filziges Kreuzkraut mit gelben Körbchen, daneben spinnt sich ein rötliches Sedum, kristallen regelmäßig. Der Stein selber ist es, der zu blühen scheint.

Endlich der äußerste Kamm — und mit Staunen machen wir die Entdeckung, daß wir nicht den südlichen Zug, sondern eine Seitenlinie überschritten haben, die unser Tal von einem gleichlaufenden scheidet, das ebensowenig gegen Mittag geöffnet ist. Indem wir stehen und uns zurechtblicken, haben wir schon vergessen, daß wir anderes finden wollten. Alles wird Auge und Flug, diese neue Welt da zu fassen. Blau vor immer lichteren Ketten von Blau, einsam gewaltig, die Duft-

gestalt des Carlitte. In der Tiefe schroff sich verengend, schuttleuchtend, das Tal. Weit über seine Mündung hinaus weißliche Haufen im welligen Sonnendunst acht-los verstreut — Städte und Dörfer der flachen Ferne, man weiß sie, aber man erkennt sie nicht.

Karte und Kompaß werden auf den heißen Boden gebreitet, kaum versteht noch der Blick, sich auf so winzige Nähen einzustellen. Es wird nötig sein, einen Schutthang zu überqueren, um auf den südlichen Grat zu gelangen, der das Tal von Nuria abschließt. An dem gesuchten Paß ist unser Spürsinn vorbeigeraten, aber muß es nicht der Col von Llio sein, den die Senkung drüben verrät? Ohne große Steigung halten wir darauf zu. Das Gestein klingt und rollt unter unseren Füßen die Hänge hinab. Eine Gemsherde flieht, kaum den Boden berührend, wie eine Wolke von gelbem Sand.

Abermals stehen wir auf der Höhe eines Kammes. Herzbrechend steil unter uns gähnt eine Mulde, die über einen Sattel weg in ein Tal ausläuft, kahler als alles, was wir bisher gesehen. Ganz im äußersten Winkel verschwindet ein Gebäudeviereck, also wirklich das spanische Kloster, das nach unserer Schätzung mit gutem Bergabschritt in einer Stunde zu gewinnen ist.

Aber der Hang dehnt sich, wickelt sich aus seiner Verkürzung, wächst, je tiefer man kommt. Er ist gegürtet mit Schutt der unliebenswürdigsten Art. Die Steine sind zu groß, als daß der Fuß zwischen sie treten kann und zu klein, als daß er hoffen dürfte, einen Stützpunkt zu finden. Laufend überwindet man ihn noch am besten, der Rucksack tanzt und die Knie leisten eine gute Federarbeit.

Als endlich der Sattel erreicht ist, zeigt sich auf dem weicheren Grund ein tröstlicher Pfad bergab. Eben biegt ein Maultier herauf, auf seinen Rücken ist ein schwarzer Pfaffe gepflanzt, der den Schwanz des Tieres zu sich heraufgebogen hat und mit teuflischer Inbrunst daran zwirbelt und dreht. Vertieft in sein Ermunterungswerk hat er offenbar gar keine Schätzung für die Fremdlinge, die so dumm sind, auf einem Irrweg über den Paß zu turnen. Ohne zu grüßen gibt er nur mürrische Auskunft.

Es dauert immer noch anderthalb Stunden, bis sich der Kessel des Hochtales öffnet, auf dessen Grund das Einsiedlerkloster sein schmuckloses Gemäuer hebt. Helle Steindächer, dunkle Portale und Fenster, dann tritt auch das Blau oder Grünblau des sparsamen Holzwerks hervor. Bald finden wir uns zwischen Gruppen von Pilgern, die vor den Toren am wild strömenden Bache gelagert sind oder sich um die Pumpe des Hofes sammeln. Eine Frau trinkt mit hüpfender Kehle, ihr Mann wartet, andächtig fast, den durstigen Esel neben sich.

Vor den Flügeln rechts und links schatten bescheidene Säulengänge, gepflastert mit Steintafeln, die hochkant gestellt sind oder in kunstlosen Mustern nebeneinander geplattet. Allerhand Volk drängt umher, Männer in Anzügen von braunem Samt, mit leuchtenden Gürteln, die spanischen Maler fallen einem ein bei diesen roten, rasierten Gesichtern mit den starken und doch zierlichen Backenknochen, dem hochmütigen Blick und dem feinen spöttischen Mund. Die Frauen sind fast alle schwarz gekleidet, schlicht und zeitlos steht unter lichtem Kopftüchern ihr ruhiger Blick.

Aus dem Innern des Hauptgebäudes tritt ein Pfaffe in schwarzem Mantel und Hut. Wir wenden uns an ihn mit der Frage um Unterkunft. Er versteht, so nahe der Grenze, kein Französisch, ein zweiter kommt heran und zuckt ebenfalls die Schultern, verschwindet dann und schickt einen jungen Novizen.

Der nimmt sich sprachkundig unserer an. Wir werden ins Haus geführt, über hölzerne Treppen in einen Gang hinauf. Hier reihen sich nebeneinander die zellenartigen Zimmer, mit einem guten Bett und bescheidenem Gerät versehen. Alles macht einen leidlich sauberen Eindruck, nur die Fußböden nicht, sie sind zwar gefegt, scheinen aber in einem langen Leben niemals mit Wasser, von Seife nicht zu reden, in nützliche Berührung gekommen zu sein.

Die Fenster münden auf den Hof hinaus, über die jenseitigen Dächer bäumt sich himmelstürmend der Gebirgsklotz. Beugt man sich weiter hinaus, entdeckt man abseits des Gebäudevierecks die kleine, uralte Kapelle. Eben bewegt sich ein Pilgerzug dorthin, einzelne Männer, Frauen und verschlungene Paare. Es ist der erste September, der Tag des heiligen St. Gilles, dem zu Ehren das Kloster besteht. Man badet den Kopf im geweihten Kupfergefäß, das vertreibt vor allem Unfruchtbarkeit, aber auch allerhand sonstige Leibesgebrechen.

Das Innere der Kapelle macht den Eindruck, als ob zwar einmal der liebe Gott darin gewohnt hat, jetzt aber in der Hauptsache umgezogen ist und nur zu besonderen Festen, ausschließlich der Form wegen, zurückkommt. Hinter der Altarwand schimmert aus einem dunklen vergitterten Loch die wundertätige Madonna, ein paar

3*

Beter knien davor, ringsherum hängen die Weihgeschenke der Bildlein, rührend heidnisch in ihrer bunten, sinnfälligen Einfalt. Eine Mutter kniet, ein Kind kommt ihr entgegengewankt, auf Krücken noch, aber schon ist der heilige Geist in Taubengestalt erlösend über ihm. Eine Frau schlummert im Federbett, in einer Ecke des Zimmers erscheint die Muttergottes, auf ihren Armen das ersehnte Kindlein. Aber auch die Befreiung aus Zufallsgefahren findet sich von Geretteten großzügig ausgedrückt. Eine schöne, rotegelbe Feuersbrunst, ringsum ein Kranz von fliegenden Haaren und gerungenen Händen. Dasselbe Bild zeigt außerdem ein Eselein, das auf einem Schienenweg jämmerlich gestürzt ist, der heranrollende Wagen wird es zermalmen, aber die Inbrunst der knienden Beterin läßt das im letzten Augenblick eingetretene Wunder ahnen. Vermutlich haben sich in diesem Dankesblatt zwei befreite Herzen verbunden. Den Herrn über Leben und Tod vielseitig zu ehren, ist noch ein Maultier beigefügt, bereit vor Schrecken durchzugehen und das Wägelchen, das an ihm hängt, zu verderben. Mehr geschäftsmäßig stellt sich das Lichtbild eines hohläugigen Jünglings dar, gezeichnet mit erlesenem Namenszug, sicherlich mehr zum Wohlgefallen des Spenders als des Heiligen.

In der Nähe springt aus ihrer steinernen Fassung die Quelle St. Gilles, das Wasser ist so beglückend rein und kühl, daß sein Genuß nichts mehr mit alltäglicher Durstерfüllung gemein hat. Auf den Bänken seitwärts sitzen Pilger, auf den Knien ihr Mahl, das nach Wein und Zwiebeln duftet. Einer zieht aus der Tasche ein kleines Glas, wischt es mit dem Ärmel sauber und bietet

es uns, da er sieht, daß wir das Wasser ohne Gefäß mit dem Munde fangen.

Es ist noch weit vor Sonnenuntergang, aber die Bergwände lassen nur noch ein kühles, steil von oben sinkendes Licht in den Kessel des Tals. Nach Süden fällt es nicht, wie wir vermuteten, breit geöffnet, sondern im felsigen Engpaß einer Schlucht, durch die ein Bach niederstürzt, tobend weiß, einen Augenblick wie betäubt von der eigenen Wildheit in einem grünen Becken neue Sturzkraft sammelnd. An seiner Seite ist ein Saumpfad in den Granit gesprengt, der uralt winterlich in schrägen Blöcken liegt, bedeckt mit einer dünnen Schicht graugrüner Flechten, die der Stein nicht zu nähren, sondern auszuschwitzen scheint. Wir steigen abwärts, dem Wege nach, einige Windungen noch, dann wird der Blick frei auf Quertäler und rauhes Bergland — nichts von dem Glanz und der Fruchtbarkeit der spanischen Ebene. Nach dem steinernen Schatten der Schlucht aber liegt es im jähen Sonnenblau immer noch verheißungsvoll: fern im Süd das schöne Spanien . . .

Auf dem Rückweg kommt von oben ein Maultier herab, wir müssen hart an den Rand des Felsens treten, um es vorbeizulassen. Das Zaumzeug ist üppig mit Goldnägeln und roten Troddeln geschmückt. Auf dem hohen Sattel sitzt, wie auf einem Throne, unbeweglich eine blasse schwarze Frau mit der langen Oberlippe der Spanierin. Ihr Mann geht nebenher und lenkt mit dem Stabe das Tier, dem quer über den Hals die gewürfelte Wolldecke und ein blauer Schirm geschnallt sind. Maria und Joseph, nur das Kindlein fehlt.

Auf einer vorspringenden Kuppe wird, den Berg des Heiligen kennzeichnend, ein Kreuz sichtbar. Eine Brücke führte hinüber, wir winden uns den anschließenden Weg hinauf, aber der Blick bleibt beschränkt, fängt sich und stockt in den nackten Gebirgsmassen, die ihm von allen Seiten entgegendrohen. In halber Höhe auf einem Felsenband entdeckt das Auge gespenstisch bewegte Streifen, sieben bis neun übereinander, gelblich fette Riesenmaden scheinen dort oben ihr schlängelndes Wesen zu treiben. Aber dann faßt das gespannte Ohr den niederschwebenden Blechklang der Glocken und auch das Auge vernimmt: Schafe sind es, Tausende von Schafen, die von unsichtbaren Weideplätzen in den Schutz der Ställe heimkehren. Ein wenig dürftiges Grasland mag sich in den Falten der Berge verstecken, aber wie trostlos ist dieser vollkommene Mangel an Wald, der nicht der Kargheit der Natur allein, sondern entscheidender der trägen Gleichgültigkeit dieser Spanier zu danken ist. Alles Holz haben sie niedergewüstet, ohne für neue Pflanzungen Sorge zu tragen. Sturm und Regen taten das ihre, die Erdreste fortzuspülen. Da keine bedürftigen Arme sie mehr halten, haften die lebenspendenden Wolken nicht am verödeten Stein.

Vor den Pforten des Klosters sind, würflig mit Schlot und Fenster, vier Häuschen aufgepflanzt, die nicht mehr als einen einzigen Raum enthalten können. Vielleicht waren sie einmal von Einsiedlermönchen bewohnt, jetzt erblickt man durch die offene Tür ein brennendes Feuer, den Kopf einer Ziege, einen Arbeiter, der sein Abendbrot bereitet. Drinnen im Hof, mit eingebauter Front, liegt die alte Kirche, die kaum noch

benutzt zu werden scheint. Allerhand Bankgerümpel ist hineingetan, an den Wänden hängen, achtlos zusammengekoppelt, Glieder aus Gips, Füße, Knie und Herzen, auch ein Kinderköpfchen ist dabei. Man hat sich nicht getraut, diese Überbleibsel, die immer noch von der Nähe des Heiligen zeugen, vollends aus der Welt zu schaffen. Aber die Hände, die sie brachten, die Hoffnung, die sie gelobte, danken und hoffen nicht mehr. Die Altarwand, die ganz mit goldener Architektur und eingesetztem Bildwerk bedeckt ist, glüht durch die Dämmerung. Seitwärts schließt sich die neue Kirche an: ein langweiliger Steinkasten mit noch langweiligerem Giebel, nirgends Schmuck oder tiefe Farbigkeit, die das Gemüt ergreifen könnte. Der Raum ist mit Betern gefüllt, ihre murmelnde Andacht klingt, aus der Brandung hebt sich ganz für sich allein eine hohe Stimme, metallhart und klagend, man weiß nicht, ob sie von einem Manne oder von einem weiblichen Wesen kommt.

Draußen im Hof machen wir die Bekanntschaft eines Spaniers, der uns mit den zwei Frauen, die ihn begleiten, von Anfang an aufgefallen ist. Beide sind völlig schwarz gekleidet, auch der Kopf ist mit Flören bedeckt. Aufrecht um das Gesicht herum, nach außen mit einem festen Streifen schließend, steht das zarte Gespinst, einem schwermütigen Heiligenscheine vergleichbar. Der Mann, augenscheinlich Ehegatte der einen und naher Verwandter der anderen, ist gesund und stark, mit seinem rundlichen Profile, dem Stiernacken und dem kastanienroten Lippenbart. Aber es scheint ein seelischer Druck auf ihm zu liegen, seine blauen Augen blicken von unten herauf, aus irgendeiner Versunkenheit, die

nicht träumerisch ist, sondern von fast fanatischer Inbrunst. Dieser Ausdruck steigert sich noch durch die bewegliche Stirnhaut, die, faltig zusammengepreßt und dann plötzlich wieder lauschend aufwärtsgespannt, doch den Zug einer reinen, fast kindlichen Güte, der über das ganze Antlitz gesenkt ist, nicht zu tilgen vermag.

Als der Spanier hört, daß wir auf der Suche nach einem Esel sind, bietet er sofort seine Hilfe an. Hier in der Gegend von Nuria werden wir kein Glück haben. Was kann man tun — er wendet sich den beiden Frauen zu, dann schlägt er vor: er will seinen Knecht fragen, der hat ein Tier und wird es sicher gern hergeben. Er lädt uns ein, nach dem Essen die Sache weiter zu bereden.

Das Glöcklein läutet zur Messe, er grüßt und schließt sich den Pilgern an, die von allen Seiten dem hellen Portal der neuen Kirche zustreben. Bald widertönt die braune Dämmerung des Hofes von Gesang und Priesterwort.

Nach dem Gottesdienst werden die Türen des Klosters aufgetan. Die Heiligkeit des Tages verträgt sich ausgezeichnet mit den Freuden der Tafel, für die der Bruder Küchenmeister nach allen Seiten gesorgt hat. Schon lange sah man durch die hellen Scheiben seine gesegneten Hände Tomaten und Zwiebeln häufen und Talg von bläulichen Hammelkeulen schälen.

Da sind zwei Eßsäle nebeneinander, der erste ist für das Landvolk bestimmt. Die Wände sind mit Schablonen bemalt, ein paar Öldruckstilleben machen sich breit, behaftet mit der Aufgabe, den Appetit zu reizen. An zwei langen, wachstuchgedeckten Tischen lassen sich die

Pilger nieder. Sie bekommen ihre Brotsuppe und ihr Zwiebelfleisch und trinken ihren Wein aus den mitgebrachten Lederflaschen oder den rötlich gefüllten Glaskannen, die mit ihrem breiten, verkorkten Hals von Hand zu Hand gehen, wobei der Inhalt aus dem feinen, schöngeschweiften Mundrohr gespritzt wird, ohne daß die Lippen es berühren.

Leider bekommen wir nicht hier unsere Plätze angewiesen, sondern werden unter die wenigen Standespersonen gesteckt, für die im zweiten Raum an mächtigen Rundtischen das Essen wartet. Außer der Brotsuppe und dem Hammelbraten mit Zwiebelscheiben werden noch verschiedene starkgewürzte Fleischgerichte aufgetragen, dazu ein lichtbrauner Rosinenwein, ganz unsüdlich reich an Alkohol.

Während des Mahles erscheint im schwarzen Mantel eine stolze Gestalt, es ist der Abt, der gekommen ist, als Hausherr ein paar Worte mit den bevorzugten Gästen zu wechseln. Leider spricht er kein Französisch, so schreitet er an unserem Tisch nur mit einer würdigen Begrüßung vorbei. Unsere Hoffnung, von ihm einiges über das Kloster und seine Geschichte zu erfahren, muß sich verkriechen, was um so bedauerlicher ist, als sein herzliches und kluges Gesicht und der lebhafte Weitblick seiner Augen ein ungewöhnliches Maß von Geisteskraft verraten.

Draußen ist es völlig Nacht geworden. Dunkle Gestalten gleiten über den Hof, den hellen Türen zu, aus denen Gesang erschallt, nun nicht mehr pilgermäßig, sondern weltlich froh. Erst in später Stunde verstummt er. Deutlicher flüstert die zarte Silberstimme des Brunnens,

in die der Bach draußen vom Klostertor her seine Antworten strömt, mit dunkler Leidenschaft dem gefangenen Bruder seine wilde Freiheit preisend.

In der Frühe des nächsten Morgens wird es lebendig im Hof. Die geschmückten Maultiere stampfen, Frauen werden in die Sättel gehoben. Unter dem Klang der bimmelnden Glöckchen, feierlich mit all seinem breiten Schwarz und dem sparsam prunkenden Rot, bewegt sich der Zug zu den Pforten des Klosters hinaus.

Wie falsch ist die Vorstellung von dem Wallfahrer, der, von einem dunklen Aberglauben besessen, seufzend sein Haus verläßt, um durch die Beschwerden ungewohnter Anstrengungen ein Heil zu erkaufen! So sieht in Wahrheit dieses Leben nicht aus. Schon die Entbehrungen des Unterwegs werden gewissermaßen als ein Fest empfunden. Die katholische Kirche mit ihrer bewunderungswürdigen Seelenkunde hat es wohl bedacht, welche Wohltat es für ein wundes Herz ist, rein äußerlich aus dem stumpfen Kreis der Gewohnheit, dem Allzunah eines Schmerzes herausgerissen zu sein. Nicht nur die veränderte Lebensart, schon die räumliche Entfernung mag die Spannung lösen und in einem beschatteten Gemüt die Flamme des Trostes entzünden: die Welt, auch für dich, ist weiter als dies einzige Weh! So daß der Pilger bei der Rückkehr sich selber freier und hoffender gegenübersteht, bewußter in den Willen des Höchsten ergeben, wenn auch das ungetreue Herz sich nicht mehr heimfindet oder doch das Kindlein weitersiecht.

Unser Freund erwartet uns beim Frühstück. Er hat mit seinem Knecht gesprochen. Alles wird sich machen.

Wir sollen morgen von Mont-Louis aus nach Puycerda kommen, von dort auf sein Dorf hinaus ists eine halbe Stunde. Ohne irgendeine Verpflichtung können wir das Tier ansehen. Er schreibt uns seine Wohnung auf, es ist nicht sein Name, sondern der seines Schwagers — keine Not! jedermann im Dorfe kennt ihn. Eine schwere Hand wünscht uns Glück zur Reise und Wiedersehen. Jeder Dank wird abgewehrt, mit rätselhafter Einfühlung hat dieser Fremde unsere Angelegenheit zu seiner eigenen gemacht.

Immer noch früh am Tage treten wir den Heimweg an. Die Luft ist kühl und leicht zum Aufstieg, aber lange bevor wir den Col erreicht haben, rückt die Sonne höher, als dem Nacken lieb ist. Der Pfad ist ohne Not zu finden. Nicht weit vom Übergang stoßen wir auf zwei blaue Blusenmänner, die mit ihren Stäben in der Hand und harmlosen Säckchen, eins unter den Arm, eins über den Rücken gehängt, ebenfalls nach Llio oder Sallagouse hinüberwollen. Zutunlich schließen sie sich an, wir fragen nach Weg und Land und sie reißen die Augen auf, als wir den Schutthang zeigen, den wir gestern heruntergestolpert sind. Sapristi! Sie sehen einander an und lachen. Oben auf dem Col bitten sie um einen kleinen Aufenthalt. Sie setzen sich mit dem Rücken gegen den Steinmann, blicken andächtig ins Tal hinab auf die letzte winzigferne Ecke des Klosters und erheben mit ruhigen klangvollen Stimmen einen lateinischen Gesang. Der Jüngere hat sein Gebetbuch zum Ablesen aufgeschlagen, sein Genosse läßt sich, ohne hineinzusehen, lauschend von den Worten führen. Nach einigen Minuten erheben sie sich, fromm und sachlich, um ihren Weg fortzusetzen.

Da wir erst gegen Abend den Zug in Sallagouse er-

reichen wollen, brauchen wir nicht besonders zu eilen. Nachdem wir eine Weile nach Wasser gesucht und alle Rinnen trocken gefunden haben, halten wir auf dem sonnigen Grund bei Brot und Wein eine kurze Rast, inmitten einer Schafherde, die mit geschwinden Hungermäulern über den dürren Boden bis dicht vor unsere Füße nascht.

Hundert Meter weiter, hinter einer grasigen Schwellung, erblicken wir zu spät die Oase. Eine Quelle springt aus dem Gestein, ein Halbkreis von rückwandernden Pilgern umlagert sie — wie gern hätten wir in ihrer Mitte unser Mahl gehalten! Ein Lächeln innerer Verwandtschaft meldet sich: ist nicht etwas von ihrer Lust in dem Geist, der uns von der Sicherheit der gewohnten Dinge gläubig in dies rauhe und entlegene Land der Wiedergeburt getrieben hat?

Unser Pfad klettert zwischen Alpenrosengebüsch mit letzten, rostrot gepunkteten Blüten und flach gebreitetem Wacholder, der das karge Weideland zu sperren sucht. Unsere Weggenossen holen uns ein und überholen uns, einer bückt sich und hält ein Zündholz an das scharfe Gestrüpp. Eigentlich ist das Sache der Hirten, tadelt er, aber sie sind zu träge, etwas zu unternehmen oder auch nur nachzudenken. Die Nadeln haben sofort Feuer gefangen. In dem weißen Sonnenlicht sieht man statt der Flamme nur einen zitternden Ring von Luft, hört das Sprühen des Harzes und den kleinen zischenden Knall, mit dem die dunklen Beeren platzen. In wenigen Sekunden hat sich das lebendige Pflanzenwesen in ein schwarzes Gerippe mit gekrümmten Streifen von weißer Asche verwandelt.

Wir haben die Mulde zu umranden und dann jenseits, wie es scheint möglichst auf der Höhe, unseren Weg fortzusetzen. Der aber ist wieder einmal untergegangen in einem tückischen Weideplatz, von dem betretene Streifen nach allen Seiten ausstrahlen. Wir finden unsere Richtung erst wieder in einem offenen Kiefernwald, der vom nahen blauen Himmelsscherben wie von einem Dach behütet wird. Auf den heißen Grasplätzen federn die Heuschrecken, es ist, als ob vor Glut der ganze Boden sich zu entladen anfängt. Eine zierliche Art ist da, grün und rostrot, ferner ein größeres Ungeschöpf, das schwarz und tot dasitzt, wie verbrannt, und dann plötzlich rot geöffnet und klappernd davonschnellt.

Über uns der tote braune Hang, in der Tiefe das knochenweiße Tal, nirgends eine Spur von menschlichen Siedelungen. Plötzlich pfeift es aus dem Gebüsch: unsere beiden Tabakspilger haben sich gelagert und wollen uns nicht ohne Gruß vorbeilassen.

Sie preisen uns ihren Schattenrand und wir kommen noch einmal ins Plaudern hinein. Mein Gefährte zeigt sein Skizzenbuch, es sind ein paar Linien von Nuria darin. Sapristi! Ist das wirklich mit der Hand gemacht? Der Bewunderer wird aufgefordert, einen Augenblick in Seitenansicht stehen zu bleiben. Er tut es vollkommen natürlich, aber mit einer Ehrfurcht, als spüre er die Nähe der Gottheit. Nach zwei Minuten bestaunt er sich selber, Blusenfalten, Mütze, Säckchen und Stab, alles ist da — Sapristi! Aber dann schmerzt es ihn, daß die Zeichnung nur bis zu den Knien reicht — ohne Füße, das will ihm nicht einleuchten. Kopfschüttelnd

fühlt er zur eigenen Beruhigung an seinen Beinen hinab.

Wir bleiben beisammen, bis die kahle vorgeschobene Spitze eines Hochlandes erreicht ist. Hier verlieren unsere Begleiter sich in dem steilen Nadelwald, um Pilze zu sammeln — man muß doch ein einwandfreies Geschäft gehabt haben, wenn man aus den Bergen kommt! Daß es einen bis drüben über die spanische Grenze hinausgeführt, geht keinen was an.

Wir finden einen Abstieg zwischen Steinschutt und Nadelgestrüpp in einer dürren Rinne, die von stürzenden Wassern herrührt. Manchmal, an einer abgeflachten Stelle, hat man einen Vogelblick über die ganze blaugerandete Cerdagne, ein gewaltiges Land, das fast eine Ebene zu sein scheint, so wenig gelingt es, bei der großen Entfernung, die Bewegung des Bodens aufzulösen. Jedoch ein eckiges Durcheinander von Licht und Schatten verrät sie, und dann gibt es noch die neckische Art, mit der ein helles vogelnestartiges Dorf, nicht größer, als daß man es mit der Hand zudecken kann, plötzlich verschwunden ist, während an anderer Stelle ein anderes aus dem duftigen Boden gezaubert schwebt, um dann bald auch hier wieder ebenso rätselhaft ausgelöscht zu sein.

Je tiefer wir kommen, desto weniger übersichtlich gestaltet sich der Weg. Bald bleibt die Sonne das einzige Merkmal. Schließlich stehen wir an einem steil versperrten Hang, winden uns durch Gestrüpp und Steinblöcke hinab so gut es geht. Irgendwie erwartet in diesem heißen Kessel der Fuß auf Schlangen zu treten, aber davon findet sich nirgends eine Spur, nur

ein langes, hummelartiges Hautflügeltier sonnt sich als einziges Lebewesen träg und harmlos auf den bleichen Büscheln des Heidekrauts.

Endlich die Talsohle von Sallagouse —, überwältigend grün, Wasser springen hinab, eben ist ein Mann beschäftigt, einen Graben über saftstrotzende Felder abzuleiten. Der Boden ist schwarz und locker, ein Wegdurchstich zeigt dunklen Moränenschutt voll von kantigen Steinsplittern.

Bevor wir die Stadt mit ihren weißen Häusern und Pappelreihen betreten, ist unvermutet, an den Abhang geklebt, noch ein Dorf da, ein kleines gottverlassenes Räubernest, keine Pflanze, kein Tier läßt sich vernehmen, jeder Keim des Lebens von Sonne abgetötet. Die Fenster ohne Glas, das sparsame Holz der Türen und Luken silberbleich, an den Rändern zerfranst, nur die stummen, geordneten Höfchen geben die Zuversicht, daß irgendwo etwas Menschliches versteckt ist.

Zehn Minuten später beginnen, am Bach entlang, die schattigen Hecken, die in die breite Staubstraße von Sallagouse einmünden. Platanen, Mauern, Brücken, Menschen und Bach — endlich sind wir, gekocht von Sonne, die kein Bergwind mehr kühlt, draußen am Schienenweg angelangt.

Die Bahnfahrt nimmt immer noch fast eine Stunde Zeit. Die Schleifen des Geleises winden sich, der zerrissenen Erde angepaßt, nach allen Richtungen. Erst mit Dunkelwerden kommen wir in Mont-Louis an. Mauern und Wälle grüßen vertraut, wie schnell wird man heimisch an einem Ort, von dem man wegemutig auszog und mit tausend Erlebnissen befrachtet wiederkehrt!

Eseljagd

In der Frühe des nächsten Tages ziehen wir los, voll Vertrauen auf das Schicksal, das uns schon den rechten Eselsweg führen wird.

Vor dem Festungstor hält ein Wagen mit Geflügel. Der Eigentümer hat zwei bunte Enten herausgeholt und feilscht mit einer jungen, üppigen Käuferin, ein Hund, im voraus seinen Teil an der Mahlzeit witternd, springt schnappend hoch. Die Frau schilt, und als der Köter wegläuft, stachelt sie der Zorn und sie läuft ihm nach, bereit, ihn tüchtig durchzubläuen. Plötzlich, statt weiter zu fliehen, wirft das Tier sich auf den Rücken und krümmt ihr hilflos ergeben die Beine hin. Augenblicklich kippt der Groll seiner Herrin um, liebkosend hebt sie den Schlauberger am Halse hoch, beide kehren versöhnt zum Wagen zurück und der Handel entwickelt sich.

Die Fahrt geht bis Bourg-Madame. Hier an der Grenze schließt die Bahnstrecke, zu Fuß erreichen wir auf der heißen Wagenstraße das spanische Städtchen Puycerda, das sich auf einem abgetrennten Hügel hebt inmitten von Feldern, Gärten und Wasserläufen.

Eine weiße Gasse führt unter den vorspringenden Dächern der stattlichen Häuser hin. Die wenigen großen Fenster sind meist zu Türen ausgebildet, vor jeder, fast mehr zum Schmuck als zum Gebrauch klebt ein zierlicher

Balkon, dessen Gitterwerk aus schlichten oder gedrehten Stäben schön und leicht geschmiedet ist. Das Erdgeschoß nehmen Läden ein, die zugleich als Werkstatt dienen. Schuster, Schmied und Schlosser sieht man an der Arbeit. Dazwischen Fenster mit Obst und Backwerk, auch ein billiges Gemisch von Scheußlichkeiten, Andenken genannt, schlechtes Handwerk und gequälter Witz, nicht im geringsten volkstümlicher als an irgendeinem Fremdenplatz Europas. Zur Genesung dann ein Blick in eine Apotheke mit dunklem Holzwerk und schön bemalten Krügen, ein Stück Mittelalter, das sich in unsere lieblose Zeit verirrt hat.

Im Innern der Stadt findet sich unvermutet ein geschlossener Platz, der einen wunderlich festlichen Prunk entfaltet hat. Inmitten eines riesigen Aufsatzes von Pappgrün und weißen Stoffrosen hebt sich das helle Standbild eines Staatsmannes, zeltartig sind nach allen Seiten Fäden mit Streifen von Seidenpapier gespannt, rosa, lichtgelb, blau und giftgrün kraust sich das durchsichtige Dach. Zwischen den Randbäumchen, die inmitten des bühnenhaften Geflirrs schamhaft stehen mit ihren lebendigen Blättern, laufen künstliche Girlanden, mit Lampions behängt. Der Wind schaukelt all das knisternde Farbenspiel und die Sonne läßt Garben von Licht darüber golden. In jedem Winkel flattert und flüstert die Erwartung des Festes, gesteigert durch das Anrücken von Klarinette, Baß und Geige, die seitlich auf erhöhten Sitzen Platz nehmen.

Bald schwirren die ersten Töne durch die sommerliche Luft. Allerhand Volk mauert sich um den Tanzplatz, Burschen mit waghalsigem Blick und junge Mädchen,

voll mit schwarzem Scheitel. Die dunklen Inseln ihrer Augen locken aus weißen Gesichtern, deren gesunde Haut die Sonne nicht zu fürchten braucht. Handwerker und Ladenbesitzer kommen aus ihren Wohnungen unter die Arkaden heraus, geschmückte Frauen lehnen auf den Balkons, blumige Damaste und purpurglühender Samt wallen von dem Gitterwerk herab. Daneben gibt es kreischendes Kattunblau und breite Streifen von gelbgefaßtem Rot, aber das Sonnenlicht dämpft und bindet jeden eigenwilligen Klang. Ohne schmerzlich bunt zu sein, prangen die Farben losgelassen zur tollsten Heiterkeit.

Die Musik lockt, Männer mit Schläuchen sprengen den ungepflasterten Grund, die Konfettireste werden in roten Strömen zusammengeschwemmt. Zum Tanzen wagt sich noch keiner so recht heran. Es ist zu heiß! meint ein Student, der sich neben uns niedergelassen hat. Nur die Kinder werden allmählich lebendig. Die langen, schwarzen Kittel der Knaben hopsen durcheinander, kleine Mädchen bilden Ketten, halten sich an den Händen, lassen sich los, großes Geschrei ertönt, als der Wind eine Girlande herabschlägt. Diese Feste finden zweimal wöchentlich statt, erklärt unser Nachbar, jetzt werden wir nicht viel sehen, aber wenn wir abends wiederkommen, da ist es ein anderes Bild!

Trotz der fehlenden Tanzlust herrscht Freude und Spannung, jedermann hat Zeit, keiner geht gleichgültig vorbei. Nur die weißen Fleischerburschen, die aus einer Gasse heraufkommen, hinter sich die blauen Linien eines fernen Hügellandes, machen eine Ausnahme. Sie überschreiten den Platz, teilnahmlos und gewichtig wie das Schicksal, unter ihrer blutigen Last von Hammeln

oder Schweinen. Einer gar schleppt ein junges, frisch-gehäutetes Rind vorbei, sein Kopf hebt sich kaum aus den fahlen Fleischmassen der Schenkel, die sich um seine Schultern aufbauen.

Da es unsicher ist, ob unser Spanier schon von seiner Wallfahrt aus Nuria zurück ist, verschieben wir den Besuch in seinem Dorf bis zum Nachmittag. Wir stöbern in der Stadt umher. Der Hitze wegen sind überall auf den Balkons von einer Stange über der Fenstertür die losen Vorhänge niedergelassen. Die Menschen haben sich in den Schatten verkrochen, der im Innern der Häuser und Höfe durch die Torwege sichtbar wird. Wir gelangen zu einer uralten Kirche, die gotisch umbaut ist. In den Fugen des gelblichen Turmes nistet braunverbranntes Gras, der Anschlag eines Hotels klebt neben einem Marmortor, dessen Kapitäle einen abenteuerlichen Tierreigen entfalten. Schweine und Hyänen quellen in einem kurzen Fries noch auf die offenen Mauern hinaus.

Man steigt ein paar Stufen hinunter und findet sich in einer hohen braunen Ewigkeit, die man langsam als Raum begreift. Das Auge erfaßt die Decke, ein gestirntes Blau, die Bogen der Wölbung sind in kleine, buntglasige Lichtschächte hinaufgespitzt. Menschen sind nirgends zu sehen, weder Priester noch Betende. Der Fußboden ist nicht von Stein, sondern von breiten, ungefegten Brettern, Stühle und Bänke stehen wirr durcheinandergerückt. Aber aus allen Winkeln flüstert ein heimlicher Prunk von Gold und gedunkeltem Holz, und die süßen Reste des Weihrauchs machen die Sinne willig, ein Übersinnliches anzunehmen.

4*

Am frühen Nachmittag gehts zur Stadt hinaus. Draußen ist der Weg wechselnd von Mauern und Weidenalleen eingefaßt, dahinter gilbt auf den Feldern der gemähte Weizen. Die Garben ruhen in kleinen ordentlichen Haufen oder stehen aufrecht, während eine letzte zum Schutze quer über den zusammengeneigten Ähren liegt. Ein Kleefeld ist da, eine lockig schwebende Fläche von rotem Duft, eine Mutter sitzt davor auf einem Steinhaufen, ihr Kind an der Brust. Wäscherinnen am Bach weisen mit ausgestreckten Händen den Weg, als wir fragend den Namen des Dorfes nennen. Unter den verstreuten Bauernhöfen fällt einer auf, der sich wie eine Festung hinter Steinwällen und zu Wänden aufgestapeltem Getreide birgt, sogar der Garten ist von hohen Mauern umgeben, die Birnbäume, auf Zehen gestellt, blicken gerade noch mit ihrem äußersten Fruchtholz darüber weg. Allerhand seltsames Fuhrwerk schaukelt auf der Landstraße, ein Riesenweinfaß mit vier hintereinander gespannten Tieren — Ochse, Pferd und Maultier, allen voran das wedelohrige Grauеselein, das einen ärgerlichen Stich ins Herz gibt, weil es immer noch nicht unseres ist. Wunderschön sind die zweirädeigen Landwagen, grüne Pläne von feinem Segeltuch wölben sich, die Seitenwände aus roten oder blauen Holzstäben sind von innen mit Tüchern oder Teppichen bespannt, hängende Matten bilden den Boden. Der Innenraum ist ausgefüllt mit Körben voll Gemüse und Obst, manchmal statt ihrer ein Reisender, der auf seinen bunten Decken ausgestreckt im Halbdunkeln schaukelnd dahinträumt, jeder Begriff von Zeit ist selig ausgelöscht.

Gleich am Eingang des Dorfes findet sich auf einem steinernen Torbogen der gesuchte Name. Wir treten durch den Hof ins Haus hinein. Eine weibliche Gestalt kommt die Treppe herunter, wir erkennen sie sofort, aber sie zögert noch, dann plötzlich strahlt ihr Gesicht.

Ach, wir sollen entschuldigen, es ist dämmerig hier und die Sonne hat uns verbrannt. Außerdem haben sie gefürchtet, daß wir unseren Esel anderswo finden und nicht mehr an unseren Besuch denken würden. Sie selber sind gestern noch am späten Abend von Nuria über die Berge zurückgekehrt.

Eilig werden wir von der zierlichen schwarzen Frau hinaufgeführt in einen großen Raum mit geweißten Wänden und schweren Deckbalken. Die Holzluken an den Fenstern sind der Wärme und der Fliegen wegen geschlossen, bald gewöhnt sich das Auge an die braune Dämmerung. Man erkennt eine hohe Standuhr, Wandschränke, hinter deren gläsernen Türen Wäsche gestapelt ist, einen Tisch und schmucklose Stühle mit gerader Lehne und bastgeflochtenem Sitz.

Auf den hellen Ruf der Frau kommt aus der anstoßenden Küche die Schwägerin, die uns, herzlich überrascht, in ihrem mühsamen Französisch willkommen heißt. Wir müssen niedersitzen, während sie zur Erquickung einen selbstgebrauten Apfelsaft herbeischafft, und dann springt, ihren Mann zu suchen. Nach wenigen Minuten stampft er an ihrer Seite die Treppe herauf.

Er schüttelt uns die Hände, dann aber bekommt sein gutes und lebendiges Gesicht einen sorgenvollen Ausdruck. Er hat sich nach dem Esel seines Knechtes er=

kundigt und erfahren, daß er gestern einen Mann empfindlich gebissen hat. Wir würden ihn nur mit einem Maulkorb nehmen können. Aber das bleibt schwierig und gefährlich für Leute, an die das Tier nicht gewöhnt ist. Er mag uns kaum dazu raten. Was tun? Unser Freund kratzt sich hinter den Ohren. Esel gibts ja noch, man muß im Dorfe rundgehen. Wenn wir wollen, können wir gleich noch einmal mitkommen und hören, was der Knecht drüben weiß.

Wir folgen ihm über die Straße in ein ärmliches Haus. Der Gang ist fast dunkel, etwas Lebendiges bewegt sich, fügt sich zur Gestalt eines schrumpflichen Weibleins. Ihr Mann ist im Feld, gibt sie teilnahmlos zur Auskunft, kaum von ihren Knien aufblickend. Murmelnd sucht sie weiter in ihrem Korbe mit trockenen Kräutern, einer Zauberin gleich, die ihre Formel nicht verlieren darf. Ein Kind mit erschrockenen braunen Blicken kauert neben ihr, irgendwo im Dunkel meckert eine Ziege, ein Hündchen verkriecht sich, von der dämmerigen Treppe leuchten ein paar blindgrüne Katzenaugen.

Unser Freund will gleich auf Kundschaft weitergehen. Seine Frau, sehr bedacht uns zu unterhalten, führt uns im Hofe umher. Da ist ihr Bruder schon selbst, mit seinen Knechten am schweren Ochsenwagen beschäftigt, der das letzte Getreide auf die offene Tenne schafft. Er kommt zur Begrüßung heran, frei und höflich, das Weiße seiner Augen leuchtet in einem wunderbar feinknochigen, dabei kräftigen und ganz verbrannten Gesicht. Die Scheunen sind ohne geschlossene Vorderwand, oben mit Weizen vollgestopft, unten gähnen die schwarzen Öffnungen der Ställe. Drinnen in den

fensterlosen Räumen ohne Streu und Pflaster ists fast Nacht. Alles Vieh ist an der Arbeit oder auf den Weideplätzen, nur ein paar erschreckte Hühner stürzen ins Licht hinaus. Dann müssen wir noch die Mähmaschine sehen, einen amerikanischen Selbstbinder, und als etwas Besonderes wird auch der Garten gezeigt, ein schattenloses, von Mauern umschlossenes Gemüseland, in das von allen Seiten die nackten besonnten Berge hereinsehen. Eine Dienerin hat eine Handvoll Kraut geholt, sie grüßt und fährt dann mit einem kleinen Schreckensschrei auf ihre Herrin los, indem sie ihr ein Hälmchen Spreu aus den Haaren nimmt. Ein freundlich würdiger Dank lohnt ihre Aufmerksamkeit.

Oben im Haus ist unterdes ein Verwandter zum Besuch angelangt. Es ist ein junger Geistlicher, der in Perpignan studiert hat. Schelmisch blicken seine blauen Augen hinter den Brillengläsern hervor. Er hat einen feinen Witz in der Unterhaltung, den ein lustiges Grübchenspiel um den Mund lange vor seinen Worten ankündigt. Die Frauen necken ihn ein bißchen mit seiner Bildung und er läßt sichs gern gefallen, bringt dann, sich selbst zu übertrumpfen, einen deutschen Satz vor: glückliche Reise! worüber auch unser Freund, der eben aus dem Dorfe zurückkommt, in Staunen gerät, pfeift, den Hut lüftet und zum Schluß den Vetter zärtlich in die Schulter zwickt.

Zu seinem Kummer hat er nirgends Glück gehabt. Hier ist nichts zu wollen, aber im nächsten Dorf, da gibt vielleicht jemand seinen Esel. Bescheid kann erst morgen früh da sein, es bleibt eben das beste, wenn wir anderntags noch einmal vorfragen.

Also beschließen wir, in Puycerda zu übernachten und morgen wieder herunterzukommen — so früh wie möglich, bittet unser Freund, weil später alle Leute in den Feldern oder auf den Bergen zerstreut sind. Wir dürfen jetzt aber nicht gleich gehen, sondern sollen mit essen, und wenn es uns recht ist, will man uns später in die Stadt begleiten. Man hat sowieso zu tun dort, und vielleicht treffen wir unterwegs den Eselmann.

Die Bäuerin bringt die Teller auf den Tisch, auf einen Wink ihrer Schwägerin nimmt sie auch Mundtücher aus dem Schrank. Ihr Messer kracht in die Rinde des frischen Weißbrotes, sie verteilt die dicken Scheiben auf die Gabel gespickt, trägt dann weiter auf: Käse, steinharten Räucherschinken, Salami, Rotwein, Sherry und Waffeln. Sie selbst hat keine Zeit, mit am Tische zu sitzen, sie bedient nur und hat doch etwas von der lieblichen Würde einer Prinzessin. Sehr schön ist sie mit ihrer breiten, leuchtenden Kinderstirn unter dem schwarzen, schlichtgekämmten Haar. Das Französische ist ihr so ungewohnt, daß sie bald nur noch mit ihren klaren Blicken oder einem sprechenden Lächeln an der Unterhaltung teilnimmt. Übrigens sind beide Frauen kinderlos, man errät den Zusammenhang der Wallfahrt zum heiligen St. Gilles von Nuria.

In den Augen unseres Freundes glimmt ein Widerspruch: bohrender Kummer, gegen den sich die Hoffnung einer religiösen Inbrunst fast fanatisch auflehnt. Während des Rückweges zur Stadt öffnet er sein Herz. Er und seine Frau sind als Gäste hier auf dem Hofe des Schwagers. Rein äußerlich ein Manneslos, wie es in jedem Teil der Erde fällt: er stammt von einem großen

Landgut, nach dem Tode des Vaters ging es auf den ältesten Sohn über. Er selber hat bislang unter fremdem Dach gearbeitet, aber je älter er wird, desto heftiger wächst das Verlangen nach der eigenen Scholle. Noch sieht er den Weg nicht, aber einmal, einmal wird doch vielleicht das Schicksal günstig sein. Seine Augen füllen sich mit dem harten Vertrauen dessen, der Gott als seinen Mitkämpfer neben sich geschaffen hat. Wie leicht findet sich nun der Schlüssel zu dieser ungewöhnlichen Hilfsbereitschaft: ein nicht in seiner Vollkraft wirkendes Sein, das dankbar nach einer Gelegenheit greift, anderen Gutes zu tun, und darin ein wenig Selbstgefühl wiedergewinnt. Wie sind von Land zu Land alle Unterschiede in Menschendingen Oberfläche, sobald man durchdringt, überrascht die Ähnlichkeit.

Mit Sonnenuntergang haben wir Puycerda erreicht. Auf dem Festplatz kräuseln sich im Abendhauch die Zeltstreifen grellfarbig gegen einen lichtlos erkaltenden Himmel. Für das Gewimmel der Kinder sind öffentliche Spiele veranstaltet. Eben verschwindet ein in einen Holzrahmen gespannter Pierrot, und das Augenmerk richtet sich auf einen rosenroten Seidenballon, der unsichtbar brennend in die Luft geschickt wird. Die Balkons, an denen er vorbeistreift, erschrecken mit ihrem Inhalt von Frauen, der Jubel aus hundert jungen Kehlen dringt ihm über die Dächer nach. Plötzlich hört er zu steigen auf, eine Flamme greift heraus, er krümmt sich hoch, zerfällt in Glut, verlöschende Sterne tropfen herab. Die entzückten Hände, die danach greifen, halten nichts als einen schwarzen Aschenhauch.

Es liegt unseren Freunden sehr daran, uns den Glanz

ihrer Stadt zu zeigen. Wir müssen das Theater bewundern, eine Kirche, die in einen Autostall verwandelt ist, schließlich werden wir in die Villenstraßen hinausgeführt — viele reiche Spanier wohnen im Sommer hier! Zu guterletzt gilt es noch Kahn zu fahren auf dem kleinen künstlichen See. Die Platanenreihen des Ufers werfen mit ihren Stämmen einen lichtgrauen Seidenschein in das Wasser hinab, in die Luft hinauf, auf milchig verschleiertem Fuß, in den fernen Himmel gehoben, verglüht unwirklich fest der äußerste Riß des Gebirges. Als das Auge zur Erde zurücksinkt, ist es fast Nacht geworden. Im Dunkel der Alleen wandert die Stimme eines Unsichtbaren, der ein spanisches Volkslied singt, eigentümlich schwellend, dann wieder fast unbewegt.

Bevor unsere Beschützer uns verlassen, sorgen sie noch für unser Unterkommen in einem stummen, sauberen Café. Niemand außer der Wirtin in ihrer weißen Leinenjacke ist zu sehen. Später entdecken wir noch einen alten Schnauzbart, der mit einer roten Serviette im Torweg steht und nach Gästen ausblickt.

Mit der vorgerückten Stunde wird es unruhiger auf dem Festplatz. Erst leuchten nur die Lichter von Laternen und Fenstern, dann aber werden die Lampions angezündet und in Scharen drängen die Erwachsenen herbei. Für die Kinder scheint überhaupt weder Bettzeit noch Müdigkeit zu bestehen, sie hopsen und rasen wie die Flöhe durcheinander, die Mädchen bilden tanzende Kreise und die Knaben Gespanne von schnaubenden Pferdchen, die mit Mühe an ihren langen schwarzen Blusen gezügelt werden. Wenn eines gar nichts zu tun

weiß, schnellt es bloß umher und reißt ein anderes mit sich, diese fiebernden Füße können nicht eine Sekunde ruhig sein. Ein ganz Kleines ist da, das eben an des Vaters Hand seine ersten Schritte versucht, zwanzig bewundernde Ärmchen greifen ihm entgegen, ein kleines Mädchen, selbst noch kaum fest auf den Beinen, drückt es an sich und zieht es hoch bis beide taumeln.

Sehr lustig fällt der Versuch meines Gefährten aus, ein paar der beweglichen Gestalten aufs Papier zu werfen. Zuerst wird ein etwa siebenjähriges Mädchen aufs Korn genommen, deren Gesicht von schwarzen, kurzgeschnittenen Haaren umrahmt ist, zart, wild und träumerisch. Ihre schlanken Glieder zappeln ohne Unterlaß, aber als sie merkt, was geschehen soll, regt sich eine kleine Eitelkeit und sie bleibt für einen Augenblick still auf ihrem Stuhl, ganz durchsichtig fromm wird das kleine Weibsgesicht. Aber bald muß das gefangene Teufelein sich rächen, aus dem roten Mäulchen fährt blitzgeschwind die rote Zunge heraus. Sie mag nicht mehr stillhalten, aber sie duldet auch nicht, daß nun ein anderes Kind drankommt, drängt es beiseite oder stellt sich breit davor. Über ihre eifersüchtige Gestalt weg fleht ein Junge herzbeweglich, er möchte so gern ein Bild von sich! Ein Schrei des Entzückens lohnt den Entwurf, der sich großzügig an Ohren und Mütze gehalten hat. Der Junge schwingt seinen Fetzen und ein Betteln von allen Seiten beginnt. Die kleinen Körper schieben sich heran, umschließen unseren Sitz mit einer warmen lebendigen Mauer: gleiches Recht für alle! Noch ein paar zusammengestrichene Blätter werden ausgeteilt, auch Erwachsene mühen sich, eine Mutter bietet

ihr Kindchen über die Köpfe der anderen weg: wir sollen nur sehen, wie schön es ist!

Um die Belagerung aufzuheben, bleibt kein Mittel als die Flucht. Wir reißen aus, halten uns im Hintergrunde und finden später auf einer dämmerigen Steinbank einen bescheideneren Platz.

Die Musik hat sich schon lange mit schiefen Tönen und Takten geplagt, erst als die Paare ernstlich antreten, renkt sie ein und gewinnt Schwung und Festigkeit. Unsere Hoffnung auf alte Tänze wird glänzend enttäuscht. Entschwunden die Bals, die Sardanas und Sequedillas, ursprünglich Schäferspiele oder Balladen, deren Weisen für Volkstänze übernommen wurden. Heute vergnügt man sich am Two-Step und Turkey-Trot nach amerikanischen Melodien. Eineinziges Mal im Laufe des Abends tönt etwas Volkstümliches auf, schwermütig undprickelnd, aber die Tänzer wissen nichts damit anzufangen. Zur Abwechslung mischt sich später ein Feuerwerk ein, das heimlich entzündet von der Mitte des Platzes und dann bald kreuz und quer aus allen Winkeln pufft. Jeder Knall wird von entzücktem Schrecken belohnt, man wundert sich nur, daß der marmorne Cabrinety sich von dem höllischen Kreuzfeuer in seiner feierlichen Abgeschiedenheit nicht stören läßt.

Das Publikum ist ein Durcheinander von allen Lebensaltern. Neben kleinen Kindern drehen sich betagte Ehepaare. Die Frauen tragen einen bescheidenen Stadtputz, die Männer Hose, Gürtel und offene Jacke, dazu ohne Ausnahme eine sehr gewöhnliche Wollmütze. Es ist unmöglich, in diesem Mischmasch von Gesichtern ein einheitliches Gepräge zu erkennen. Zwei Grundformen unterscheiden sich: der ebenmäßige katalanische Schwarz-

kopf, an dem besonders die schmalrückige Nase mit den sehr feinen Flügeln auffällt, und der im ganzen Ausdruck heiter, genügsam und kräftig ist. Daneben bemerkt man dann ein viel fremdartiger wirkendes Urbild mit gerundeter Stirn, kleinen glänzenden, tief im Nasenwinkel liegenden Augen, deren braunes Feuer inhaltlos bleibt, sich an keiner Freude richtig mitfreut. Die Nase ist lang und nicht sehr geisteskräftig, ganz im Gegensatz zu ihrer Ausdehnung haben alle Teile des Untergesichts etwas vom Kinn her Zusammengeschobenes, kaum bleibt zwischen Nase und Mund Platz für den Lippenbart.

Alles in allem findet sich neben den reineren Zügen einer erhaltenen Rasse mehr Mischvolk als vielleicht an irgendeinem anderen Teile Europas. Seit Jahrtausenden sind die Stämme ungezählter Völker hier durchgewandert oder hängengeblieben. Auf die älteste Besiedlung durch Kelten und Iberer folgten die Tage der Römer. Nacheinander machten Goten, Mauren und Araber sich heimisch, später dann Gallier und Franken, auch die Normannen dehnten ihre Streifzüge bis in dieses Bergland. Ein wenig Leben, ein wenig Kultur blieb von jeder Überflutung zurück. Immer wieder gibt der seltsame Zusammenbau eines Gesichtes Rätsel auf, lockt, die verworrene Geschichte seines Blutes zu verstehen.

Stets merkwürdig ist dem Nordländer dieses Maß heiterer Sicherheit, das jede Lebensäußerung des Romanen vor Roheit oder Unschönheit bewahrt. Ganz besonders zeigt sich das im Liebesspiel: die Blicke fliegen hin und her, so werbend oder verheißend wie das Herz sie eingibt. Aber nirgends eine Spur von Lüsternheit, nirgends öffentliches Zärtlichtun oder erhitzte Paare,

die im Dunkeln munkeln. Sitte und natürliches Gefühl ziehen vor der Welt die Schranken, ohne daß Heuchelei oder Unnatur sich breitmachen. Irgendwie teilt sich die beruhigende Gewißheit mit, daß jeder zu seiner Zeit zu seinem Rechte kommt.

Bis gegen Mitternacht bleibt der Platz belebt. Der Nachtwind sträubt das zischende Papier über den Köpfen der Tanzenden, die Monde der Lampions werfen ihre gelben, schwankenden Streifen von Licht. Farbe und Bewegung feiern ein Fest, dessen Seele die reine kindliche Freude, das Sichgeben an den schönen Augenblick ist. Rings im bräunlichen Dämmerdunst ziehen Arm in Arm Reihen von Mädchen, die sich ausruhen. Burschen schwärmen in entfernteren Gruppen. Alte sind da, die sich an der Jugend freuen, mit mildem Wort die Mütter unterstützend, die geduldig ihre Kinder sammeln — sie kommen nicht, bevor der Schlaf sie taumeln macht!

Wir finden unsere Herberge unverschlossen, nirgends ist ein Mensch zu sehen. Durch die offenen Fenster schwirrt über die Dächer weg noch lange ein zarter, gleichmäßiger Freudenklang von Stimmen und Musik.

Nach all dem abendlichen Glanz von Himmel und Erde kriecht unerwartet trübe der Morgen herauf. Gewölk drückt, blau geschichtet, den silbernen Horizont, die Berge lagern unbegreiflich niedrig hinter einem Vorland, das fast Ebene zu sein scheint.

Unten im Café stehen die Stühle noch auf dem Tisch, ein hungriger Hund kommt zur Begrüßung, verschwindet und scheint die Wirtin zu holen. Nachdem sie unser Frühstück gebracht hat, rechnet sie in einer spanischen Mundart, die Finger zur Hilfe nehmend, die Reales der bescheidenen Zeche vor.

Es ist nach sechs Uhr, in den Straßen noch völlige Stille. Auch auf dem Festplatz kein Mensch, regungslos, ein wenig aschermittwochhaft hängen mit erloschenen Farben die Bogen des papierenen Schmuckes in der feuchten Luft.

Als wir die Landstraße nach Aja erreichen, fließt ein munterer Regen herab. Wir eilen, das Dorf zu gewinnen, treffen dort unsere Bauersleute in großer Not. Voll Vertrauen auf beständiges Wetter haben sie ihr Getreide unter freiem Himmel zum Dreschen gebreitet, nun langen Hände und Raum nicht, es in Sicherheit zu bringen.

Unser Freund erscheint auf einen Augenblick — die Arbeit im Hofe hat ihn aufgehalten, nun geht er, den Eselbesitzer zu treffen, in einer halben Stunde wird er Bescheid bringen. Er schickt uns aus der Nässe weg in das Zimmer hinauf. Die Frauen kommen zur Begrüßung, lassen sich aber nicht in der drängenden Arbeit des Morgens stören. Gern dürfen wir in die Küche hineinsehen! Da gibt es nur die allernotwendigsten Dinge. Statt des Herdes findet sich eine Eisenplatte, in den Fußboden eingelassen, auf dem Rost über der zusammengehäuften Glut steht ein dampfendes Tongefäß. Schränke oder Bortbretter sind nicht vorhanden, Töpfe, Kannen und Deckel hängen verstreut an der Wand umher. Dazu kommen noch Tisch und Nähmaschine, das ist die ganze Ausstattung. Überall Sauberkeit, aber darüber hinaus nichts, kein Behagen und kein Schmuck: die Wohnung des Südländers, dessen Haus nicht seine eigentliche Welt ist.

Drei oder vier Arbeiter stampfen, das Wasser von ihren Kleidern schüttelnd, die Stufen herauf. Der An-

blick von Fremden am Ende des Tisches ist ihnen sehr überraschend und weckt eine versteckte Heiterkeit. Die Bäuerin trägt das Essen auf, Sherry, Schinken und Kartoffelbrei, zuletzt noch Zigaretten. Die Leute bleiben immer noch zum Lachen aufgelegt, das zwar artig unterdrückt wird, aber zwischendurch ansteckend losprustet. Einer flieht mit vollem Mund halb erstickt die Treppen hinab. Offenbar genießen sie es unbeschreiblich, über Anwesende sprechen zu können, die nicht mehr verstehen als Holzpuppen. Dabei sind sie vollkommen harmlos und ihre Lustigkeit hat nichts Verletzendes, man bedauert einzig, daß man nicht mittun kann.

Endlich macht das Erscheinen unseres Freundes der Mahlzeit und damit der Muße ein Ende. Ein wenig niedergeschlagen rückt er heraus: mit dem neuen Esel ist es auch nichts. Der Mann will ihn nicht ausleihen. Verkaufen schließlich schon, aber zweihundertundfünfzig Franken, das ist mehr als wir geben dürfen. Seine fehlgeschlagene Bemühung drückt ihn so, daß wir es sind, die ihn trösten, mit der dankbaren Erkenntnis, daß man in einem unbekannten Land nichts besseres tun kann, als einen Esel suchen, auch dann, wenn man keinen finden will — bloß um zu erleben, wie ein fremdes Volk zu einzelnen Menschen wird.

Ein paar Süßigkeiten, die wir für die Frauen auf den Tisch gelegt haben, wollen sie durchaus nicht annehmen. Wir sollen sie selbst für die Reise behalten, außerdem haben sie schon einen deutschen Pfennig zum Andenken! Der Mann aber fühlt heraus, daß wir Freude daran haben, unser kleines Geschenk dazulassen, er kostet und lobt und hält auch den Frauen hin.

Mit herzlichem Abschied und der dringlichen Hoffnung eines Wiedersehens werden wir entlassen. Man hat einen Jungen aufgetrieben, dazu zwei mächtige Regenschirme, die bringen uns abseits von Puycerda in einer halben Stunde durch die Felder nach Bourg-Madame.

Der Zug läßt den Reisenden genügend Zeit, sich auf dem Bahnhof zu sammeln. Ein paar verspätete Sommerfrischler gibt es, die frierend auf ihren Koffern sitzen. Schwarz gekleidete Bürgersfrauen und emsiges Bauernvolk, Körbe voll Gemüse oder diese entsetzlich vollgestopften Marterkästen für Geflügel bewachend, die man nur im Süden sieht. Schwanzfedern und Hälse spießen jämmerlich zwischen den engen Maschen und Stäben hervor.

In unserem Abteil sitzt ein verblühtes Mädchen mit emsigem und ängstlichem Blick. Als sie an unserer Sprache hört, daß wir aus Deutschland kommen, erzählt sie, daß sie Lehrerin und augenblicklich ohne Stellung ist. Vielleicht wissen wir etwas für sie — immer seltener werden die feinen Familien, die ihre Töchter im Hause behalten, immer häufiger schickt man sie in die öffentlichen Schulen. Wahrscheinlich fehlt dem armen Wesen die Berechtigung, dort anzukommen. Sie sieht mit soviel Furcht ihrem Alter entgegen, daß sie sogar von Wildfremden Hilfe hofft.

Der absolute Esel

Als wir nach Mont-Louis zurückkommen, ist kein Regen mehr. Für den Nachmittag tauchen neue Pläne auf. Wir können nach Planès gehen, einem Dorf, an der jenseitigen Talwand. In Perpignan hat man uns auch dieses genannt als das Land, darin die Esel fließen.

Voller Begier auf das, was der neue Jagdzug bringen wird, steigen wir abwärts auf ausgewaschenen Feldwegen. Vom Weideplatz herüber glotzen ein paar riesige Stiere, die ein winziges Büblein mit einer Gerte bewacht. Wir kreuzen die Bahnlinie, dann geht es pfadlos über zerrissenes Land. Schutthänge wechseln mit Feldterrassen, oft so schmal, daß nicht eine Kuh darauf stehen könnte. Zwischen den Steinen nisten verspätete Blumen, die wilde Möhre mit dem vertrauten Blutpünktchen mitten in der weißen Dolde, grüne, gelb zerschlitzte Resedaschwänze, Brünellen, Skabiosen und Thymian.

Nach einer Stunde etwa erreichen wir das Dorf, hart bedrängt von einem Ochsenwagen, der die ganze Breite des Hohlweges einnimmt. Die Häuser liegen in drei Gruppen zerstreut, je nachdem die Bewegung des Bodens zu bauen erlaubt hat. Arm und sauber erscheint alles, nirgends sammelt sich Unrat. Ein durch-

strömender Bach nimmt alle üblen Reste mit, selber frisch und ungekränkt sich bewahrend.

Vor einem Hause schichten Männer buschiges Kiefernholz. Esel? Nein, sie blicken erstaunt auf. Sie wissen niemanden, der einen Esel abgibt. Vielleicht, dort oben in den Bergen hat man einmal einen uralten laufen lassen, weil sogar seine Haut nichts mehr wert war, mag sein, daß wir den noch finden! Das soll ein Witz sein, wird aber durchaus ernsthaft vorgebracht, auch die Augen der Gefährten zwinkern nicht.

Also nichts zu machen. So werden wir wenigstens die Kirche sehen, ein uraltes Fabelding, vollkommen überlieferungslos. Schließlich meint man, in der ganzen Erscheinung etwas Maurisches herauszuspüren, obgleich die Mauren in dieser Gegend zwar viel zerstörten, aber keine Erbauer waren. Die weißen, rundlich vorgewölbten Mauern mit dem feinen, gegliederten Schieferdachwerk und der mächtigen Glockenwand stehen rätselhaft gewachsen, lichtgestreichelt auf ihrem dreieckigen Grundriß inmitten des kleinen, übergrasten Friedhofs. Der Eindruck des Innern bleibt ebenso merkwürdig. Die weiße Kuppelwölbung ist nur durch ein einziges rundes Fenster über der Tür erhellt. Ein langes schwarzes Rohr ist hineingeleitet, der dazugehörige Ofen befindet sich in sommerlicher Verbannung. Rechts und links vom Eingang fügen sich die Seitenteile des Dreiecks an, alle Ecken sind zu Bogen und alle Winkel zu Nischen ausgerundet. Von irgendwelchen Kunstschätzen ist nichts zu entdecken. Der gekreuzigte Christus mit seinem Mullschurz stammt wie aller übrige Bildschmuck aus einer späten Zeit, in der man durch große Gebärden das mangelnde Gefühl zu ersetzen suchte.

5*

Das ganze Gebäude, so festlich es in dem zerstreuten Glanz des Himmels aufsteigt, macht einen verlassenen und vergessenen Eindruck. Allerdings steht der Anschlag an der Tür durchaus in Verbindung mit dem Leben von heut. Der Staat gibt nichts für die Erhaltung der Geistlichkeit, folglich: die Kirche versagt zwar niemand ihren Beistand, jedoch besonderer Prunk bei Trauerfällen oder Festen in der Familie wird nur gewährt gegen einen jährlichen Beitrag. Wer nicht zahlt, kann nicht etwa nachträglich bei einem plötzlichen Anlaß sein Versäumnis gutmachen, sondern muß sparsam gesegnet in die Ehe oder das ewige Leben hinübergehen.

Wir machen uns auf den Heimweg. Auf den grauen, zerrissenen Tag folgt ein früher, kühler Abend, die Wolken schleppen immer tiefer, bis sie schließlich ganz niederfallen und die Täler mürrisch brodelnd überdampfen. Zu guterletzt fängt es zu gewittern an, nicht über, sondern neben uns. Gerade als der erste Wirbelsturm einsetzt, mit halber Dunkelheit schon, landen wir in Mont-Louis.

„Haben Sie Ihren Esel gefunden?" Dieser teilnehmend wiederkehrende Gruß der Angestellten des Hotels fängt allmählich an, unsere Langmut zu reizen. Unser Esel — da ist er natürlich, irgendwo, irgendwann, irgendwie. Wozu im Grunde noch dieses lächerliche Versteckspiel? Alter Freund, einen Schabernack in Ehren, schließlich aber muß man Geschmack beweisen, die große Kunst des Lebens üben, im rechten Augenblick aufzuhören . . .

Ganz flach, durchleuchtet von rötlichen Adern, stellen sich am nächsten Morgen die Berge dar. Wolken kriechen um ihren Fuß, streichen mit einem Schein von

Leben an ihren schädelnackten Kuppen entlang — sie kümmerts nicht, sie harren aus, uralt und tot, Greise, die Jahrtausende zum Sterben brauchten.

Am Vormittag wird nichts Besonderes unternommen. Der trübe Himmel macht keinen Mut, und wenn unser Esel eigensinnig ist und bleibt, was hindert uns, ebenfalls zu streiken? Schließlich können wir, um ihn zu strafen, die ganze Sache schwimmen lassen und sehr wohl nur mit dem Rucksack losziehen! Freilich müßten wir vieles aufgeben, die Seen, Andorra — bleibt als zweites: mit Sack und Pack aufbrechen, um von einem anderen Punkte aus, weiter westwärts, noch einmal mit dem hartnäckigen Grautier anzubinden. Beide Unternehmungen haben nicht viel für sich. Die letzte bedeutet Zeitverlust, und im Falle der ersten wären wir für die schon langen und gebirgskalten Nächte auf Gasthäuser angewiesen. Abgesehen von den Strecken, wo überhaupt keine zu erreichen sind, würden sie wahrscheinlich eine so vielfüßige Plage auf uns und unser Gepäck übertragen, daß es gelinder wär, unter ehrlich handgreifliche Mörder als unter dieses Gesindel zu fallen.

Allmählich dämmert die Erlösung: wir werden noch einmal nach Sauto hinabgehen und, klug geworden, froh sein, wenn wir einen Esel wenigstens kaufen können. Plötzlich strahlen uns die Vorzüge entgegen — ein eigenes Tier, nicht einen jämmerlichen Mietling zum Gefährten haben! Außerdem können wir unsere Richtung ganz nach Belieben wählen, brauchen nicht im Kreise zu laufen und keine Scherereien mit dem Besitzer zu fürchten, der natürlich behaupten wird, wir hätten das Tier mißhandelt, und zurücknehmen täte er es

nicht ... Eine Schwierigkeit bleibt natürlich: zum Schluß wird mans verkaufen müssen — nun ja, aber wird ein Abnehmer da sein? Immerhin, man könnte es einfach in den Bergen laufen lassen oder lebend zu Salami einkochen. Je nachdem die persönliche Beziehung sich gestaltet, wird freihändig zwischen beiden Möglichkeiten zu entscheiden sein.

So ist das Verhältnis zu unserem Esel nur inniger hergestellt, wie immer nach einem gesunden Krach zwischen Liebenden. Hoffnungskräftig pilgern wir am frühen Nachmittag nach Sauto hinab. Vor dem Dorfe treffen wir, tollkühn auf seinem Rade übend, den Sohn des Lehrers. Schleunigst macht er kehrt, der fernen Gestalt seines Vaters entgegenrasend.

Der ist gespannt, von unserem Erfolge zu hören, hat sich unterdes auch selber weiter umgetan. Aber, es ist nun einmal so, die Leute hier lieben ihr Tier, es liegt ihnen nicht daran, es zu verschachern, um dann doch ein anderes zu nehmen. Er möchte uns gern etwas Gutes tun für die Enttäuschung, die er uns bereiten muß. Wenn wir mit ihm kommen wollen? er hat die Abschrift einer Urkunde angefertigt, die die Gründung eines Dorfes erzählt — er weist mit der Hand in die Berge über seinem Kopf — das zur Zeit der Pest ausgestorben und verbrannt und dann ohne Kirche wieder aufgebaut ist.

In seinem Hause angelangt, bringt er den großen Kanzleibogen, wir müssen alles lesen, kein Buchstabe wird uns geschenkt. Dann begleitet er uns durchs Dorf zurück. Auf dem steinigen Zickzack treibt eine Frau ihren Esel herauf, ein weißes Hündchen spielt

neben ihr. Unser Führer stößt uns an, wir sollen sie genau ansehen. Es ist eine Witwe, ein fleißiges und sehr merkwürdiges Geschöpf, jedes Tier tut, was sie will. Als sie näherkommt, grüßt sie herauf mit ihren hellen Augen und dem sicheren, gütigen und auch ein wenig abwesenden Lächeln eines Menschen, der tüchtig im Alltag ist und zugleich ganz unbelastet davon, indem er, abgerückt von kleinen persönlichen Plagen, in vollkommener geistigen Freiheit sein Leben führt.

Der Lehrer redet sie an, will wissen, ob ihr Hündchen noch immer so gehorsam ist. Sie lacht und schickt es den Berg hinauf, nicht mit eingelernten Worten, sondern wie ein Mensch mit einem anderen spricht, voll Vertrauen, daß es seine Sache gutmachen wird. Während sie den Hund zurückerwartet, wird auch der Esel ins Gespräch gezogen. Aufmerksam beobachten seine Ohren die Herrin, die sich eben nach einem Kraute bückt, das sie in der Hecke erspäht hat. Ysop! erklärt sie, saugt mit der Nase an den bläulichen Lippenblüten und reicht den würzigen Stengel herüber, daß auch wir riechen sollen. Ihre Blicke, die so wunderlich heimisch sind in dem was war oder dem was kommt, tanzen vor unbefangenem Vergnügen am Augenblick. Vielleicht macht es ihr Spaß, daß der Lehrer seinen Fremden von ihren Blumen und Tieren erzählt hat. Obgleich sie sich innerlich uns zuliebe kein bißchen anders gibt, als wenn sie mit ihrem Esel und ihrem Hunde allein wäre.

Ohne Gruß, ganz leicht und unbekümmert, setzt sie ihren Weg fort. Sehnig, aber nicht abgemagert, ist ihre Gestalt, ihr Alter nicht zu bestimmen, es könnte so gut dreißig wie fünfzig Jahre betragen. Der Lehrer

ist durchaus stolz auf sie, aber daß sie schön sei, das ist ihm weiß Gott noch nicht in den Sinn gekommen! Schön im Sinne von ausdrucksreich — er zuckt die Achseln und blickt uns an, ob wir einen Spaß machen.

Für wieviel Not und Leiden, unter Mitmenschen geschehen, hätte man im Mittelalter diese Frau verantwortlich gemacht, um ihr schließlich den Feuertod zu verordnen! Sie war anders als andere, das genügte für ihren Zusammenhang mit jeglichem Unheil. Und war es nicht recht so, hat nicht die Menschheit zu allen Zeiten mit feinem Instinkt das Ungewöhnliche herausgewittert und sich dagegen aufgelehnt, ganz besonders wenn eine Frau damit geschlagen war, der es in den meisten Fällen nicht weiter als eben bis zur allgemeinen Unheimlichkeit gedieh, weil sie abgeschlossen war von einem Leben, an dem ihr Geist und ihre Hände hätten formen können!

Und er bewegt sich doch

Noch einen letzten Tag wollen wir aufwenden, ergibt sich unser Esel auch diesmal nicht, wird ein Strich gemacht, wir schicken das Gepäck mit der Bahn und laufen zu Fuß los!

Am frühen Morgen geht es mit der Bahn nach Prades hinab. Diesen Ort haben wir von Anfang an mit List vermieden. Denn er soll ein richtiger Fremdenplatz sein, wo es Führer und Esel, Fremde, Betrüger und Luxus gibt — alles bedingt durch die Nähe des Canigou, der gewaltigsten östlichen Erhebung der Pyrenäen. Mit ihm schließt eine Kette, die vom Hauptzug in nördlicher Richtung abzweigt. Er hat einen doppelten Gipfel, in dem sich zwei zusammenlaufende Rücken vereinigen. — Leider ist er nachgerade ein wenig Modeberg, fast ganz auf dem Reittier zu erklimmen. Der Blick über Gebirge, Ebenen und das Küstenland des Mittelmeeres lockte schon im 13. Jahrhundert Peter von Aragonien als einen der ersten Bergsteiger und Alleingeher auf seinen unbekannten Grat.

Die Straßen der Stadt tun sich auf, Bäder, Hotels und Kaufläden, aber nicht den geringsten Esel spähen wir heraus. Enttäuscht dringen wir bis zum Marktplatz. Unter Bäumen um die alte Kirche herum sitzen Gemüseweiber, Tandhändler halten Wache vor ihrem gleißenden Kleinkram.

Eine freundliche Kaffeewirtin, die anfangs durchaus nichts zu essen hat und dann doch Eier, Brot und grüne Feigen auf den sorgsam in den Schatten gerückten Tisch bringt, hört, was uns herführt und weiß sofort Rat. Das heißt, sie weiß zufällig auch gerade nichts, aber der Herr dort, der kann sicher alles sagen.

Sie geht und erkundigt sich, kommt zurück, voll von dem Wunsch zu helfen. Leider ist es unmöglich, die Speisen auf dem Tisch vor ihrer feucht sprühenden Gutmütigkeit zu bewahren. Sie nennt ein Dorf in der Nähe, dort werden wir mehr Esel finden als wir brauchen. Die Leute sind ganz gewöhnt daran, aus solchem Anlaß mit Fremden zu verhandeln.

Im Vorübergehen noch ein Blick in die Kirche. Ein mattblauer Himmel, verwaschen gestirnt, wölbt sich über dem romanischen Schiff. Die Fenster senden farbige Kegel von Licht. Ein riesiger Altar ist da, voll von holzgebildeten Gestalten, wildgebäumt. Man erschrickt über die Fülle von Arbeit und handwerklichem Können, die an dieses hohle Wesen verschwendet ist.

Draußen gibt es dann, fern von allem Verkehr, zwischen geschlossenen Wänden köstlich schmale Schattenstraßen. Klares Wasser rinnt zu beiden Seiten, ein Mädchen kniet auf den Steinen und spült Wäsche, ein Alter schrubbt mühsam ein Paar Schuhe. Das Bächlein fließt so schnell, daß sein Glanz kaum getrübt wird. In den Türen der grauen, sauberen Häuser lehnen Frauen mit Strickzeugen, sie haben weiße, rundliche Gesichter und sehr schwarzes, glanzloses Haar. Manchmal erhascht man eine Durchsicht in einen sonnigen Hof, aus dem Pflaster wachsen Weinstöcke, ihre Zweige sind über Gitter-

dächer gezogen, die braunen Trauben hängen senkrecht, von Licht durchschimmert, viel zu schwer für das schmächtige Rankenwerk. Manchmal leuchtet eine Terrasse, zu der Stufen hinaufführen: ein zierlicher Garten, ganz eingeklemmt zwischen Gebäuden, jedes Fleckchen Erde ist ausgenutzt für Blumen, Büsche und tellergroße Rasenflächen. Man hat fast den Eindruck, als sei all das Pflanzenwerk nicht gewachsen, sondern zu einem immer gleichbleibenden Schmuckkästchen künstlich zurechtgebaut.

Eine sonnige Landstraße führt hin zu dem Dorfe, das die Wirtin genannt hat. Die silbrigen Rispen der Maisfelder flimmern im Licht, tief zwischen den Blättern reift der Kolben, weitet und wölbt die Hülle, deren Spitze dürr wird und sich leise öffnet.

Kurz vor dem Dorfe knarrt ein Ochsengespann. Wir reden den Führer an, er bringt die Tiere zum Stehen und denkt nach, wie er helfen kann. Soviel ist sicher, hier im Dorf werden wir nicht einen einzigen Esel finden. Seine Frau, die auf dem Graswagen sitzt, bestätigt es. Was ist zu machen?

Plötzlich faßt das Gesicht des Mannes Mut. Fünf Kilometer weit, im nächsten Dorf, da wohnt ein Fremdenführer, der hat alles was wir brauchen. Daß er nicht gleich daran gedacht hat! Er kratzt sich hinter den Ohren, froh mit einem guten Vorschlag aufwarten zu können.

Wir werden allmählich mißtrauisch gegen dieses ‚nächste Dorf'. Sobald man zu einem Tor hineinkommt, rücken sämtliche Esel zum anderen hinaus eben ins nächste Dorf. Aber ist es nicht leicht so im Leben: da sitzt einer unter Alltagslast und gewöhnlichen Menschen, in der Ferne leuchtet das Paradies — kommt

er endlich hin, ist alles leer, doch in der Ferne leuchtet und lockt, ganz voll von Eseln, nun wirklich: das nächste Dorf!

Auf den abfallenden Feldern an der Bachseite und bis zum Fuß der besonnten Berglehnen hinauf gabeln Bauern das Heu zusammen. Obstbäume stehen an der Straße, ein wenig matt von Staub und Sonnenbrand. Man wundert sich, bei soviel Wärme und Fruchtbarkeit statt der Zypressen und Oliven, Pappeln und Weiden das Tal begleiten zu sehen. Ganz selten nur greift das rechtwinklige Geäst eines Feigenbaumes mit seinen gelben, grüngestreiften Früchten über eine Hecke heraus.

Hart am Weg die Ruinen von St. Michel de Cuxa. Vom alten Kloster ist nichts mehr erhalten, als ein wundervolles, in ein Wirtschaftsgebäude eingelassenes Portal aus rötlichgelbem Marmor, mit Engeln, Heiligen und geflügeltem oder züngelndem Getier. Auf der Suche nach dem Kreuzgang erfahren wir, daß er vor Jahren schon in die Bäder von Prades hinabgeschafft wurde. Später geraten wir in das Innere der halbzerstörten Kirche. Überall ist der Putz von den roten Mauern gebröckelt, die gewaltigen Wölbungen, mit Heu vollgestopft, reden durch all den Jammer des Verfalls immer noch ihre ewige Sprache.

Von der Straße aus wird der Zusammenhang der noch vorhandenen Anlage klar. Da erschließen sich graue Mauern und rotes Dachgewinkel, hinleitend zu einer Art Kapellenkuppel mit erhobener Mitte, über alles weg herrscht der mächtige Vierkant von Turm, lichtgelb mit zierlich übereinander gereihtem Bogenwerk und dem schräg

ausladenden Unterbau, der gemächlich den Gang der Jahrhunderte überdauert hat.

Weiter führt die Straße nach Taurinya hinauf. Hinter den durcheinander gestellten Häusern blaut der von Laubwäldern südlich umschmeichelte Fuß des Canigou. Über strengeren Nadelwald steigt er auf zu den Felswüsten und dem ewigen Schnee seiner einsam gewaltigen Kuppen. Die Berge um Mont-Louis sind kaum niedriger, doch können ihre verfließenden Formen den Vergleich mit diesem finsteren Eigenbrödler nicht aushalten.

In den Gassen des Dorfes zeigen sich ein paar verwunderte Frauengesichter. Ein kleines Mädchen mit einem Strubelkopf, schon gewöhnt an diesen Dienst, läuft voraus zum Fremdenführer.

Wir werden die Treppen hinaufgewiesen durch einen großen Raum im Erdgeschoß, der nach Leder duftet und ganz vollgehängt ist mit Sätteln und Geschirr. Schließlich ist da ein geräumiges Zimmer, ein Mittelding zwischen Schänke und Wohnstube. Vom offenen Flaschenschrank wendet sich der Besitzer, sein faltiges Gesicht mit dem ruhig überlegenen Blick weckt Zutrauen. Mit teilnehmendem Stirnrunzeln hört er unser Anliegen: das ist, wies scheint, eine schlimme Geschichte! Er lächelt nachsichtig, Esel hat er überhaupt nicht, er kann sich nur auf Pferde einlassen. Zweitens, nach Andorra hinüber kann er kein Tier geben. Kein Mensch geht dorthin. Unmöglich! mischt sich auch seine Frau ein, die in der Fensternische sitzt und von ihrer Handarbeit das kluge strenge Antlitz herrichtet. Augenscheinlich ist es ihrem Manne sehr recht, nicht allein als der Unliebenswürdige dazustehen. Dann schlägt er vor: wir

sollen Andorra lassen — ein wildes einsames Land! Können statt dessen eine recht bequeme Tour auf den Canigou haben, weil es spät im Jahr ist, wird er die Pferde billig geben.

Als wir nicht darauf eingehen, mischt sich ein schwarzhaariger Bursche ein, dessen verbranntes Gesicht schon eine Weile auf der Treppe gelauscht hat. Es gibt einen Esel im Dorf, der gehört einer alten Witwe, die ihn verkaufen möchte. Wenn wir wollen, wird er hingehen und fragen.

Nach kurzer Zeit kommt er zurück: das Tier ist da, wir können es selber ansehen. Ein paar Schritte über die Straße führen uns in einen Hof. Ein altes Weiblein wartet mit aufgerissenen Augen. Als wir wirklich kommen, hockelt es in den Stall und zerrt aus dem Dunkel einen richtigen lebendigen Esel heraus. So wie er ist, mit Halfter und Strohsattel, sollen wir ihn haben für hundertundfünfzig Franken.

Er hält ja nun nicht ganz das, was er uns vorgegaukelt hat. Schmal und mager, mit vergrämten Beinen. Aber lebendig pendeln die hölzernen Ohren, als seine Herrin ihm ein Bund grünen Mais vorwirft, um zu zeigen, daß der Burro gesund nnd hungrig ist und tut, was von ihm verlangt wird.

Wir führen ihn im Kreise, woran er, von seinem Futter weggestört, nur widerwillig teilnimmt, gucken ihm ins Maul, besehen seine Füße, kurzum, heucheln Eselverstand nach jeder Richtung. Der Preis ist natürlich viel zu hoch. Aber die gesparte Miete, die gesparten Herbergen, wenn man all das zusammenrechnet, kriegt man nicht das Tier immer noch geschenkt? Verdient

geradezu an ihm! Es wäre durchaus kurzsichtig, das Geschäft von der Hand zu weisen. Alt ist er, nun ja, aber dafür kann er nichts, und es wäre unrecht, ihm daraus einen Strick zu drehen.

Ein letzter Blick des Einverständnisses, hell aufschießender Wagemut — das nachdenkliche Mustern wandelt sich in ein Lächeln der Begrüßung. Unser Esel steht da, hergerufen aus dem Weltenraum des Unsichtbaren! Ein wenig lange hat der Satanskerl die Tarnkappe getragen, aber sei es, wie es sei: vergeben, vergessen, und der frisch gewonnenen Leiblichkeit vertraut!

Die Alte glaubt noch kaum, was sich zugetragen hat, bis wir sagen, sie soll heraufkommen und ihr Geld holen. Armut ist immer mißtrauisch gegen das Glück, auch wenn es eindeutig in Zahlen ausgedrückt wird.

Der Wirt ist sehr zufrieden, daß wir uns gezeigt haben als Leute, die ernst zu nehmen sind, zum wenigsten geneigt, Dummheiten für ihr Vergnügen zu machen, und behandelt uns deutlich mit verstärkter Achtung. Er gönnt der Alten ihre Handvoll Geld, und hat für sich das ritterliche Wohlgefühl, aus der Not geholfen, ohne uns den letzten Blutstropfen abgezapft zu haben, den wir vielleicht gerade noch gegeben hätten.

Die Auszahlung des Geldes ist eine feierliche Sache. Die Witwe hat sich gewaschen und ein weißes Tuch um den Kopf geknotet. Sie kommt auch nicht allein, sondern mit ein paar freundwilligen Nachbarinnen, die soviel wie möglich von dem unerhörten Fall erleben wollen. Einen Empfangschein unterschreiben kann sie nicht, auch mit den Geldzetteln kennt sie sich nicht aus. Sie hat soviel Ehrfurcht davor, daß sie sie nicht zu-

sammenzufalten wagt, sondern offen in der Hand hält, die Nachbarinnen befühlen und staunen läßt.

Fünf Minuten später treiben wir zu dreien auf der Landstraße. Das schrumpfelige Weiblein starrt uns von ihrer Hoftür aus nach. Es ist alles so schnell gegangen, daß sie in ihren Gefühlen nicht recht mitkommt. Wahrscheinlich freut sie sich, daß sie den unnützen Fresser von der Krippe los ist. Aber ein paar Stunden später tut ihr doch vielleicht der leere Platz weh, und es wird ihr sein, als sei ihr Mann nun erst richtig tot, da auch der Hausgenosse, der ihn am besten gekannt hat, sie verlassen hat.

Mißtrauische Seitenblicke zeigen, daß auch der endlich beingewordene Esel vorläufig noch nicht weiß, wie er sich zu all diesen Dingen zu stellen hat. Maulhalten und so wenig wie möglich gehorchen, beschließt er aus der Erfahrung eines langen Lebens heraus, und setzt seine Füße bedächtig voreinander. Dem Stock, der von einem nachlaufenden Buben gebracht wird, gelingt es nicht, seine abwartende Haltung zu ändern.

In unseren dankbaren Herzen ist alles bereit, ihn zu entschuldigen. Von seiner alten Witwe weg einfach in die Welt hinausgetrieben werden, dabei kann die Seele schon einfrieren. Außerdem wird er wenig zu beißen gehabt haben. Mit leerem Magen, bitte sehr, wo sollen da Gedanken und Einfälle, ja selbst Jugend und Schönheit herkommen? Wir werden seinen Unternehmungsgeist ganz gehörig mit Hafer aufkratzen, und wird nicht der Wechsel zwischen muffigem Stall und Bergesluft ein Jungborn sein für das alternde Geblüt?

Langsam, zu langsam für unsere Füße, denen plötzlich die Welt verheißungsvoll offensteht, geht es nach Prades hinab. Vor uns selber erhoben treiben wir hin, stolz, nach all dem Hotelschmarotzertum nun endlich wirklich auf der Straße mit einem Esel zu sein, sozusagen unter Eingeborenen Platz genommen zu haben. Staunend folgen uns die Blicke der Landleute, die mit ihren Ochsenwagen unterwegs sind, unser Dreibund scheint ihnen noch wenig erprobt. Außerdem mag man unseren Gesichtern, verschämt und freudenblank, ansehen, daß wir gar nicht wissen, was für ein armseliges Hungergespenst wir erwischt haben.

Die Ruinen von St. Michel de Cuxa, die wir auf dem Rückweg gründlich durchstöbern wollten, sind plötzlich nichts als ein wertloser Steinhaufen. Wer mag sich mit dem Schutt vergangener Tage bestauben, wenn Fuß vor Fuß morgenfrischen Fernen entgegenwallt! Viel wichtiger ist es, daß der Burro einen Namen bekommt. Es werden einige Versuche gemacht, schließlich bleiben wir an Figaro hängen. Ers und os, mit genügendem Nachdruck vorgebracht, sind offenbar die einzigen Laute, die imstande sind, den Ehrgeiz des neuen Gefährten anzuregen. Freilich wird das Wort bald unhandlich, schmeckt außerdem nach Absicht. Namen ergrübelt man nicht, die müssen geflogen kommen. Wir geben die Sache auf und finden beim nächsten Zuruf unverhofft das bescheidene Burrico, das eigentlich nichts vorstellt als „Eselein“ mit einem Beigeschmack von mitleidigem Spott. Aber nicht des Sinnes wegen wird entschieden, sondern einfach weil

man in diesen herzhaften drei Silben alles miteinander sein kann: drohend und geduldig, vorwurfsvoll und zärtlich, fluchend wie lobbereit.

In Prades wird der Neugetaufte zunächst bei einem Schmiede eingestellt, der ihn füttern und beschlagen soll. Wird ein Mann zu haben sein, der ihn heut nacht noch nach Mont-Louis bringt? Sofort ist ein Kerl da, ein Zigeuner mit krummer Nase und gelber Haut, der sich für diesen Zweck anpreist und kaum wieder los zu werden ist. Vielleicht wird es am besten sein, das Tier mit der Eilfracht zu schicken. Es kommt ausgeruht an, überdies wird man uns auf der Bahn keine zwanzig Franken abnehmen, die für einen Treiber verlangt werden. Wir gehen zur Station, ein Beamter gibt freundliche Auskunft. Morgen, am Sonntag, werden wir von hier aus den Esel kaum in Mont-Louis haben können. Aber wenn wir ihn heut abend in Ville-Franche, sechs Kilometer weiter westlich, befördern lassen, so haben wir bessere Aussicht, weil mit dem Umladen keine Zeit verloren wird.

Der Vorschlag läßt sich hören. Wir haben noch zwei Stunden bis zur Dunkelheit, die Zeit kann mit Besorgungen ausgefüllt werden. Zuerst brauchen wir vom Sattler einen wasserdichten Plan mit darangenähten Ringen und Bändern. Dann einen Futtersack, ferner Lebensmittel. Heu und Hafer für Burrico werden wir erst von Mont-Louis mitnehmen. Wir finden ein paar Konserven, Keks und Schokolade, auch die unentbehrlichsten Kochgeräte aus Weißblech, leider ist Aluminium ganz unbekannt. Es ist eine Seelenfreude, all diese Dinge zusammenzusuchen, nun endlich mit der Sicher-

heit, daß sie wirklich gebraucht werden. Der Übermut steigert sich sogar zu Gabeln und Trinkgefäßen, obgleich bei kühlem Blut mit jedem Gramm Gewicht gespart wird.

Als wir vollbepackt zurückkommen, hören wir vom Schmied, daß inzwischen der Zigeuner dagewesen ist, um in unserem Auftrag den Esel zu holen. Er hat ihn jedoch nicht gegeben und schimpft auf den Schuft, als er erfährt, wie sehr er mit seinem Mißtrauen auf der rechten Spur war. Burrico wird aus dem Stall geholt. Im Grunde ist der strohgepolsterte Packsattel schäbig genug, das muß selbst der zärtlichste Blick zugeben. Aber mit einer Schere lassen sich die vorwitzigen Halme zurechtstutzen. Darüber hinaus ist es der menschlichen Eitelkeit heilsam, wenn sie sich mit dem Sein statt mit dem Schein des Freundes begnügen lernt.

Die Pakete werden an die Sattelringe gebunden, ein neuer Strick ist schnell dem Halfter eingeknotet. So geht es im letzten Tagesdämmerlicht zum Städtchen hinaus, mehr zu unserer als zu Burricos Seligkeit. Dem ist die Welt sehr unbehaglich. Da sind die Eisenschuh, die trappen und die eigenen Hufe fremd machen. Da ist die große Landstraße mit den geraden, steinharten Wegen. Der Fuß, auf heimischen Bergpfaden ans Rutschen und Tasten gewöhnt, bleibt hier verblüffenderweise genau dort, wo man ihn hinsetzt. Autos gibt es, von denen das stille Heimatdorf niemals eines gesehen. Je dunkler es wird, desto peinlicher ihr Quäken und das unerwartete Licht. Sich bei ihrem Heransausen quer zur Straße stellen, das scheint für Burrico der passende Ausdruck seiner Mißachtung.

6*

Zwischen Feldern und Felswänden läuft der Weg, grauer und weicher wird die Dunkelheit, voll vom Abendwiesenduft und der Musik der Grillen. Sekundenlang steht auf einem fernen, matten Lichtgrunde, ungeheuerlich getürmt, der Umriß des Canigou. Ein stummes Gewitter spielt an ihm herum, oder ist es der blaue Riese selber, der die Blitze hinausschickt?

Nach der Einsamkeit der Straße ist plötzlich ein Dorf da, aus den Fenstern fällt Licht, Burrico prüft mit mißtrauischer Nase die weißen Flecke, bevor er wagt, daraufzutreten. Gegen neun Uhr erreichen wir Ville-Franche und finden ohne Mühe den Stall, zu dem der Schmied geraten hat. Aus einer hellen Tür brodelt der Duft von Wein und Tabak, durch zitternde Perlvorhänge sieht man Trinker und Spieler am Tisch. Ein Mann kommt heraus und fragt nach unserem Begehr.

Ohne weiteres will er es übernehmen, den Esel für die Nacht zu versorgen und am Morgen mit dem ersten Zuge abzuschicken. Er zündet eine Laterne an und führt Burrico einen abschüssigen Weg ums Haus herum. Da ist ein guter, sauberer Stall, es wird Heu auf die Raufe gesteckt, die Wirtin selber kommt und bringt Hafer in einem Körbchen. Wir sollen sehen, daß unser Tier es gut hat!

Auf der Bahn geht alles glatt: wahrscheinlich schon morgen früh, spätestens am Mittag, werden wir unser Tier in Mont-Louis haben. Als wir die Karten für die Heimfahrt nehmen, heißt es plötzlich, dies ist ein Fernzug, der nur zum Aussteigen hält. Man verweist uns an den Vorsteher, einen freundlichen Herrn

mit weißem Strohhut, der artig die Erlaubnis zum Mitfahren gibt, ohne daß man Formulare ausfüllen und beschwören muß, wann man getauft und gestorben ist.

Um Mitternacht sind wir, voll von dem Sieg unseres Vertrauens, in Mont-Louis, endlich zum letztenmal.

Burrico

Während der ganzen Nacht regnet es. Am Morgen ist die Welt drohend blau mit ganz scharfer lichtgrüner Ferne, drei weiße Wölkchen gleiten zögernd wie verzauberte Schwäne an den Fensternischen entlang. Eine Stunde später ist bis auf die nächsten Baumstämme alles von Nebel und Nässe ausgelöscht.

Unsere Hoffnungen, noch am Vormittag losziehen zu können, werden im wahrsten Sinne zu Wasser. Übrigens wird auch Burrico kaum mit dem Frühzug angekommen sein, der Mann am Bahnhof gestern versprach das viel zu liebenswürdig. Erst gegen Mittag, als der Regen für kurze Zeit aufhört, steigen wir zur Haltestelle hinunter. Die Wartehalle ist gefüllt mit dem Dunst von nassen Kleidern und sonntäglichem Reisevolk. Erst muß ein Zug einfahren, ein anderer abgehen, bevor irgend jemand Zeit für uns hat. Aber dann eilen zwei Beamte herbei und spähen ratlos in das Dunkel der leeren Güterwagen. Endlich, im Dämmerbraun des hintersten, entdecken sie etwas Lebendiges.

Das Ausladen ist keine leichte Sache. Auf die freien Schienen kann man kein Tier herunterholen. Ein paar offene, mit grauem Granit belastete Wagen müssen hin und her geschoben werden, um Platz an der Rampe zu schaffen.

Endlich steht der Wagen mit Hilfe aller Arme am rechten Ort, der Bahnhofsverwalter bringt eine ausgehängte Tür, die als Brücke dienen soll. Zerrt sogar eigenhändig aus dem dunkelsten Winkel unseren Burrico heran, der schnaufend, hoffnungslos verwüstet auf seinen zitternden Beinen steht. Er sperrt sich und will nicht aussteigen, nach den erlebten Teufeleien der Bahnfahrt hat er zu nichts mehr Vertrauen. Endlich, als er kräftig an den Ohren genötigt wird, setzt er in einem Anfall von Todesmut mit einem ungeschickten Sprung auf den Steig heraus. Dort platzt er sofort zusammen und verzieht seine Nase zu einer greulichen Weinfratze, der ein paar kläglich eingeklemmte Rachentöne folgen.

Wir fünf Leute stehen ratlos. Er weint, sagt einer. Er ist krank, meint der zweite. Das Häufchen Unglück selbst weiß offenbar am wenigsten, was ihm fehlt. Seine erste Lebensäußerung ist, daß er ein Stück trockenes Reisebrot annimmt, seit mehr als einer Woche schon für den unbekannten Gott gehütet. Daraufhin sehen die Beamten die Sache weniger bejammernswert an. Sie zerren Burrico hoch und bringen seine hilflos kratzenden Beine glücklich aus dem Bereich der glatten Steinplatten, über die Schienen den nächsten Weg zur Straße weisend.

Nachdem der allgemeine Schrecken sich besänftigt hat, treiben wir mutig bergauf. Burrico hat sich an der Luft bald völlig erholt, aber sein Gemüt bleibt finster. Er nimmt kein Brot, keinen Grasbüschel, starrt maulfaul über das rinnende Wasser am Weg. Schließlich angelt er mit den beweglichen Lippen nach einem Rosen-

zweig, dessen Stacheln offenbar seinem mürrischen Gaumen verwandtschaftlich wohltun.

Endlich trappeln wir durch das Festungstor und biegen um die Ecke des Gasthofes. Zimmermädchen und Oberkellner kommen, das Wunder zu schauen. Der Kutscher im Stall aber ist garnicht erbaut. Einen Esel unterstehen zu lassen, das ist durchaus gegen seine hausväterliche Würde. Schließlich räumt er brummend einen Platz ein, seitwärts, als handele es sich um einen ansteckend Kranken, und wendet sich voll Verachtung seinen glänzenden, hochbeinigen Pferden zu.

Es regnet Bindfäden, für heut ist an die Reise nicht zu denken. Aber morgen früh bei jedem Wetter, das steht fest! Das Gepäck wird geordnet und verteilt, alles Entbehrliche geht mit der Bahn voraus nach Tarascon. Dann wird eine Art von Plan für die nächsten Tage gezimmert. Wir wollen an die Seen hinauf, von dort südwärts nach Andorra, dem winzigen Freistaat, der in seiner Bergesabgeschlossenheit ein selbstherrlich unberührtes Stück Mittelalter geblieben sein soll. Später vielleicht ein Abstecher in die spanische Ebene, darauf der Rückzug nach Frankreich, vorläufiger Schluß in Tarascon. Für alles zusammen werden wir etwa eine Woche Zeit brauchen. Einzelheiten ergeben sich unterwegs.

Es wird abermals erfreulich klar, daß nur mit einem Esel das ganze Unternehmen, vor allem die völlige Unabhängigkeit möglich ist. Was kümmern uns Bahnen, Straßen, der ganze auf Draht gezogene Zauber der Neuzeit! Sogar jeglicher Ehrgeiz nach Entdeckung oder Abenteuer bleibt ausgeschaltet. Wir lieben Erde, Himmel und Stein. Wir werden die Schlafsäcke ausbreiten,

wenn wir müde sind, essen, nicht wenn Gewohnheit, sondern wenn der Hunger es will. Sonne und Mond werden unsere Uhr, Tag und Nacht unsere Zeiten, die offene Ferne unser einziger Führer sein.

Also — was kostet die Welt?

Burrico teilt unsere Seligkeit nicht ganz. Das zeigt sich deutlich am nächsten Morgen, als er aus dem behaglichen Dämmern seines Stalles auf die Straße herausgeholt wird. Er läßt sich beladen mit dem vornehmen Staunen eines Menschen, der im Vertrauen auf die Mitwelt zu tief enttäuscht ist, um noch irgend etwas für sein eigenes Recht zu wagen. Übrigens hat er gut staunen, es ist ein Kunststück, das Gepäck nur einigermaßen ins Gleichgewicht zu bringen. Die Ratschläge der Umstehenden verwirren eher, als daß sie Nutzen stiften. Mit einem Esel Bescheid wissen scheint eine so niedrige Tugend zu sein, daß niemand sich zur werktätigen Hilfe herbeiläßt.

Endlich hängt alles einigermaßen gesichert um den Sattel herum, so daß wir losziehen können, ein Leben anfangen, in dem man nichts mehr weiß und erwartet, sondern alles neu und blank vom Himmel herunterfallen läßt.

Kaum sind wir ungeschmälert draußen auf der Landstraße, als ein grausames Wanken und Zusammenrutschen auf Burricos Rücken beginnt. Man schiebt und zerrt, alles umsonst, das Gesetz des Gleichgewichts läßt sich nicht beschwindeln. Man muß anhalten und die Sache von Grund aus neubauen. Ohne Zuschauer und angeregte Eitelkeit arbeiten Kopf und Hände mit mehr Erfolg. Es bildet sich so etwas wie ein inneres Gerüst heraus. Rechts und links in Bauchhöhe schweben die beiden ansehn-

lichsten Gepäckstücke: die zusammengeschnürten Schlafsäcke und das wasserdichte Ungetüm, Mops genannt, das mit den notwendigsten Wollsachen vollgestopft ist. Darüber dann mit verteilter Last die beiden Rucksäcke, die Eßwaren für mehrere Tage enthalten und allerhand notwendigen Kleinkram: Verbandzeug, Taschenapotheke und Munition, letztere einer anmutig gärenden Möglichkeit zulieb, die gebraut ist aus Räubern, Jagdwild, Bären und Einsamkeit. Hoch auf dem Rücken, das Gebäude mit rundlichem Turme krönend, wölbt sich der Futtersack, alles verschnürt mit einem köstlich schmiegsamen Gletscherseil und beschirmt von dem rötlich schokoladenfarbenen Plan, der allerdings, wie sich herausstellt, in keiner Himmelsrichtung langt, obgleich er beim Ausmessen das unbeladene Tier reichlich bedeckte. Kein Zupfen dehnt die knappen Maße — schließlich, heute ist heut, der Himmel bricht immer blauer durch die weißliche Verschleierung, wer will ihm irgendwelche Arglist zutrauen — und morgen, morgen ist weit!

Unsere Karawane setzt sich von neuem in Bewegung, diesmal mit mehr Glück. An das Bergab schließt sich ein sanftes Bergauf, so daß bald die verlorene Höhe der Festung wieder gewonnen ist. Eine Menge Volk treibt in gleicher Richtung. Es ist heute der Wallfahrtstag von Fond Romeu. Die Einsiedelei, am Nordabhang der Cerdagne gelegen, herrscht allerseits zugänglich über das breite Hochtal, Hunderte von Wagen oder Fußgängern anlockend, die mit Gruß und Zuruf uns als von weither kommende Mitpilger betrachten.

Nach kurzer Zeit verlassen wir die große Straße und biegen nordwestlich über polterndes Gewässer in das

Tal des Tet hinauf. Auf der Karte ist nur ein Maultierweg eingestrichelt, tatsächlich aber finden wir einen guten, neuen Fahrdamm, so eindeutig, daß Irrtum und Überraschung ausgeschlossen scheinen.

In schwacher Steigung begleiten wir das Wasser durch das Tal hinauf. Die Abhänge sind grün von Buschwerk und dürftigem Nadelwald. Manchmal ist ein wenig Raum da für Weideland, immer wieder bedrängt vom Gestein, das durch die Erde bricht wie Knochen aus einem mageren Leib. Einmal steht ein großer dunkler Kuhstall da, der Grund ringsum ist schwarz zertreten, weiter oben klettert das Vieh, in Steinbrüchen und Mulden verstreut. Ein Hirte starrt am Weg. La Bouillouse? Er bestätigt, daß wir auf dem rechten Wege zu den Seen sind, was allmählich unheimlich wird angesichts der noch immer autohaften Straße, die sich irgendwie doch als Sackgasse im Felsenlande festrennen muß.

Burrico hat sich ruhig ergeben fortbewegt, mit gesenktem Kopf und pendelnden Ohren, ohne persönliche Beziehung zur Umwelt. Undankbar und stumpfsinnig möchte die menschliche Schwäche ihn schelten, die bei der Beobachtung der Tiere nie recht von sich selber loskommen mag und im besten Fall Furcht und Hoffnung, die sie selbst empfand, in ihr Opfer hinüberfühlt.

Burrico aber entpuppt sich plötzlich als Eigenwesen mit eigener Lust, indem er unaufgefordert vor einer mannshohen Distel haltmacht. Mit der Nase tastet er an Stiel und Blättern herum und gräbt dann die Zähne in einen Blütenkopf, indem er mit seiner beweglichen Oberlippe die zollangen gelbgespitzten Stacheln, die hier

besonders wehrhaft zusammenstehen, beiseit schiebt. Mit scharfem Ruck holt er sich den Leckerbissen heraus und angelt dann nach dem nächsten Samenschopf, einem rosig geöffneten Stachelschwein, das er sich mit der gleichen selbstverständlichen Sanftmut einverleibt. Ganz auf seinen Genuß eingestellt, überlassen wir ihn seinem Belieben, ja, die vielen Disteln ringsum fangen an, Gier und Teilnahme auch in uns zu wecken. Irgend etwas muß man doch mit diesem Schatz anfangen? Aus sicherer Entfernung, mit vorgestrecktem Brotmesser, köpft man drauflos und sammelt, an den äußersten Spitzen gefaßt, die Beute für Zeiten der Not in den Futtersack. Was allerdings weder ihm, der unantastbar wird, noch unseren Händen wohltut. Diese furchtbaren Stacheln dringen unbarmherzig ein, bis sie auf einen Knochen treffen, brechen unter der Haut ab, harmlos unscheinbar, und haben außer ihrer Gabe zu stechen noch eine Ätzkraft, von der sie mit zuvorkommender Tücke Gebrauch machen. Übrigens wären wir hier wieder bei dem Unterschied zwischen Mensch und Tier: was für uns einer mittelalterlichen Bußübung gleichkommt, bedeutet für Burrico eine Wonne, vor der wir hilflos stehen, neidisch und kleinlaut.

Am späten Vormittage lockt seitwärts, von Quellen durchrieselt und durch Felswände vor dem frischen Winde geschützt, eine Grasbank zur ersten Rast. Burrico soll sich den Bauch voll weiden, aber er hat anderes im Sinn und lehrt uns von neuem umzudenken. Während wir unser Essen herrichten, hat er sich seinen Platz neben einer Tanne gesucht, deren Stamm mit abgestorbenen Zweigstümpfen bewehrt ist. Verdrossen

steht er, zuckt mit den Schultern, scharrt im Moos, wir verstehen durchaus nicht, was er vorhat. Kränkt ihn das lange Gletscherseil, mit dem er vorläufig noch gegen unvermutetes Heimweh gehalftert ist?

Plötzlich beginnt er mit wütigem Behagen sich zu scheuern, Mähnen, Nacken und Kreuz, wirft sich zum Schluß auf den Rücken und setzt mit den Beinen strampelnd das Werk noch gründlicher fort. Offenbar erleichtert tappt er dann zwischen den Stämmen umher, aber was das Gras anlangt, so berührt er es offenbar dnrchaus nur dann, wenn es ihm selber paßt, greift nicht etwa sklavisch zu, sobald es den zeitgeizigen Menschen gelegen kommt.

Nach einigem Ratschlagen beschließen wir, ohne Not die Herrschaft nicht aus der Hand zu geben, damit er von vornherein weiß, wonach er sich zu richten hat. Zugefüttert wird nicht im Weideland! Kaltblütig laden wir ihm die Last wieder auf. Es dauert eine Viertelstunde, bis sie gleichgewichtig hängt, nach dem erprobten Gesetz aber geht alles ohne Unfall vor sich.

Rückkehr zur Straße, die in Windungen zu steigen anfängt. Das Tal verengt sich, dann plötzlich treten die finsteren Granitmassen zurück und der Blick wird frei auf einen von kahlem Schuttgebirge umschlossenen Sumpf, in dem eine Rinderherde weidet, vorsichtig beim Weiterfressen nach sicherem Boden tastend. Ganz im Hintergrunde werden die Anlagen eines großen Stauwerkes sichtbar. Eine graue Mauer schiebt sich quer vor den See, Kanäle sind in den Fels gehöhlt, eingefallene Steinhütten verraten den früheren Aufenthalt von Arbeitern.

Vor einem flachen Gebäude, das sich als Gasthaus ausweist, steht der dunkle blauäugige Fischer und gibt Bescheid über den Weg nach dem Lac Lanoux, ein bißchen spöttisch fast: wo werden wir schlafen wollen und haben wir Futter für unser Tier? Er schwenkt die Hand einladend gegen seine Tür, läßt uns dann kopfschüttelnd ziehen und starrt uns noch eine Weile nicht besonders wohlwollend nach im Verein mit zwei Männern, die neugierig aus der Hütte gekrochen sind.

Zunächst ist die Mauer zu überschreiten, die den See staut und gleichzeitig als Brücke dient. Diese glatte, häßliche, auszementierte Wand mit der Künstlichkeit ihrer mitleidslosen Linien erscheint dem Esel als ein Werk des Teufels. Er ist nur langsam mit sperrig vorgestreckten Füßen weiterzubringen, während alles übrige, die unwillig schnarchende Nase nicht ausgenommen, so weit wie möglich zurückbleibt. Es offenbart sich schlagend der reine Schrecken des Naturmenschen vor den Wundern der Technik!

Schließlich sind wir alle drei drüben, aber neue Verwirrung droht. Die Straße hat aufgehört, ein Weideplatz breitet sich, auf dem sogar jede Andeutung eines Weges fehlt. Nach einigem Suchen finden wir am felsigen Ufer des Sees einen Pfad, wenn man eine grobgefügte Rinne zwischen Steinblöcken so nennen darf. Immer häufiger zögert das Gewissen: wird es möglich sein, den Esel durchzubringen? Aber bald zeigt es sich, daß für Burrico diese Veränderung erstaunlich recht ist, endlich scheint er in der wahren Heimat seiner Füße angelangt zu sein. Wo wir stolpern, hält er ohne Not sein Gleichgewicht. Statt ihn ängstlich am Kopfe um jeden

Block herumzuführen, lernen wir es bald, ihn freizugeben. Mit gleichmütiger Sicherheit wählt er seinen Weg, immer prüfend, niemals auf einen einzigen Punkt gestützt, windet er sich vorwärts. Seine zierlichen Beine zerbrechen nicht, der breit bepackte Rücken fängt nicht zu taumeln an, der muffige Kopf blickt plötzlich klug und lebendig: Nase, Augen und Ohren arbeiten hemmungslos und führen ihre Erfahrungen mit großer Pünktlichkeit in die emsigen Glieder hinein.

Nacht im Reich der Pferde

Schon um Mittag fing der Himmel an, sich weißlich zu überspinnen. Jetzt hat sich das Weiß in ein trübes Grau verwandelt, das immer frostiger wird und bald, jedes Spiel von Licht und Farbe auftrinkend, nichts als eine tote Felswüste zurückläßt, die ewig unveränderlich den Eingang zur Unterwelt zu umstarren scheint. Sogar das lebendige Wasser liegt fahl, unflüssig, nur wenn der Pfad sich über den See erhebt, huscht für Augenblicke ein beweglicher Fischschuppenglanz, der schnell wieder dunkelt wie erkaltendes Blei. Der Pflanzenwuchs wird immer mühsamer, kriechende Kiefern und verlorene Büschel von Heidekraut halten sich noch, aber sie sind wie der Schein eines Lebens, das sich von einem längst vergangenen nährt.

Wir behalten zwischen wehenden Nebeln die Richtung des Seeufers, an seinem nördlichen Ende scheint das Tal, das zum Paß hinaufführen soll, von Sümpfen und Wasserläufen verschanzt. Beim Umhersuchen entdecken wir einen bewohnten Steinhaufen. Später steht, auf seinen Stab gelehnt, der Hirte da, rauh und verbrannt, mit blauen Augen und weißem Bärtchen im trotzigen Waldgesicht: so mochten die Völker des Altertums sich einen Barbaren vorstellen. Unseren Zuruf

versteht er nicht, aber auf die Frage: Lac Lanoux? weist er über den Bach hinauf und vollführt mit dem ganzen Körper eine Drehung nach Westen. Dann versucht er eine mündliche Erklärung. Wir enträtseln von seinem Katalan gerade soviel, um zu erfahren, daß wir uns auf jeden Fall in der Dunkelheit verirren und ganz unmöglich an einen bewohnten Ort gelangen würden. Als er sieht, daß er uns nicht zur Umkehr bereden kann, überläßt er uns unserem Schicksal. Noch lange sehen wir seine unbewegliche Gestalt, bis sie allmählich in Form und Farbe den Steinblöcken gleich wird und bald von ihnen nicht mehr zu trennen ist.

Ähnlich geschieht es mit einer Pferdeherde, auf die wir an einer grasigen Erhöhung in der Talmündung stoßen. Herrlich ungeschlacht auf ihren schräg gestemmten Beinen, große Glocken an Ledergurten um den Hals gehängt, stehen die Mutterstuten da, in ihren gebleichten Farben von falbem Grau und Braun oder Eisenrot. Halbwilde Fohlen umdrängen sie, im Nebelwind richten sich Mähnen, Schwänze und Fellhaar auf. Nach ganz kurzer Zeit schon erkennt der rückschauende Blick nichts mehr als Felstrümmer, von denen manchmal eines auf unerklärliche Weise zu leben anfängt.

Nordwestlich zieht das Tal, wenig steigend, an beiden Seiten von toten Bergwänden umschlossen. An ihrem steilen und dürren Fuß hört man das Bimmeln von Glocken, ohne die Körper von Tieren wahrzunehmen. Auf dem Bachgrund ist das Gras nicht ganz leblos, aber völlig abgeknabbert, nur Narbe ohne Halm. So treibt die Not die gierigen Zähne hinauf in die Erd-

falten des Gesteins, wo immer noch ein paar armselige Bissen unentdeckt geblieben sind.

Nach unserer Schätzung müssen wir in zwei guten Stunden den Paß annähernd erreicht haben. Aber die Zeit vergeht, und vor uns immer noch kein Ende des Tals. Kälter, lichtloser drückt die feuchte Luft, schon werden die Felszüge undeutlich, die Bewegung des Bodens verwischt sich. Burrico schreitet tüchtig aus, wir hoffen der Dunkelheit zu entrinnen und wissen doch nicht wohin. Selbst wenn es gelänge, den Übergang zu finden, scheint es doch nicht geraten, eine Höhe von nahezu 2500 Metern zum Schlafplatz zu wählen.

Schließlich bleibt nichts anderes, als im ersten einigermaßen geschützten Winkel haltzumachen. Spähen nach rechts und links, nichts will sich zeigen, auch an den offenen Berglehnen kein Versteck, abgesehen von der Unmöglichkeit, mit dem beladenen Tier hinaufzukommen. Und dann, ganz plötzlich, macht die Nacht jedem Suchen ein Ende, gerade als wir erkennen, daß das voraus-liegende Tal in einer Mulde mit steilen Wänden zu schließen scheint, ohne daß die Senkung eines Passes angedeutet ist.

Unvermutet aus der braunen Dämmerung löst sich rettend ein plumper Steinklotz, der wenigstens etwas Windschutz geben kann, auch den Regen abhalten, der eben anfängt, schräg vom Tal heraufzutreiben. Es ist so dunkel geworden, daß sich kaum mehr die nächste Umgebung übersehen läßt. Zwanzig Schritt tiefer fließt der Bach, wie breit, ist nicht mehr festzustellen. Von allen Seiten treffen Rinnsale heran. Weiter oben wird der Boden ganz uneben, Steine und Alpenrosen wehren

den Durchgang, es ist nicht daran zu denken, einen wagerechten Platz für die Schlafsäcke aufzustöbern.

Also zurück zu unserem Steinblock, der in der nächtlichen Bergeinsamkeit, vom Regen gespült und vom sausenden Wind umstoßen, mit einem Schimmer von Wärme und Heimat grüßt.

Der Esel wird entlastet, was ihn an diesem zur Rast wunderlich ungeeigneten Ort so befremdet, daß er ausschlägt und mit entsetzten Galoppsprüngen in der Dunkelheit verschwindet. Nach einiger Mühe gelingt es, ihn mit Hilfe des nachschleppenden Halfterstrickes einzufangen, an den alsbald zur Sicherheit ein mäßiger Stein geknotet wird. Burrico selbst scheint erschrocken über seinen Ausbruch, und macht sich besänftigt mit aufs nächste Behagen gerichteter Freßlust über die Distelköpfe her, die mit Lebensgefahr aus dem Futtersack herausgehakt werden müssen.

Das Gepäck wird, so gut es geht, an der windgeschützten Seite des Felsens verstopft und der Schlafplatz vom Steinschutt gesäubert, wofür schon die Laterne leuchten muß. Dann werden die Säcke ausgelegt, und wir fliehen eilig hinein, im Schutz vor Kälte und Nässe bald zu einem Stück Brot und Käse aufgemuntert, müde und glücklich, unbekümmert um das, was der Morgen bringt.

Um acht Uhr wird die Kerze gelöscht. Ich ziehe den Windschirm möglichst tief herab und strecke mich zum Schlafen, mit halbem Ohr auf das Bimmeln der Pferdeglocken lauschend, das wiegenhaft wohltuend aus dem Tale herauflläutet.

Aber nach kurzer Zeit stellt sich eine halbe Verwunde-

7*

rung ein: warum schlafen die Tiere nicht? Ich rätsele eine Weile an dieser Frage herum, wispere dann, schüchtern den Schlummer des Gefährten nicht zu kränken: weißt dus? und bekomme mit hellwacher Stimme zurück: nein, ich weiß auch nicht!

Ich stecke den Kopf heraus. Natürlich, die Tiere haben zum Grasen auf dem mageren Grund das volle Dasein nötig. Der Hunger hält sie wach bis in die Nacht hinein, das ist sehr einfach zu verstehen. Aber eigentlich schön ist das Gebimmel nicht, fast nur ein Klappern zu nennen. Und dabei kommt die Herde näher, wird, statt an Ruhe zu denken, unheilvoll lebendiger.

Allerlei Vorstellungen tauchen auf: Pferde sind neugierig, sie werden kommen und uns ins Gesicht treten. Sie werden den armen Burrico totschlagen — ja in aller Esel Namen, wo sind sie denn eigentlich? Jetzt dringt das Läutewerk ganz nah vom Abhang herunter, unerbittlich rastlos. Ach was, man muß nichts mehr hoffen, muß sich einfach abfinden. Dieser Lärm von geschüttelten Metallbüchsen, Glocken genannt, ist eine Tatsache, so wirklich wie Nacht und Müdesein. Hat man das ehrlich erkannt, wird bald der Schlaf da sein. Hoffnung, du Feind des Menschen!

Jedoch, einmal überreizt, will sich das Bewußtsein nicht mehr dämpfen lassen. Jetzt ganz nah und doch hoch aus der Luft drohen die Töne — Gottvater selber ist es, der zum Jüngsten Gericht ruft.

Ich hebe mich auf, lausche, werfe mich zum Versuch auf die andere Seite. Aber an Schlaf ist nicht zu denken. Also, fluchen und fröhlicher Ruck: die Augen aufschlagen und vollwach bleiben, nichts vorbeilassen

von dem, was die Sinne erleben könnten, dankbar lebendig zu einer Zeit, in der man sonst daliegt, hilflos vom zeitlichen Tode bedeckt.

Von der Mondsichel, die eigentlich fällig ist, zeigt sich keine Spur, nur daß vielleicht die Dämmerung nicht ganz undurchdringlich wird, sondern mit einer Ahnung von Welt erfüllt bleibt, die sogar ein wenig zunimmt, da der Regen nachläßt und die Wolkenschichten dünner werden, bis der dumpf verschlossene Himmel unvermutet sich frei herauslöst.

Zwischen dem Nordstern und dem Wagen ringelt sich der Schwanz des Drachens, die goldenen Punkte geben ein schwaches Licht — nein, dies Zucken und Senken kann von den Sternen nicht sein? Irgendwo in unsichtbarer Ferne muß ein Gewitter stehen, bald bleibt nach jedem einzelnen Leuchten nicht soviel Zeit, daß es überhaupt wieder dunkel wird. Manchmal zieht ein Blitz stärker an, dann erkennt man den gezackten Halbkreis des Gebirges, das die Mulde umsteht, nahe darüber, ebenso unwirklich, die niedrigen Türme einer Wolkenbank. Oder ist es gar kein Gewitter — ein Ungeheuer vielleicht, das dort oben lauert, noch im Schlafe spielt sein Atem — nun ist es aufgewacht — hörst du, was ist das?

Wir sitzen beide aufrecht und horchen hinaus. Von der Höhe des Gebirges schwingt ein Dröhnen, auf dem die Pferdeglocken nur noch Vordergrund sind. Ganz ferne bleibt es und erfüllt doch gleichmäßig brausend die Tiefe der Nacht. Bären? Aber die sollen doch nur noch auf der spanischen Seite sein. Außerdem setzt der Klang nicht ab, einförmig gerundet schwillt er rätselhaft, eine

Art von Äolsharfenton. Ein Wasserfall? Aber wo soll der aus solcher Höhe herstürzen? Die Stimme des Windes — doch das Gestein, in dem er spielen könnte, schien ganz unzerklüftet. Vielleicht der gesammelte Widerhall all der vielen Pferdeglocken im Tal? Aber das Summen ist so unirdisch, wie von Geisterkräften gewollt, bleibt immer in derselben sehnsüchtigen Stärke, auch dann, als die Pferde mit ihren rastlos raufenden Zähnen sich langsam zurückziehen, weiterbimmelnd durch die ganze lange lebendig rätselvolle Nacht.

Endlich gegen Morgen eine halbe Stunde Schlaf. Da, noch einmal, melden sich ganz nah die schauerlichen Pferde. Man täte am besten, aufzustehen und loszuwandern, aber noch ist es zu dunkel für den allgemeinen Aufbruch. Die Blitze huschen, das Weltall summt — endlich wird das Gebimmel dünner, ein paar Tiere scheinen sich doch zur Ruhe gefressen zu haben.

Ich ziehe die Nase noch einmal unters Verdeck. Da — himmlischer Vogellaut, dunkler als Lerchenton, aber ebenso sieghaft. Aufjubelnd sind alle Kräfte des jungen Tages da.

Die Berglehnen schimmern in zartestem Grau, die Gipfel stehen scharf, aus Stahl gesägt, der Himmel dahinter lichtet sich grünlich. In einer Viertelstunde ist es hell genug zum Aufbruch. Der Esel hat eine schlechte Nacht gehabt. Man schämt sich ein bißchen, den armen Kerl in dieses Notlager geschleppt zu haben. Aber was war zu machen? Die begehrliche Nase wird mit einem Armvoll Heu beschwichtigt. Burrico hat noch Zeit zum Kauen, bis die Schlafsäcke gerollt und alle Gepäckstücke beisammen sind. Sobald der Sattel ihm auf den Rücken

gelegt wird, steht sein Maul still. Die gute Laune, die zur Mahlzeit gehört, ist verdorben.

Wunderlich ist es, einen Platz, den man in der Dunkelheit fand und eine ganze lange Nacht mit seiner Einbildung weitete, nun am Morgen verblüffend nah und selbstverständlich vor sich zu sehen. Himmel, Felsen, Berge, Bach und die dunklen Polster der Alpenrosen — alles am rechten Platz. Eigentlich gefroren haben wir nicht, nur beim Aufstehen beißt die Kälte. Man sehnt sich, mit einer schwierigen Steigung den Tag zu beginnen.

Vor uns an den Wänden der halbkreisförmigen Mulde gibt es keinen Aufstieg, aber scharf links scheint sich hinter hügeligem Vorland der Hauptzug zu senken. Trotz der fast schlaflosen Nacht sind wir ausgeruht und frisch. In dieser Höhe fängt der Körper an, seine Schwere zu verleugnen. Übrigens, in Zukunft wird man lächeln über den Schwärmer, der sich sehnt nach Herdengetön. Eine einzige Nacht in diesem Tal würde ihn für alle Zeit von seinem poetischen Heimweh heilen.

Noch sind die höchsten Kuppen nicht frei vom Nachtdunst. Wolken von Raubvögeln stoßen aus dem Dampf, verteilen sich in der halbdurchsichtigen Luft. Ängstlich an den Boden gedrückt, mit klagendem Gewetz flattert eine rebhuhnähnliche Schar. Ihr rötliches Gefieder, von Weiß durchblitzt, ist die erste Farbe, die der Tag schenkt.

Einen Weg finden wir nicht, nur Spuren von Weidetieren, das beunruhigt nicht. Anders jedoch ist es mit dem Nebel, der nachdrängt aus dem Tal, über das wir

langsam hinaufsteigen. Wenn wir den Überblick verlieren, können wir eine zweite Nacht in diesem Hexenkessel zubringen. Außerdem, wer weiß, was in dem Nebel drinsteckt? Schon hat vereinzelt der Winter seinen weißen Anschlag an die Felswände geheftet.

Mit aller Kraft streben wir vorwärts, stetig rückt der Nebel nach, ein Wettlauf, bei dem wir den Vorsprung behalten. Nach einer halben Stunde finden wir uns in einer zweiten Mulde, die das kurze Seitental abschließt. Ihr Grund leuchtet grünlich frisch nach all dem toten Stein. Bald entdecken wir an der tiefsten Stelle einen kleinen See, unbeweglich graublau, mit verwischter Spiegelung. Manchmal sproßt vom flachen Grunde das spitze Gras über das Wasser herauf. Aber zum Staunen über all dies morgenkeusche Licht der Farben sind wir nicht da. Der Nebel brodelt und droht, wir müssen sehen, aus dieser Sackgasse herauszukommen.

Unzugänglich die Schuttwände ringsum. Die steilen Wegstreifen, die niederlaufen, erweisen sich als trockene Wasserrinnen. An einer einzigen Stelle ist ein wenig braunes Grasland eingekeilt. Da die Kompaßrichtung stimmt, werden wir von hier aus den Angriff wagen. Burrico sucht sich, tapfer und klug, selber die Gelegenheit zum Aufwärtskommen. Bald aber wird die Steigung unbarmherzig. Auf dem toten Geröll muß ein Zickzack angelegt werden, glücklicherweise fallen wir in die Spur eines bereits vorhandenen. Nach einer Stunde harter Arbeit winkt die Paßhöhe.

Hoffnungsvoll steigt man gegen die letzte flachere Bodenwelle an. Da — sie weicht vor den Füßen zurück, wird zu zackigem Nebelblau, fünf Schritte weiter,

und vom Glanz der Überraschung schwindelnd schaffen die Blicke eine neue Welt.

Grasig abfallendes Schattenland, weit unten Sonne, Sonne überall: auf dem See, der, ein länglicher Opal, in seiner Felsenfassung schwebt, nicht flächig, sondern regenbogenduftig aufwärts gewölbt — Sonne auf der ganzen westlichen Gebirgswand, die das Ufer drüben bewacht, gewaltsam unzugänglich, nur den Lichtstrahlen erreichbar. Sie drängen den Nebelduft in die Schluchten hinein und heben die nackten Grate und Abstürze rötlich heraus, das ganze Knochengerüst, das diese Riesen gebaut hat. Ein Klotz von fleischrotem Marmor, groß genug ein ganzes Dorf zu tragen, liegt vorgestürzt am Nordende des Sees und schickt einen seitlichen Schein von Feuer in das Grünseidenblau, das immer noch eher einem schwellenden Edelstein als flüssigem Wasser gleicht. Nach einer halben Stunde festlichen Niedersteigens scheinen wir ihm noch um keinen Schritt näher gekommen zu sein. Nur der Marmorblock ist gewachsen. Wunderlich an die Erde der Menschen mahnend, tönt das Bellen eines Hundes aus einem bewohnten Steinhaufen.

Abwärtskletterei auf weglosem Grund, endlich aus dem Schatten des Berges hinausmündend in das himmlische Licht, es ist nicht Licht und Wärme allein, was so zauberhaft anrührt. Das Leben selber steht grüßend da, warm und gut, mit einem abbittenden Lächeln wegen des Nebeltraumes, den es geschickt hat.

Auf einem grünen Fleck wird gehalten. Leider mag Burrico von dem Gras nichts wissen, obgleich die sichelförmigen Halme herzbezwingend hart und stachlig sind.

Wer will aus dem Kerl klug werden! Wahrscheinlich wartet er ab, was der Hafersack plant. Ohne weiteres gesteht man zu, daß er seinen Teil daraus ehrlich erschuftet hat.

Auch für uns ist gesorgt. Ganz nah springt in einer grasigen Schlucht ein Wildbach herab, köstlich ist das eiskühle Bad nach einer in Kleidern verbrachten Nacht. Dann heißer Tee und alles was der Rucksack sonst noch hergibt, während um uns herum die nassen Schlafsäcke nebst den Wollsachen, eisig feucht aus dem Mops gestülpt, ihr Sonnenbad nehmen.

Schließlich liegt das winzige Menschenich selber da, platt und lang, das Gesicht gegen die weißschillernde Muschelwölbung des Himmels aufgehoben, und denkt und weiß nichts als die eine Seligkeit, in diesem unbescheidenen Götterwinkel dazusein.

Von Paß zu Paß

Nach dem Aufbruch heißt es, zunächst das linke Seeufer gewinnen, um an seiner Abflachung auf irgendeine Weise nach Porté hinabzukommen. Von dort aus kann der Übergang nach Andorra nicht viel Not mehr machen.

Ein winziges Sedum zieht seine knospenroten Furchen zwischen Gras und Steinplatten, es könnten Bäche von Blut sein, die zum See hinabstürzen. Ein weißer Sandring, ein Uferkranz von halbdurchsichtigem Lila, in dem feine weiße Blumeninseln treiben, dann ein scharfgrüner Strich und der Absturz, dunkelpurpurn — die Blicke staunen an der Bergwand drüben hinauf, sinken, tauchen ebenso bergestief in den Flutspiegel hinab.

Manchmal drängt ein Felsensturz den Weideweg hart gegen den See, ein einziger Fehltritt würde verhängnisvoll für Burrico sein. Aber er geht unbeirrt, mit spähendem Gleichmut, ohne Taumeln und Stocken, wunderbar ist es, wie er an einer vorspringenden Ecke die Breite der Last zu berechnen weiß.

Allmählich verengt sich das Wasserbecken. Auf der Karte ist eine Fischerhütte eingezeichnet, aber statt ihrer zeigt sich nichts als ein großer Stein, der das Seeende abschließt. Als wir vorbei sind, stellt sich heraus, daß er an einer Stelle ein dunkles Türloch hat, vor dem

ein brauner Vorhang weht. Netze liegen in der Sonne ausgespannt am Ufer.

Ein flacher breiter Bach, der Abfluß des Lac Lanoux. Das Gestein wird undurchdringlich, wir kreuzen das Wasser und finden drüben den Boden grasig, aber schroff bewegt, ganz ohne Spur eines Pfades. Wunderlich in dieser Verlassenheit urplötzlich Zeichen von Menschenhand und Menschenhirn: viereckig ausgeschachtete Löcher, nicht weit davon ein Haufen weißer Stäbe mit roten Spitzen, wie man sie zu Vermessungen braucht. Wahrscheinlich sind Arbeiter in der Nähe, die man nach dem Wege fragen könnte.

Aber keine Seele zeigt sich. Wir folgen dem Bache, schmaler und tiefer wird sein Bett, bald nicht mehr aus Geröll bestehend, sondern aus gewachsenem Fels, der, vom Wasser geformt, alle seine Bewegungen, seine Becken und Stürze, in steinerner Schmiegsamkeit mitmacht. Der Durchgang vor uns scheint bedroht, rettend überquert eine grobe und feste Brücke den tobender Strudel. Die Schlucht, in der er verschwindet, mündet in ein gewaltig niederfallendes Tal, breit und steinern, von unerbittlichen Wänden umschlossen. Sonnenleicht mit schweren Schatten von Rotviolett heben sich die fernsten Zinnen auf, aber das nähere Gebirge ist übergraut von lichtlosem Himmel, der die Eigenfarben des Gesteins schwermütig, weich und drohend hervorhebt.

Der Weg windet sich, geklebt oder getürmt, an der linken Wand. Drüben jenseits der Brücke in halber Höhe des Hanges zieht sich das gleiche schmale Band. Doch der Zugang ist mit gefällten Kiefern verwehrt, fern quillt der Donner von Sprengschüssen. Ein Berg fängt

den Widerhall und wirft ihn dem Nachbar zu, der schleudert ihn weiter, übermächtig geht das Spiel, bis endlich der Ton daneben fällt und langdröhnend, schwach und schwächer werdend, im Grunde des Tales zerbricht.

Nach einer halben Stunde erweitert sich der Pfad zu einem flachen, geräumigen Vorsprung, darauf steht ein Haus mit hellen Mauern und rotem Holzwerk, in der Nähe, rührend schönheitsvoll, eine Bank, aus Schiefer kreisförmig geschichtet.

Vielleicht ist es eine Art von Wirtshaus. Wir klopfen ans Fenster. Ein Mann kommt heraus, auf unsere Frage meint er, daß er selber nicht reich an Wein ist. Er hat keine Schänke, sondern ist ein Ingenieur, der während der Sommermonate hier oben sitzt und Pläne ausarbeitet für ein Stauwerk, das bestimmt ist, die ungeheure Kraft des fallenden Wassers aufzuspeichern für die elektrische Bahn, die zwischen Toulouse und Barcelona quer durch die Pyrenäen gebaut werden soll.

Mit einer Entschuldigung wollen wir unserer Wege ziehen, aber das gibt der freundliche Mann nicht zu. Wir müssen eintreten, er bringt Wein, auch Wasser in einer eiskühl beschlagenen Flasche und ruft mit schallender Stimme nach seiner Frau, die auf den Abhängen nach Pilzen sucht. Vermutlich sind Menschen hier oben eine solche Seltenheit, daß er auch ihr die Freude daran gönnen will. Eilig kommt sie gerannt. Sie hat ein langes, etwas scheues Gesicht, Kinder sind auch da, ein kleines Wackelchen mit einem zierlich geflochtenen Körbchenhut und ein etwas größeres Mädchen, das sein geschenktes Stück Schokolade wortlos, ohne zu essen, in seinen erschreckten Händen behält.

Das Zimmer umfaßt nur die notwendigsten Gegenstände, dazu auf einem Schranke eine Anzahl Apothekerfläschchen. In dem Schlafraum drüben steht ein Bett, auf einem Brettergestell liegen Zeichnungen. Der Ingenieur holt sie herüber und erklärt mit leuchtenden Augen den Plan. Er ist ein kräftiger, gesunder Mensch, voll Freude an seiner Arbeit. Einsam? Nun ja, aber er hat Frau und Kind. Wenn der Schnee kommt, geht es hinab ins Tal. Der Lac Lanoux, gefroren von September bis Juni, das ist nicht zuviel gesagt.

Er ist sehr aufgelegt zum Plaudern. Wir berichten von dem Wege, den wir hinter uns haben, und daß wir nach Andorra wollen — er war auch einmal dort, wild ist das Land, und schlechte Wirtshäuser, aber die Frauen sind allerliebst. Dann erzählt er von einem Engländer, der eben mehr als einen Monat am Lac Lanoux gehaust hat. Ein Zelt hat er gehabt und eine Schwester mit ganz hellen Haaren und einen Tag wie den anderen mit Angeln und Fischen verbracht.

Burrico, vom Stallduft angezogen, hat sich ein paar trockene Kiefernnadeln aus der Wand des Schuppens gepflückt. Seine Hoffnung, entlastet zu werden, erfüllt sich erst eine kleine Stunde später, als wir von unserem Steinweg auf einen vorgeschobenen Weideplatz geleitet werden, strotzend grün, umwaldet von einem frischen Kiefernrand, in der Mitte hebt sich ein flacher Schafstall auf. Vor den Türlöchern gibt es ein paar Bänke aus roten, grob gestutzten Stämmen, zwei davon nebeneinander auf Wurzelstümpfe gelegt und mit rohen Schieferplatten verbunden bilden den Tisch. Man würde sich nicht wundern, inmitten der heroischen An-

mut des Ortes Odysseus und seine Gefährten schmausen zu sehen.

Wir befinden uns immer noch hoch über dem Tal, aber der nackte Stein hat aufgehört, schwarzborstiges Nadelholz klettert an allen Wänden, bald auch ein weißes Stämmchen mit der ersten herbstgoldenen Fahne von Birkenlaub — wahrhaftig, man kehrt aus der eisig unbewegten Zeit zurück in den lieblichen Wechsel des Jahres. Weit unten, quer vor der Talmündung, sammelt sich das Licht auf Dächern und schwebendem Grün. Das ist Porté. Unsere Hoffnung, vor der Nacht noch ein gutes Stück darüber hinauszukommen, müssen wir aufgeben. Je mehr Annäherung an bewohnte Orte, desto geringere Aussichten auf einen guten Schlafplatz. So mag es geraten sein, sich schon jetzt gehörig umzusehen.

Der Weg fällt fast bis auf den Talgrund, Wiesenland gibt es nicht, nur grobes Geröll, durchfurcht von trockenen, weißgewaschenen Wasserrinnen. Beim Umhersuchen entdecken wir über dem senkrecht abstürzenden Felsenrand des Baches eine flache Mulde, angefüllt mit Buschwerk von Alpenrosen — ein wiegenmilder Platz für die Schlafsäcke.

Es ist nicht viel mehr als fünf Uhr, aber längst ist die fahle Sonne versunken hinter der Gebirgswand jenseits des Baches. In den finstergrünen Schluchten aufwärts zum Lac Lanoux stehen die weißen Wasserfälle. Kein Laut von Mensch oder Tier, die Dächer von Porté längst wieder unsichtbar hinter Bergen, die vorher nicht da waren — es ist rätselhaft wie in diesem Land eine von oben erschaute wellige Ebene sich beim Tieferkommen in neue Gebirge auflöst.

Noch bei gutem Tageslicht können alle Vorbereitungen für die Nacht getroffen werden. Leider zeigt sich, daß der Grund der Mulde ein wenig abwärts gerichtet ist. Das ist peinlich für die Schlafsäcke, man muß sie festbinden an den zähen Wurzeln der Alpenrosen. Der Mops am Fußende kann einen guten Prellbock abgeben, solange es ihm nicht selber einfällt, ins Rollen zu kommen. Also muß auch er verankert werden. Von dem übrigen Gepäck wird mit dem Sattel als Grundstein ein Haufen geschichtet, den der Regenplan bedeckt. Man weiß durchaus nicht, was die weißlich trübe Luft vorhat. Für Burrico ergibt sich ganz in der Nähe eine zweite Mulde mit Windschutz nach allen Seiten. Der arme Kerl wird in der warmen Luft eine bessere Nacht haben als die letzte war.

Seltsam ungewohnt ist es, vor der Sonne schlafen zu gehen, aber die letzten vierundzwanzig Stunden waren lang. Man liegt warm und gliederleicht, plaudert in die blaue Dämmerung hinein oder träumt dem Orgelton der stürzenden Wasser nach, der im Fallen immer wieder zu süßer Frage sich aufhebt. Manchmal schreckt dazwischen spukhaft das Läutwerk der vergangenen Nacht, gerade nur damit die Gegenwart noch köstlich ruhevoller wird.

Das Verdeck meines Sackes bleibt bei der milden Luft zurückgeschlagen. Der Blick klimmt die schwarzen Wände hinauf und badet hoch oben im Dunsthimmel des jungen Mondes. Später fängt es zu regnen an, liebe Stimmen plaudern, Füße trippeln heran — Schlaf dann, süß und locker, halbwaches Traumesglück: märchenhaft ist es, dazuliegen in Nacht und Nässe, trocken, warm und gut . . .

Wieder und wieder wache ich auf, ganz plötzlich im Herzen das Bild irgendeines nahen Menschen von denen weit dahinten, jedesmal ein anderes, innig gerundet vom Gefühl — wie deutet und wägt man nicht, niemals hat man den Entfernten so lieb gehabt. Dann wieder Schlaf, gliederlösend, selig geborgen — Dank der Erde, die mich hütet und trägt!

Der mondrote Himmel ermattet, ein lichtes Regengrau senkt sich, Stimmen und Füße trippeln entfernter — aber der Mops, nehmen sie ihn mit? Die Sohlen tasten ins Leere, stampfen noch einmal, spüren bejahenden Gegendruck. Der Schrecken schwindet, das Bewußtsein ist da, ergreift lächelnd den werdenden Tag. Wolkenzart wachsen Bergzinnen in ein grünlich klares Rund.

Burrico ist schon munter. Beim ersten leisen Rascheln der Schlafsäcke offenbart er heiser lächelnd seine Freßlust. Eigentlich eselhaft geschrien hat er überhaupt noch nicht, zu all seinen vorhandenen Tugenden ist das eine weitere. Niemals wird er der Verräter des Lagers sein.

Plötzlich rauscht es im Kraut, im nächsten Augenblick stutzt drei Schritt vor uns ein gewaltiger Schafbock, seine schrägen Augen dolchen befremdet und wild. Rasend macht er kehrt und kommt nach drei Minuten wie zum Angriff zurückgejagt — grausliche Geschichten fallen einem ein: dieses Viehzeug bohrt sich von hinten in die Kniekehlen! Die Hand tastet nach dem Browning — man kann nie wissen — aber schon ist der närrische Spuk verschwunden, sogar Burrico staunt ihm nach mit stockendem Maul.

Das Tal liegt noch im Schatten. Während wir zwischen dem nassen Filz der Alpenrosen einen Durchgang für Burrico suchen, werden quer vor uns die Berge rosig vom Licht. Bald steigt die Sonne hinter uns so hoch, daß sie einen Felsblock trifft, der vom Hauptstock vorgesunken die Ferne verbaut. Weiß oder schwarz, manchmal auch gefleckt, leuchtet der lose Stein. Nach einiger Zeit entdecken wir, daß es Kühe sind. Eine Hütte ist da, ein Hund schlägt an, zwei Frauen mit hellen Kopftüchern und schwarzgestrickten Schulterkragen kommen mit großem Geschrei heruntergelaufen. Eine üble heimatliche Erinnerung meldet sich: natürlich, das Grasland ist Leibeigentum, über das man nicht gehen darf. Aber dieser Angriff erweist sich als ebenso harmlos wie die Wut des Schafbockes: die Frauen haben ein paar Kühe verloren und wollen wissen, ob wir sie gesehen haben. Dann staunen sie: wir kommen von oben — wo haben wir geschlafen? Sie verstehen kein französisch, aber ‚das Zelt' leuchtet ihnen ein, jede andere Erklärung macht zuviel Schwierigkeit. Ah, una tente!

Unvermutet wird der Weidegrund moorig. Mit großer Vorsicht meidet Burrico die stillen schwarzen Pfützen, die ihm nach vielfacher Erfahrung verdächtiger sind, als fließendes Wasser über klarem Sand. Als dann der Weg fällt, ist Porté wieder sichtbar, der steinige Boden wandelt sich allmählich in bebauten Grund, am Bergesfuß stampfen pflügende Ochsen durch frische, rötlich verwitterte Schollen.

Der Pfad verbreitert und verzweigt sich, bald ist das Land von niedrigen Steinmauern in winzige Feldlein

geteilt, voll von Ernteſtoppeln und lichtgrünem Klee. Verſtreute Feldhütten finden ſich, aber die meiſten ſind verwahrloſt und eingeſtürzt. Zwiſchen den Trümmern leuchtet blauer Sturmhut oder mit brennenden Beeren ein Holunderſtrauch, der auch weiterhin den Wegrand mit ſeinen roten Wölbungen ſchmückt.

Nach kurzer Futterraſt kommen wir endlich zum Ort hinab, der aus einem Gedränge von ſchmutzigen Gaſſen beſteht. Zunächſt freilich zwiſchen Tabaksgärten ein roſig ſauberes Haus, ein Arbeiter im Feld hat uns geſagt, wir würden hier Hafer kaufen können. So wagen wir uns, vollkommen als Laudſtreicher zugerichtet, in den ſonnigen Hof. Auf der Bank vor der Tür ſitzt eine Frau mit der dunklen Haut und dem ſtarken unnahbaren Blick der Spanierin, offenbar die Herrin des Beſitzes. Sie iſt in eine einfache Jacke von weißem Leinen gekleidet, und läßt mit griechiſcher Anmut auf ihren Fingerſpitzen den Morgentrank kühlen, in der runden, henkelloſen Kumme, die in dieſen Gegenden allgemein ſtatt der Taſſen gebraucht wird. Auf unſere Frage antwortet die Dame in reinſtem Franzöſiſch. Die Dienerin verſchwindet, unſere Säcke zu füllen, während hinter einem Vorhang ein junges Geſicht heiß und dunkel hervorſpäht. Der Körper bleibt verſteckt, nur eine in die Hüfte geſtemmte Hand ſtiehlt ſich heraus.

Die Dienerin bietet ſich an, uns in ihrer Küche einen Kaffee zu bereiten. Wir treten ſeitwärts in eine Tür. Eine ſchmale Tenne iſt da, Ziegen und Menſchen wohnen durcheinander. Der Küchenraum ſchließt ſich an mit ſeinem kleinen, freiſtehenden Ofen, auf dem die gelben

Tongefäße schmoren. Alles übrige Geschirr ist elende Fabrikware, die Zuckerdose ein porzellanes Auto mit Schleierdamen und bebrillten Stutzern. Selbstverständlich sieht der Blick der Besitzer nicht das Scheusälige daran, sieht überhaupt nicht, sondern findet es witzig oder verklärt es mit dichterischem Gefühl. Die billigen schief gehängten Bilddrucke an den Wänden haben den gleichen Unwert. Bescheiden duckt sich der einzig eigene und einfache Schmuck einer aufgespannten Distel. Der silbrig gelbe, stengellose Kopf inmitten der strahlenden Blattrosette wirkt wie der Flechtenkranz eines Hirtenmädchens, das sich zwischen Kitsch und Unnatur irgendwelcher städtischer Pflasterdamen verirrt hat.

Vor dem Abgang versuchen wir noch etwas über die Wege nach Andorra zu erfahren. Was wir bis jetzt vernahmen, war voll von Widerspruch. Einer weissagte wohlgefällige Straßen, der andere unmögliche Sentiers. Aber auch hier im Hause wird weniger gewußt als gemutmaßt. Im Grunde — was tuts! Was gilt ein von außen fertiger Plan gegen unser Schritt vor Schritt erworbenes Leben, das keine Erwartung zu verdrängen, nur dankbar geöffnete Sinne zu füllen hat.

Im Dorfe selbst bereitet sich ein Fest vor, ein alter Ausrufer zieht mit wildem Trommelschlag durch die schwarzkotigen Gassen. Als das Gebäude unseres Esels an ihm vorbeischwankt, vergißt er sein Amt. Aus seinem blöd erstarrten Mund starrt uns der einzige Eckzahn an. Müßige Männer, faul, breit und unzufrieden, stehen vor allen Türen. Sie scheinen weder Bauern noch Handwerker zu sein, der ganze Ort macht irgendwie den Eindruck einer Niederlassung von Verbrechern, jedenfalls

nicht von Männern, die von ihrer Hände Arbeit leben. Läden sind kaum vorhanden, aber wir finden eine Bäckerei mit einem Greis, den die Jahre und das Mehl gleichmäßig verstaubt haben. Nirgends sieht man ein barfüßiges Kind, der Straßenschmutz ist wahrscheinlich so vergiftet, daß die kleinste Verletzung tödlich sein kann. Eben öffnet ein Mann ein Giebelfenster und leert, ohne erst herunterzusehen, den Inhalt eines Nachtgeschirrs über unseren glücklicherweise unbetroffenen Köpfen. Hochbeinige Schweine, zum Erstaunen rosig in all dem Dreck, vertreten die Straßenpolizei und fressen den gröbsten Unrat weg. Um das trostlose Bild voll zu machen, flieht eben ein Kind aus einer Tür, verfolgt von einer wütenden Frau mit bösen Blauaugen, die mit einem Holzscheit blindlings auf das jammernde Geschöpf losschlägt. Als sie unsere Blicke zürnend auf sich gerichtet sieht, zerrt sie ihr Opfer ins Haus hinein. Man hört noch einmal die Hiebe fallen, aber das Kind schreit nicht mehr, im nächsten Augenblick mischt sich eine scheltende Stimme ein und wütendes Keifen hebt an. Überall Lieblosigkeit und spanischer Schmutz, nichts mehr von dem Fleiß und der strengen Sauberkeit, die bei den Katalanen noch der größten Armut einen Zug geistiger Überlegenheit gab.

Aufatmen, als das offene Land erreicht ist. In kilometerlangen Schleifen hebt sich die neue wohlgebaute Straße zum Paß hinauf. Der Teufel im Bund mit unserer Lust, vorwärts zu kommen, verführt uns, zur Abzukürzung den uralten, geraderen und steileren Weg zu wählen. Anfangs geht alles glatt, aber nach der letzten Straßenkreuzung verschlechtert sich das Pflaster.

Die seitlichen Mauern sind eingestürzt, Steine verschanzen den Weg, hin und wieder kann man sich auf das Wiesenland nebenan retten, dann aber sind plötzlich Felszäune da, über die man nicht wegkommt. Vom besonnten Erdboden prallt ein glühender Mittagsbrand, Burrico hat es saurer mit jedem Schritt. Wir verwünschen den Vorwitz, der uns von der sicheren Straße weggelockt hat. Aber was ist zu machen, weit kanns nicht mehr sein bis zum Col. Umkehren hat keinen Sinn, das stolprige Bergab, wenn die ganze Last nach vorn drückt, ist fast noch unbehaglicher für das Tier, außerdem bleibt es eine ausgemachte Sache, daß man eine mühsam gewonnene Höhe nicht ohne Not preisgibt.

Endlich münden wir abgemattet in die verlassene Straße, bald winken vor uns die hellen Colhäuser von Puymorens. Eine hügelige Hochebene schließt sich an. Der Boden ist mit braunem Gras bedeckt, in der Ferne zusammengetrieben sieht man eine unruhige Schar von Pferden. Später überholt uns ein Hirt, der seine drei Stück Jungvieh vor sich hinjagt. Die Tiere weichen oft von der Straße ab, gierig ein paar saftige Halme zu erwischen, aber sie behalten ein schlechtes Gewissen und springen bei jedem Ruf betroffen zurück.

Der Hirt schließt sich uns an, schlicht und unaufdringlich, mehr nach Menschennähe als nach Gespräch verlangend. Er hat ein tüchtiges träumerisches Gesicht, helle Augen und einen weichen rötlichen Haarschopf. Am Stocke trägt er ein kleines Bündel Zeug, Kochtopf und Nagelschuh pendeln ihm über der Schulter, dazu am Seitenriemen die schwarzlederne Wein-

flasche. Leider versteht er kein französisch, so können wir von seinem Leben nicht viel erfahren. Nur mit Zahlen, Namen und Handbewegungen wird die Unterhaltung geführt. Nach Andorra wollen wir?! Nun — gute Reise! Er ruft seinen Tieren und klimmt mit ihnen einer kaum sichtbaren Spur am Abhange nach.

Wir nähern uns, immer steigend, dem Oberlauf des Arriège. Das Sonnenlicht wird matt, Fels und Himmel umgrauen sich. Manchmal ein Luftzug, dann ist auf Augenblicke das gelbe Licht wieder da. Ein Tal tut sich auf, die steinerne Rinne verläuft tief unten in einem grünen Becken, Wände und Dächer von l'Hospitalet glänzen herauf — ein paar Sekunden später verbirgt alles ein Nebelstoß.

Der Regen scheint unvermeidlich. Wir tun gut, die Mittagsrast einzuschieben, solange der Himmel dicht hält. Eine Schlucht wird von der Straße überbrückt, der Zugwind zerrt und faucht, tief unten tobt der Bach. Seitlich am Hang, gerade noch zugänglich für den schlängelnden Fuß, findet sich ein Felsenband, das die Luftwirbel nicht erreichen. Der Esel bleibt an der Straße, sein lüsterner Kopf wird in den Hafersack eingeschnallt. Nachdem all unsere Habe, mit Steinen beschwert, zum Lüften und Trocknen auf dem Brückengeländer ausgehängt ist, duftet auch für uns das Mahl, kostbar belebt durch großbeerige Weintrauben, der einzig lieblichen Erinnerung aus der Diebesluft von Porté.

Ein Reiter im Schaffellsattel mit großer Ledertasche trabt vorbei, es ist die Post, die nach Andorra geht.

Das gibt die Gewißheit, daß wir auf dem rechten Wege sind. Aber Zeit ist nicht zu verlieren, in drei Stunden ist es dunkel, die ersten Tropfen fallen. Schnell wird das Gepäck zusammengerollt und auf Burricos Rücken in Sicherheit gebracht.

Hirten und Schmuggler

Eigentlich steht in jedem Augenblicke zu erwarten, daß die Straße verschwunden ist, den Wanderer ratlos an der Kreuzung irgendwelcher Tierspuren zurücklassend. Aber nichts Beunruhigendes geschieht. In der Höhe den blauen Himmel wiederzufinden, diese Hoffnung freilich erfüllt sich nicht. Umgekehrt, wir geraten erst recht in den Nebel hinein. Bald ist die Welt so verhängt, daß wir weder rechts noch links über den Weg hinaussehen können. Manchmal taucht der klotzige Umriß eines Stieres auf, durch den Dunst vergrößert. Später gleiten mit witternden Köpfen und Hörnern ganze Haufen dieser Halbwildlinge vorbei. Aus der unsichtbaren Tiefe dringt Blöken und Gebrüll, über uns am Hang wird das Johlen und Pfeifen der Hirten laut, kommt hart heran, ohne daß sich aus der verschlossenen Luft eine menschliche Gestalt herauslöst.

Endlich scheint eine Hochebene erreicht zu sein. Im flatternden Dunst läßt sich eine steinerne Hütte erkennen, von ihrem Dach weht das braune Gras. Alles Land ringsum ist schwarz, sumpfig zertreten. Helle Granitblöcke liegen zerstreut, seltsam weiß. Am nahen Bach sitzt ein Hirt mit einer Angel, eben zappelt eine grünliche Forelle am Strick. Verkaufen kann er keine, be-

dauert er, sie sind vier Mann darum und er hat noch nicht genug für alle. Auch Milch ist nicht da. Nirgends fanden wir bisher einen Hirten, der in der Lage gewesen wäre, Milch, Butter und Käse abzulassen oder auch nur für sich selber zu besitzen.

Die Viehwirtschaft dieser Gegenden beschäftigt sich sehr einseitig nur mit Aufzucht und dem Verkauf nach Spanien. Besonders Stiere sind es, die dieses Land für seine Spiele nötig hat. Die jungen Tiere, fern von menschlicher Bosheit aufgewachsen, kommen harmlos wie Rehe in die Niederungen hinab. Hier werden sie erzogen, das heißt künstlich gereizt. Man überläßt sie auf den öffentlichen Plätzen der Dörfer und kleinen Städte den Quälereien der Kinder und Müßiggänger. Das gepeinigte Tier lernt im Menschen seinen natürlichen Feind kennen, bildet Mut und Angriffslust in sich aus. Bald ist es soweit, daß, um Unheil zu vermeiden, die Schulung nur noch in abgeschlossenen Räumen vorgenommen werden darf. Und dann, eines festlichen Tages wird es in die Arena geführt, unter dem Jubel der Menge abgeschlachtet, an Leib und Seele ein Opfer des Menschen und seiner grausamen Gelüste.

Die Welt wird immer verschlossener. Noch leuchtet der Sturmhut, bald aber dämpft sich sein volles Kobaltblau, die letzte Erinnerung an die Welt der Farben verlischt. Endlos weiter gehts in den Nebel hinein, der sich zierlich mit Regen vermischt. Burrico pendelt ohne Freudigkeit, an der guten Bahn ergötzen sich seine Füße nicht mehr wie anfangs, Klatschen und Zuruf erheitern ihn nur für einen künstlichen Augenblick.

Nach unserer Schätzung müssen wir schon in Andorra sein, hier berührt sich die Grenze nicht, wie an den meisten Übergängen der Pyrenäen, mit dem Paß. Aber Gott weiß, warum dieser Port d'Embalire immer noch unbeirrt vor uns herwandelt. Rastloses Bergaufkriechen auf den Kehrungen der Straße, es scheint, daß wir allmählich die reichlichen 2500 Meter des Passes verdient haben. Aber listig verbirgt er sich, bis einem dann als Gegenlist die Weisheit ersteht, daß der Weg überhaupt nicht mehr aufhört. Für den Fall, daß dann doch unvermutet Erfüllung sinkt, ist sie Gnade und nicht mehr wohlerwartetes Recht.

Wahrhaftig! Die Augen sehen es nicht, aber die Sohlen fühlen, daß die Steigung aufhört. Deutlicher neigt sich der Weg, da plötzlich ein Rollen im Dunst, erschreckend laut in all der abgedämpften Stille. Hinter uns taucht ein Wagen auf, hohe Räder, riesenhafte Menschen, ein unglaubhaft ausgedehntes Pferd. Schon ist die Erscheinung im Grau verschwunden. Aber ein Gutes bleibt für Burrico. Irgendwohin führt der Weg, also: irgendwohin wird auch er selber geraten. Stallhoffnungen umwittern ihn, er legt sich ins Zeug, daß wir kaum noch Schritt halten können.

Da geschieht etwas Wunderliches. Das Grau vor uns wird einfach schwarz, hundertfach verdichtet, fängt zugleich auf sonderbare Weise sich zu bewegen an. Zehn Schritt weiter — das Schwarz steht, reißt eine Lücke in den Dunst, der nach allen Seiten zurückflieht. Eine feste Felsenwand ist da, weit drüben hinter dem Tal, ja wirklich dem Tal von Andorra, vor unseren Augen

sichtbar meilenweit hinab! Eine sich verbreiternde Rinne, gelblich belichtet, blau durchflossen. Felder, Dächer, Baumgruppen, Wände, waldig bis zur Höhe hinauf. In irgendeiner verlorenen Ferne eine dunkle Querschicht, an der unbeweglich der weiße Strich eines Wasserfalles steht.

In die Erlösung des himmlischen Augenblicks mischt sich die Freude, nun endlich wirklich hinabzukommen in dies unmögliche und vergessene Land Andorra, dicht von Bäumen, wie der aus dem Arabischen hergeleitete Name ausdrückt. Eigentlich — ist es recht, das Mittelalter zu suchen? Müßte man nicht viel eher dort sein, wo unsere Zeit am stärksten atmet, all die Fabelkräfte in Luft und Wasser entdeckt und hörig gemacht hat? Und doch, es lockt, mit eigenen Augen zu sehen, wie die Menschen vor vier- oder fünfhundert Jahren gelebt haben, selbständig und abgeschlossen, in friedlicher Arbeit oder in Kriegsnöten auf die eigene Kraft gestellt. Die weite Welt, die wohnte ja wohl irgendwo hinter den Bergen, aber von selbst fand sich der Zugang nicht und keine Sehnsucht drängte ihr entgegen. Und dieser Zustand würde weiterdauern durch die Jahrhunderte, wenn ihr nicht wärt, ihr Wasserstürze und ewig donnernden Bäche — in eurer noch ungewerteten Kraft wacht schon der Funke, dem feine Drähte eine Brücke spinnen werden, zum Lärm der Städte und zum Menschen von heut mit all seiner Hast und Heimatlosigkeit.

Einen Augenblick scheint es, als wolle sich der Himmel endgültig befreien und den Abendfarben den Sieg lassen. Aber schon spannt sich ein neues Nebeltuch, so scharf begrenzt rollt es heran, daß man seinen Saum

zu fassen meint. Ein eisiger Regen prasselt herab. Das Wasser läuft in den Halskragen, schülpt in den Nagelschuhen, außerdem wird es dunkler von Augenblick zu Augenblick. Man erinnert sich, daß man irgendwo schlafen muß heute nacht.

Schlängelwege hinab am kahlen Hang. Nirgends Busch oder Fels zu vermuten, zum Überfluß ist die unsichtige Luft voll von Pferdeglocken. Es gelüstet nicht zum zweitenmal nach dieser Nachtmusik.

Tiefer im Tal bietet sich etwas mehr Überblick. Der Steinhaufen einer Hütte steht auf dem Wiesenstreifen am Bach. Man lauscht erfreut, sucht nach einer Möglichkeit hinabzukommen und entdeckt dann, daß ein Schäfer mit seiner gedrängten Herde in der Nähe wartet. Solche kleinen hellen Vierecke von Tieren wiederholen sich, ähnlich erscheinen sie auch an den Abhängen. Schafe? Dächer? Zuletzt begreift man, daß es steile Kornfeldlein sind.

Seitwärts strecken sich ein paar dunkle Bauernhöfe. Auf der Straße wettern mit gesenkten Köpfen drei lose Pferde heran. Rasend bellt ein Hund vor ihnen her, springt gegen ihre Schnauzen, sucht sie zurückzutreiben. An den Abhang gedrückt lassen wir die wilde Jagd vorbei. Nur das letzte Tier, ein braunes Füllen, beachtet uns und bäumt zurück, klettert auf Ziegenbeinen am Mauerrand zur Wiese hinab. Es ist wundervoll, wie geschickt und unternehmend das wilde Land seine Geschöpfe macht.

Es regnet nicht mehr, brandiges Mondendämmern schleicht durch das Grau der Nacht. Wir sind durchweicht und müde. Mitten im jähen Zweifel, ob wir

auf dem rechten Weg nach Saldeu sind, finden wir uns plötzlich auf einer Dorfstraße mit dunklen gedrängten Wänden. Oben Fenster, unten gähnen Stalltüren, aber nirgends Leben oder Licht, um sieben Uhr alles geisterhaft mitternächtig. Wie ein Gespenstlein huscht ein Knabe über den Weg. Er versteht nicht, was wir wollen, und flattert scheu davon.

So unvermutet die Häuser da waren, schwinden sie zurück. Eine Straße findet sich nicht mehr, aber auf dem nackten, ausgetretenen und ausgewaschenen Fels beleuchtet der halbe Mond einen Abstieg, von dürftigen Mäuerchen als Weg bezeichnet. Eine Weile rutschen und klappern wir vorwärts, geraten an eine Ausbucht mit breiterem Grasrand und halten alle drei ohne Verabredung still. Einerlei wo wir sind, wir werden uns niederlegen und schlafen, köstlich schlafen! Alles andere hat Zeit bis morgen früh.

Da klirren Schritte, ein Mann kommt hinter uns den Weg herab. Er redet uns an, erst auf Katalan, dann auf Französisch. Wo wir noch hinwollen mit dem Tier in der Nacht? Es ist ein gutes Wirtshaus in Saldeu, warum wir nicht dort geblieben sind? Wir erklären, daß es überall dunkel war. Er lächelt — offenbar hat der Ort seine besonderen Geheimnisse. Wenn es uns recht ist, wird er mit uns zurückkommen. Wir werden alles finden, ein warmes Essen und ein gutes Bett.

Halb neugierig, halb mit dem Wunsch unsere Kleider zu trocknen, nehmen wir das Abenteuer an. Der Mann ergreift Burricos Zügel und wendet das Tier, in zehn Minuten sind wir wieder oben in dem verschlafenen Dorf. Durch einen schwarzen Torweg werden wir in

einen halboffenen Hof geführt, eine Tür ist da, aus der ein Lichtschein fällt. Eine Frau kommt heraus, unser Führer spricht mit ihr, klärt sie über unser Begehren auf, dann verläßt er uns zufrieden, jedem Lohne wehrend, mit einem ungetrübt menschenfreundlichen Gutenacht.

Ein Gang führt zur Küche, es duftet nach gebratenem Fleisch, der Schein des Herdflammenlichtes tanzt über blinkendes Blechgeschirr. Ein wartender Mann, der von unserem Kommen längst zu wissen scheint, stellt seine brennende Kerze auf die flache Hand, dann leitet er Burrico in den Stall hinüber, rührt in der Krippe und steckt ihm die Raufe voll Heu.

Drinnen im Haus wird uns von einem stummen Mund und beredten Händen durch eine Halle gewinkt. Säcke liegen gestapelt und es riecht nach Mäusen. Einigermaßen gespannt betreten wir den nächsten Raum und finden mit Staunen einen weißgedeckten Tisch. Das goldene Brot duftet, die gläsernen Weinkannen stehen gefüllt und harren der Gäste.

Der Wechsel zwischen Nässe, Müdigkeit und Nacht und dem hellen warmen Zimmer mit dem üppigen Tisch ist märchenhaft, ein Traum aus Tausendundeiner Nacht, dem man sich halb verzaubert hingibt.

Wir bleiben nicht die einzigen Gäste. Ein paar Blusenmänner setzen sich grüßend neben uns. Ferner ist noch ein wunderliches Paar da, er offenbar Kaufmann und Stadtmensch, aus seinem Gesicht ist jede Eigenart herausgeschliffen und hat einem verbindlichen Selbstgefühl Platz gemacht. Seine Frau sieht aus wie eine Bauerntochter aus dem vorigen Jahrhundert, die

sich aufgeputzt hat für die große Reise in die Stadt. Sie hat ein grobes, rotes und einfältiges Provinzgesicht. Ihre hellen Äuglein spähen listig vergnügt, aber ihre verfetteten Züge sind bekümmert. Wahrscheinlich fühlt sie sich seelisch und leiblich bedrückt von ihrem Staat. Sie ist angetan mit einer lächerlichen weißen Pelerine, halb Damenpelz, halb Kutschermantel, unzählig abgestuft. Hals, Finger und Ohren sind mit unechtem Schmuck behängt, nicht etwa zweideutig, sondern geradezu rührend kleinbürgerlich. Und dabei stammt dies Wesen aus der modernen Gewerbestadt Lyon, wie wir dem Lauf der Unterhaltung entnehmen.

Neben dem Kaufmann sitzt ein Einheimischer. Seine feinen breiten Backenknochen, das scharfe Untergesicht und der lange schmale Nasenrücken blicken wie von spanischen Bildern. Er ist voll von Schlauheit und Übermut, scheint irgendwie das Haupt der übrigen zu sein und hat gegen den Kaufmann eine verschmitzte Vertraulichkeit, breitspurig von sich selber entzückt und zugleich voll Bewunderung für die Fähigkeit des anderen, Geld zu machen. Die beiden haben offenbar ein Geschäft zusammen. Mitten im unverfänglichen Gespräch neigt sich für Sekunden Ohr an Mund, Mund an Ohr, während der diebische Glanz der Augen einen geglückten Streich verrät. Man kann sich diese seltsame Beziehung nicht erklären, dann tagt der tiefere Sinn: Schmuggler sind es, die eine Begegnung mit ihrem Abnehmer haben. So erklärt sich auch das lächelnde Einvernehmen der übrigen Männer, die bescheidener sind und offenbar nicht begabt, das große Wort zu führen. Einer von ihnen erscheint besonders merkwürdig. Er hat einen schweren

Blick, asketisch glänzend, der Mund zeigt immer das gleiche Grinsen, ein wenig kindisch einverstanden damit, daß die anderen sich über ihn lustig machen. Früher als sie ist er mit dem Essen fertig, sitzt dann und stochert mit einem Genickfänger in seinen Zähnen umher. Der aufgesperrte Mund verdrängt das Lächeln, und der starke Blick, von abwesenden Dingen genährt, bohrt desto hoffnungsloser — vielleicht aus keinem anderen Grunde als dem verfrühter Sättigung.

Nacheinander werden mehrere Gerichte, Brotsuppe, Eier und Braten aufgetragen. Es fällt auf, wie gut die Leute am Tische sitzen, kein Geschmatze und kein Gestopf, alles geschieht sauber nnd bestimmt, sogar wenn einer mit seinem Löffelstiel oder einer Brotrinde sein Ei austunkt. Wein wird nur wenig getrunken und meist mit Wasser vermischt. Vor jedem steht das eigene Glas, dazwischen wird auch wohl kurzerhand ein Schluck aus der Flasche in die Kehle gespritzt, ohne daß der spitze Seitenhals mit dem Munde in Berührung kommt.

Nach dem Essen zeigt niemand Lust fortzugehen, es wird weiter geraucht und geschwatzt. Schließlich bringt der Kaufmann ein zerfetztes Buch aus der Tasche, läßt sich ein wenig nötigen und trägt dann mit angelerntem Schwung ein altes Lied vor zum Lobe von Carcassonne: jedes Land hat sein ‚Neapel sehen und sterben'. Die Hörer geraten in Entzücken, sparen nicht mit Beifall. Die bekümmerte Gattin fettlächelt bescheiden geschmeichelt — welche Frau liebte es nicht, ihren Mann glänzen zu sehen!

Eine Treppe hoch, auf den viereckigen Flur mündend,

liegen die Gastzimmer mit Heiligenbildchen, winzigen Waschgelegenheiten und Kattunhimmeln, blumig auf schwarzem Grund. Unten im Hause wird es bald still, wahrscheinlich schließt sich noch eine sachliche Beratung an die Stunden losgelassener Freude über eine gemeinsame Schlaubergerei.

Das Land der Verheißung

Am folgenden Morgen ist von der ganzen Gesellschaft nichts mehr zu spüren. Etwas spät sind wir auf dem Weg, finden bestätigt, daß wir uns gestern in der Dunkelheit keineswegs getäuscht haben. Die Straße ist nicht etwa um das Dorf herumgeführt, sondern gänzlich erloschen. Der steinerne Fall des Maultierweges führt tiefer an den Bach hinab. An der Stelle, wo wir übernachten wollten, kommt eben mit Schellengeläut ein Zug von Tragtieren herauf. Brust, Bauch und Beine sind von Netzen roter Wolltroddeln umwallt, dazwischen leuchten goldene Felder von Ziernägeln. Reiter sitzen nachlässig mit losem Hemd und offener Weste, die brennende Zigarre im Mund. Bis vor wenig Jahren war der Rücken dieser Tiere die einzige Frachtgelegenheit für Holz und Eisen, die Ernte des Ländchens. Nirgends ein Weg, auf dem auch nur ein Karren hätte forthumpeln können. Zurzeit ist die französische Kunststraße über den Paß wenigstens bis Saldeu durchgeführt. Von dort mag man sehen, wie man weiter zur Hauptstadt hinabkommt. Diese Hauptstadt Andorra, der wir uns nähern von Norden her, hat nicht einmal achthundert Einwohner, der gesamte Freistaat wenig mehr als fünftausend. Das waldig wilde Gebirge ist von zwei Haupttälern durchkreuzt,

9*

gleich fruchtbar für Schmuggel und Viehzucht, nach uralter Sitte gehandhabt.

Der Himmel ist blau, die Sonne hat alle Nässe aufgesogen, würzige Septemberluft lockwandert über dem lieblich strengen Tal. Die Bergwände zwischen Abstürzen von tieffarbigem Stein sind bis obenhin bewaldet. Eine Schneidemühle gibt es und Bauernhäuser, Holzveranden sind unter die breiten Dächer eingebaut. Die Ernte steht noch in Garben, auf den steilen Stoppelfeldern weht der rote Mohn, daneben schieben sich Wiesen ein, verschleiert von dem Lilahauch der Herbstzeitlosen. Ihre Kelche sind verschlossen, pilzhaft beinahe. Sie haben ein gespenstisches Leben gehabt in der Nacht, mögen nun mit der Sonne nicht mehr wach sein. In den Ritzen der Feldmauern nistet halbfremdes Geblüm, ein leuchtend blutfarbiges Sedum und gelbliche Labiaten fallen auf. Rätselhaft geformte Samenkapseln stehen auf toten Stengeln, dazwischen, moschushauchend, blaßrosa Malven, und das Bilsenkraut, lila geadert mit giftlila überflogenem Blütengrund.

Auf einem grünen Platz am Bache wird die erste Rast gehalten. Über sonnenwarme Steine gebreitet trocknet das dampfende Gepäck, während Burrico, die Fleischtöpfe Saldeus im wohligen Gebein, spielerisch ins weiche Kraut nach etwas handfest Stachligem schnuppert.

Gewölk treibt vom Paß herunter, man ahnt schon, wie sich der Nachmittag gestaltet. Eilig wird eingesackt, gesattelt und aufgepackt.

Überall in der Nähe des Baches finden sich Felder, mit einer gewissen Zierlichkeit bebaut. Menschen sind

kaum zu sehen, es sei denn, daß hier und da einer auf den erstaunlichen Einfall gekommen ist, am Wege zu bessern. Der Himmel wird immer bedrohlicher. Gerade als wir an eine kleine Wallfahrtskapelle kommen, die mit ihrem eckigen Turmklotz sehr malerisch vom Grund eines Uferfelsens emporgewachsen ist, bricht der Regen los. Wir retten uns unter das Schutzdach. Nach der ersten Weigerung kommt Burrico ohne weiteres die Stufen nachgestiegen, sobald er einen zweiten Esel erblickt, der einem zerfurchten Weiblein gehört, das sich gleich uns geflüchtet hat und mit einem groben Strickzeug von schaffarbener Wolle die Wartezeit ausfüllt. Sie betrachtet unseren Esel. Wir sollen absatteln, damit er sich legen kann, bittet sie dann. Es gelingt nicht, ihr begreiflich zu machen, daß die Last mehr umfangreich als schwer ist. Als wir weiter wollen, nimmt sie Burrico, der keine Lust hat, da sein Genosse noch bleibt, hilfreich am Kopfe, flüstert ihm zu und zerrt ihn die Stufen hinab.

Gegen Mittag sind wir in Canillo, gedrängt baut sich das Dorf am steilen Abhange hinauf. Ganz oben steht eine Kirche mit dem Rücken an der Felsenwand, vor ihren hellen Wänden, wunderlich schmal, so hoch fast wie der stattliche Turm, ein paar säulenschlanke Pappeln, mit ihrem leuchtenden Grün die einzig lebendige Farbe in dem ganzen Steinnest. Nicht schmutzig ist es wie Porté, aber zehnmal verlassener. Die wenigen Menschen, die den Kopf aus den Türen oder den Hauslauben stecken, haben den wilden und harmlosen Blick von Waldtieren. Wir steigen bis zur Kirche hinauf, binden Burrico draußen ans Eisentor. Sie ist groß, offenbar

uralt, mit neuen Teilen ausgeflickt. Sie hat einen Holzfußboden und dämmerige Altäre mit flächigem Schmuckgerät, Blumenkörben oder Spruchrahmen aus weißem, gegossenen Metall, darüber hängen die verblichenen Prozessionsfahnen. Ein bemalter Schrank mit Holzleuchtern ist noch da, hinter einem Gitter ein sagenhaft gewaltiger Tonkrug.

Jenseits des Dorfes führt der Weg auf das linke Ufer und steigt bald hoch über den Bach hinauf. Canillo liegt da wie die riesenhafte Ruine eines antiken Theaters, mit seinen Mauern aus dunklem Stein, braunpurpurn oder eisenrot, eingeschmiegt in die Umarmung der Felsenbucht. Darüber hinaus wachsen die wagerechten Siedelungen hungriger Feldchen in Furchen und Rissen an den verbrannten Wänden hinauf. Dem Himmel nah, im Kampf mit Stein und finsterem Buschwerk türmen sich die winzig letzten noch.

Für die nächsten Stunden gibt es ein unliebsames Hoch und Nieder auf dem mit Blöcken gepflasterten Weg, den der Regen an steilen Stellen zum Wasserfall verwandelt hat. Burrico zwängt und stemmt sich tapfer vorwärts, seine kratzenden Eisen entwickeln sich zu Widerhaken an den nassen glatten Rundungen des Pfades.

Ein paar Gehöfte liegen am Weg, eigentümlich finster, ohne Gärten, mit einem Gitter von ausgewaschenem Holz notdürftig gegen das Vieh geschützt. Ein einziges Mal blüht vor einer Hütte ein leuchtender Zinnienstreif. In freistehenden Nischen hausen Heiligenbilder, die, zerfressen und farblos, nur noch von der Überlieferung zu leben scheinen.

Während wir einen kahlen Steinhang überqueren,

fängt es in der dunstigen Luft zu donnern an, nicht so stark, daß man an ein nahes Gewitter denkt. Aber im nächsten Augenblick fährt es wie Peitschenhieb in meinen aufgespannten Schirm, aus dem Griff springt ein weißer Funke in meinen Daumen. Ich spüre einen leichten Schlag, eine schnelle Kälte in der Luft — aber der Schirm, im ersten Schrecken zu Boden geworfen, zeigt keine Brandspuren. Es war augenscheinlich nur eine Nebenentladung, immerhin haben wir allen Grund, den ausgesetzten Hang so schnell wie möglich hinter uns zu lassen.

Die Luft hat sich verändert, es ist sehr warm geworden, im farbigen Dunst vor uns wittert ein südliches Land. Feigengestrüpp und Büsche von immergrünem Buchs sind zwischen die Felsen geklemmt. Noch einmal verengt sich das Tal, ein gelber Turm steht da, eine Wacht aus uralter Zeit. Die Dächer eines Dorfes halten sich in ehrerbietiger Ferne tief unter seinem Fuß. Der Felsendurchgang mündet in einen erdigen Kessel voll von Fruchtbarkeit, an seinen Wandungen quillt es von Laubholz und Weinterrassen, tiefer im Grund wechseln fette, dunkle Felder mit tropischem Maisgrün und den rotblühenden Stengeln des Tabaks.

Im Angesicht des nahrhaften Bodens und des helleren Himmels meldet der Hunger sich. Brombeeren ranken am Abhang, beladen mit Frucht, das gibt eine unverhoffte Würze zum eiligen Mahl. Der angewachsene Bach wälzt seine grünen Schaummassen zwischen den Granitblöcken seines Bettes, nicht immer hat er die Geduld sie zu umgehen, sondern quillt und strudelt schleierweiß gebreitet über alles, was ihm den Weg sperrt.

Weiterhin dehnt sich das heitere Dorf Escaldas, der Name deutet auf heiße Quellen, richtig steht auch ein kleines Badegebäude da. Das Leben scheint wohlhabend, fleißig und geordnet zu sein. Man sieht beladene Maultiere und spielende Kinder, Frauen sitzen mit weißen Arbeiten auf den Balkons. An den freien Mauern unter dem Überhang der Dächer trocknen, schön gereiht, lichtbraune Krautstengel, man glaubt fast an die Reste einer allgemeinen Bekränzung, im Welken noch festlich.

Ein ansehnlicher Kramladen tut sich auf. Wir machen einige Einkäufe, während Burrico vor der Tür steht, mehr als einmal geneigt, einem Stammesverwandten nachzulaufen. Nach den Tagen eingefleischter Zugehörigkeit müssen wir schmerzlich fühlen, daß wir doch bloß ein Zufall in seinem Leben sind.

Der Krämer, ein freundliches Breitgesicht, gibt Auskunft über dies und das. Als er hört, daß wir in Andorra übernachten wollen, rät er dringend ab. Hier im Ort würden wir ohne Zweifel besser aufgehoben sein. Wir danken für seinen Rat, ohne uns von unserem Plane abbringen zu lassen. Der Mann, anstatt unsere Weigerung übelzunehmen, bringt zwei Gläser mit Schwefelwasser, heiß aus dem Felsen. Es schmeckt wie ein Ei, das man angeekelt weggschieben würde.

Zwischen Brombeerhecken führt der Weg in einer halben Stunde nach Andorra hinab. Bebautes Land wechselt mit kleinen unfruchtbaren Halden von Geröll, verstreute Steineichen stehen darauf mit spitzen Früchten, hartem Laub und silberner, feinrissiger Borke. Vielleicht fände man dort einen Nachtplatz, aber die Neugier

lockt, zu sehen, was Andorra, das Städtchen, mit uns vorhat.

Als wir den Ort erreichen, ist es stark dämmerig, die Gassen mit ihrer unsauberen Luft sind noch ohne Licht, das in diesen Gegenden nur ein von Fall zu Fall gestatteter Prunk zu sein scheint. Die Häuser zeigen die gleiche Bauart wie in den Dörfern: unten Stallraum für Tiere, Holz oder Feldgerät, oben deuten geschlossene Fenster menschliche Wohnungen an.

Eine Horde von halbwüchsigen Jungen, pfeifend mit gepfeffertem Lachen, sammelt sich, manchmal vorausstürzend, das große Ereignis von Fremden johlend zu verkünden. Auf einem kleinen Platz mit plätscherndem Brunnen steht, kaum geräumiger als ein mäßiges Haus, das bescheidene Schloß, das in seiner Person jede Würde vereinigt. Es dient als Schule, Gefängnis, Rathaus und Gerichtssaal. Im Erdgeschoß fehlen nicht die Ställe für die Reittiere der Ratsmitglieder. Die uralten Vorrechte der Republik stammen aus dem dreizehnten Jahrhundert. Damals schon erhielt sie örtliche Selbstverwaltung unter der Oberherrlichkeit des spanischen Bischofs von Urgel und der französischen Grafen von Foix.

Mit Mühe erfragen wir das Gasthaus, niemand versteht uns oder mag uns verstehen. Das Gebäude sieht nicht vertrauenerweckend aus, der Krämer in Escaldas hat vielleicht recht gehabt mit seiner Warnung. Während mein Gefährte als Kundschafter hineingeht, staut sich draußen auf dem von engen Häusern umschlossenen Platz allerhand Volk, umkreist von bellenden und schnappenden Hunden. In dem schwachen Schein, der aus

den Fenstern fällt, erkennt man Männer von unedlem Gepräge, träge und schmutzig, die Kinder auf ihrem Arm sind winzig wie Neugeborene, aber sie sitzen ungestützt aufrecht, stumm und bleich mit dunkel aufgerissenen Äuglein.

Endlich kommt mein Gefährte zurück, von einem Alten begleitet, der sofort anfängt, das Gepäck von Burricos Rücken loszuschnüren. Was soll man machen — die Sache scheint nicht übermäßig räuberhaft, die Küche gut gehalten, leidlich saubere Zimmer, bis auf die Fußböden, hier wie überall landesüblich ungetauft. Also, Schloß vor den Mops, Hand auf die Tasche — und in Gottes Namen zugefaßt.

Zunächst wird Burrico untergebracht. Der Wirt leuchtet über den schlüpfrig abschüssigen Hof, im geräumigen Stall steht schon ein Maultier, das bei unserem Eintritt zu schlagen und zu schreien anfängt und kaum den Durchgang freigibt.

Das Gasthaus selbst hat zwei Eingangstüren nebeneinander. Die eine führt in einen öden Saal voll von Tischen und Bänken, der nur bei besonderen Gelegenheiten für Massenbewirtung gebraucht zu werden scheint. Im Nebenraum ist alles üppiger ausgestattet. Da gibt es Polster, eine eingebaute Uhr, einen Wandschrank mit Glastüren und ein dunkles Wachstuch auf dem Tisch. Eine Frau mit schlichten, schwarzen Haaren und einem großen, mütterlichen Gesicht vertauscht die Kerze mit einer Büchse, aus der eine kleine helle Karbidflamme heraussticht. Dann berät sie mit uns wegen des Essens, in einer halben Stunde werden wir alles bereit finden! Wir mutmaßen mehr als daß wir verstehen, später je-

doch kommt der Stallbursche, der französisch kann und den Dolmetscher spielt.

Es gehen ein paar Männer aus und ein, die sicherlich irgendwie zum Hause gehören, doch wird man nicht klug aus der Verwandtschaft. Der Hausvater selbst, eine schwere, schwankende Gestalt mit aufgeschwemmtem Gesicht gebärdet sich wunderlich blöd. Bald redet er uns, bald sich selber an, man könnte ihn für einen Trunkenbold halten. Aber dann hat er wieder so ein listig doppelsinniges Lächeln, daß man versucht ist zu glauben, er will sich einen Spaß mit uns machen. Am Anfang versteht er nichts als Katalan, später hat er plötzlich unser Französisch, das nicht für ihn bestimmt war, begriffen. Er ist ein alter Hanswurst, halb spaßhaft, halb unheimlich.

Die Post soll bis zehn Uhr offen sein, um acht finden wir noch Licht, aber die Tür bleibt verschlossen. Kein Klopfen hilft, alle Vorrechte eines Privatgeschäftes scheinen vorhanden. Übrigens ist in Andorra die Post französisch, das Geld spanisch und die Sprache Katalan. Die Republik fristet ihr Leben in äußerster Armut, hat Mühe, den jährlichen Zins von 950 Franken an Frankreich und 450 Franken an den Bischof von Urgel aufzubringen. Dennoch hat die Regierung seinerzeit mit Verachtung abgelehnt, die von Homburg vertriebene Spielhölle aufzunehmen, dieselbe, die späterhin Monaco zum blühenden Segen gedieh.

Der Himmel ist vom versteckten Monde hell, aber die Häuser stehen so dunkel zusammen, daß die Füße zuverlässiger als die Augen vorwärtstasten. Man hört keinen Laut, die dicken Steinwände schlucken jeden Ton,

manchmal quiekt ein Hund oder eine Katze schreit vom Dach. Vereinzelt huscht eine Gestalt in ein dunkles Türloch oder bleibt an die Mauer gedrückt lautlos neben uns. Wo die Häuser zurücktreten, finden wir in der offenen Dämmerung einen Feldweg, der steiler ist als der Blick erkennt. Wir gelangen ein gutes Stück über das aufgeschüttete Geröll hinauf. Übermächtig nah droht durch den braunen Mondnebel die gegenüberstehende Talwand, um ihr einsamstes Gezack ballt sich der Dunst, Blitze spielen heraus, Regenbogenglanz fällt in die Tiefe auf das stumme, armselige Dachgewirr. Nach wenigen Minuten ist alles von dunklen Flören umschattet, ein Gewitterguß braust heran und treibt zur eiligen Flucht.

Eine spanische Stadt

Es fließt von den Dächern, durch die Fenster blickt ein schmutzig grauer Morgenhimmel. Soll man sich für den Rückweg nach Frankreich noch höher ins Gebirge hinaufwagen? Bei der Verhandlung mit Burrico entdecken wir, daß die Dauernässe seine Haut aufgeweicht und empfindlich gemacht hat. Da gibt es Druckstellen an Rücken und Schultern, eine davon sogar eiterig aufgerieben. Bei der geringsten Berührung zuckt er zusammen, wir können nicht daran denken, den Sattel aufzulegen. Es wird aus Leinewand und Gletschersalbe ein Notverband geklebt. Der Stallbursche kommt zur Begutachtung. Zucker aufstreuen, rät er, das hilft gegen den Eiter.

Für Burrico wird ein Ruhetag angesetzt. Wir selber wollen einfach loslaufen nach Spanien, hinab in die alte Bischofsstadt Seo d'Urgel. Wenn wir die Beine ordentlich in die Hand nehmen, können wir zu Mittag dort sein.

Sogar der Himmel billigt unseren Plan. Der Regen läßt nach, ungestört können wir zur Wegstärkung die blankgewaschenen Brombeeren vom Strauchwerk naschen. Und das hundert Schritt von einem Dorfe voll von Kindern! Wenn auch unter diesem Himmelstrich Wein und Feigen reifen, so reifen sie doch für die Armen nicht.

Vielleicht genügt schon der Anblick der edleren Frucht, den Geschmack zu verderben für das, was umsonst zu haben ist.

Wolkenfetzen halten sich an den Bergwänden, füllen die Falten, von Norden her wehen graue Schauer heran. Und dann beginnt es zu gießen, unerbittlich vier Stunden lang. Man gewöhnt sich an das Schicksal, findet sogar, daß es eine entzückende Eigenschaft der Haut ist, im Gegensatz zu der schwächlichen Gewohnheit der Kleider nie und nirgends den Regen durchzulassen. Im nassen Fell bildet sich ein fröhlich trockenes Knochengefühl.

Auf dürftigen Wegen laufen wir neben dem Bache hin, ohne Burrico, die Stimme braucht zu keinem He! oder Hallo! aufgehoben zu werden. Diese Freiheit bedrückt beinahe, außerdem — für wen sind nun all die fetten Disteln? Fast wehmütig gräbt sich ihr Anblick ins Herz.

Abgesehen von dem saftigeren Pflanzenwuchs ist das Tal dem nach Saldeu hinauf nicht unähnlich. Es wechselt zwischen felsigen Einschnürungen und fruchtbaren Becken, in denen Weiler und Dörfer angesiedelt sind. Von der Bevölkerung bekommt man nicht viel zu sehen. Ein Mann steht am Rand eines glänzenden Maisfeldes und bricht die verblühten Rispen, im Schutz von überhängenden Büschen kauert unter seinem Schirm ein Hirte. Selten zeigt sich, die Decke von gewürfeltem Wollstoff als Mantel umgeschlagen, ein Maultierreiter. Eine Frau im hohen spanischen Sattel, das riesenhafte blaue Regendach über sich haltend, wird von einem Eselein dahergetragen, das zierlicher und dunkler ist, mehr

ähnlich unserem Burrico, als dem Vetterngeschlecht jenseits der Pyrenäen. Die Gesichter erinnern an das des Hauptschmugglers in Saldeu. Besonders eigentümlich ist den Männern der Mund mit den lose geschlossenen Lippen, der nicht leicht ein Ding der Teilnahme oder Ausdauer für wert zu halten scheint. Einmal leuchtet unter einem übergeworfenen Sack der wirre Rotbart eines Waldmenschen, versonnen und friedlich ist sein blauer Blick. Gute Kleider! ruft er uns entgegen, ohne Neid mit der Hand auf unsere allerdings längst durchfeuchteten Gummimäntel weisend.

Nah der Grenze liegt St. Julia de Loria, ein uraltes Schmugglerdorf, wieder hat man den Eindruck, daß kein Mensch arbeitet. Auf den Balkons, in den Türöffnungen — feiernde Männer überall. Sieht man einmal einen Handwerker hämmern oder nähen, sind sicherlich drei oder vier Leute um ihn herum, die mit Anstrengung zusehen. Übrigens mehren sich, besonders auch unter den Bauern, die ungesunden blutlosen Gesichter. Wahrscheinlich haben Inzucht, Armut und Minenarbeit zusammengewirkt, die Rasse zu schwächen.

Der Weg hat sich in eine Straße verwandelt, die eben im Bau ist und jedenfalls einmal nach Andorra fortgeführt werden soll. Es geschehen immer derartige Überraschungen, allerdings meist nach der umgekehrten Seite. Die weißen schwarzgepunkteten Granitquadern liegen behauen umher, aber der Regen oder eins der ewigen Feste hat die Arbeiter verscheucht, Karren und Schaufeln harren verlassen hinter ihnen drein. An dem Zollgebäude der spanischen Grenze ziehen wir vorbei, ohne daß jemand uns anruft.

Verstreute Dörfer mit purpurnen Mauern scharen sich um ihren klotzigen Turm, jede Fläche dunkel und warm gesättigt, die Berge leuchten in allen Tönen von grün und braunviolett, schwer oder zart, je nachdem der Dunst sie freigibt. Nie erlebt man ihre farbige Gewalt so eindringlich an einem Sonnentag, wenn das Licht sie flacher und ferner macht, kleinlich zusammengesetzt aus Grasbändern, Stein und Wald.

Weit draußen in der grauzarten Luft wartet ein Wunderliches. Es steht etwas da, ganz milde und versteckt, in gelbem Glanz, der immer sieghafter durch den Regendunst herüberdauert. Allmählich wachsen die zarten Linien eines Traumschlosses heraus, zu dem sich sanfter verschleiert ein zweites gesellt, ganz unkörperlich ein drittes dann. Sehr fern und aufgelöst spiegeln sich seine Linien im Duft, bis sie langsam fester werden und ein eigenes Sein behaupten.

Diese drei Schlösser auf ihrer Geisterhöhe, anfangs noch ohne irdischen Zusammenhang, immer lichter verklärt von einem durch Regenschleier gedämpften Gold, sind das Märchenhafteste, was die Einbildung erleben kann. Wirklichkeit mag dieser Zauber da vor uns nicht werden, bis endlich das Tal sich nach beiden Seiten auftut und wir aus seiner strengen Verschlossenheit selber hinübergeraten in den sonnenfeuchten Glanz — da schwellen die Duftgestalten der Kastelle ganz sicher steigend auf ihren hintereinander gewölbten Hügeln, die frei im Tal bei irgendeiner Erdumwälzung liegengeblieben sind. Besonders merkwürdig erscheint der leuchtende Absturz des ersten, braunrosa geschichtet. In zartestem Gelb wachsen Mauerwerk und ein niedriger Turmstumpf heraus.

An allen Bergwänden gibt es, vom Regen der letzten Tage genährt, rotblonde Wasserstürze, die den Hauptbach suchen, der zum Erstaunen mager geworden, jedenfalls für gewerbliche Zwecke abgeleitet ist. In einem fast zur Ebene geweiteten Tal breitet sich die leuchtende Stadt, umschmeichelt vom Wiesensamt, durch das Gräben und Pappelreihen gezogen sind. Harmlos öffnet sich ein immerblauer Himmel, unter dem sich der Atem der lebendigen Pflanzen mit dem Brotduft der feuchten fruchtbaren Erde vermischt.

Zierliche Alleen von Weiden und Akazien führen in die Stadt hinein. Die Häuser sind mehrere Stockwerk hoch, nah aneinander gerückt, Balkons und vorspringende Dächer machen die Straßen eng, eher kühl als düster. Gelegentlich, besonders an den Plätzen, sind die Wände grell bemalt, da gibt es riesenhafte Blumen, in deren toll gewordenem Linienspiel sich die Laune eines modernen Baumalers nicht ganz ungefährlich für den Beschauer austobt. Manchmal begnügt sie sich mit schrägen Vierecken von blassem Rosa und krassem Blau, die anspruchsloser, aber keineswegs wohltuender sind.

Wir kommen in die Geschäftsgegend, geräumige Wandelhallen laufen an den Läden entlang, mächtig gestützt, die Wölbungen blau ausgemalt, aus den offenen Türen wächst das Warenlager auf die Straße heraus: Schirme, Bastschuhe, Mützen und bescheidenes Hausgerät, ganz ohne Spuren eines volkstümlichen Handwerks. Draußen zwischen zwei Säulen hebt sich eine Art von steinernem Backofen, an dem wir lange herumrätseln, bis die Erleuchtung kommt: offenbar ist es ein Getreidemaß.

Das Korn wird in den Trichter geschüttet, der vorhandene Stab zum Abstreichen benutzt, dann zieht man den Schieber am Grunde weg und aus einem Türchen rinnt, nicht mehr persönlichem Belieben überlassen, das volle Maß.

Es muß bekannt werden, daß unsere verregneten Kleider, die geschulterten Rucksäcke und das Knirschen der Nagelschuhe auf den Steinfliesen einen für uns nicht sehr schmeichelhaften Eindruck auf die Bevölkerung macht. Jedermann scheint es unbegreiflich, wie Menschen, eine Frau gar, sich freiwillig so entstellen können. Die Kinder tanzen vor uns her, manchmal wagt eines, unserem Schritt hart vorbeizuspringen, jubelnd über die bestandene Gefahr. Männer stehen und starren uns entgegen, mit unbewegten Blicken, wir hören sie nach unserem Vorbeigehen sich umdrehen um lautlos weiterzustarren. Straßengänger bleiben einfach gelähmt, wir sind ihnen so fremdartig, daß ihr Auge nicht einmal Scheu, ihr Mund kein Spottwort oder Lächeln findet.

Zweimal laufen wir durch die ganze Stadt auf der Suche nach einem einheimischen Gasthof, bis wir schließlich entmutigt ein französisches Hotel vorziehen. Man wird der üppigen Zimmer und Mahlzeiten nicht recht froh, spürt darin etwas wie Heruntergekommenheit. So gut es geht, suchen wir den auswendigen Menschen weniger herausfordernd zu gestalten, bevor wir den Straßenbummel wieder aufnehmen. Aber es hilft nicht viel, die Fremden bleiben wir doch, und werden als solche überall mit Staunen bestraft. Schließlich wird die Neugier erfreulich abgelenkt durch einen

Reiter, der mit komischer Wut sein Tier hin und her zu reißen sucht, sehr darauf bedacht, seine Herrschaft zu zeigen, während in Wahrheit das Tier es ist, das ihn in der Gewalt hat. Einmal setzt es mit einem Kreuzsprung sogar bis unter die Säulengänge, wo seines angedeuteten Meisters Kopf und Knie sich kleinlaut zusammenziehen.

Als wir in den Dom kommen, sind die weichen Wölbungen schon lebendig von Dämmerung. Durch das violette Grau des Schiffes glühen Lämpchen und die feinen Goldlinien eines gotischen Altars, sichtbar ausgeformt bis ins kleinste Beiwerk, und als Ganzes voll von einem nie restlos offenbarten Geheimnis. Die romanische Bauweise des Raumes ist mit Renaissance übel verkleistert, was für ein Schatz von wunderreichen Tierkapitälen mag, nach den Proben am Portal, von diesen Stuckbogen erstickt sein!

Die Stimmen im Chor, die kaum etwas Menschliches, mehr ein Murmeln und Streichen von metallenen Stäben sind, schwellen zu fremdartigem Gesang. Der Gottesdienst beginnt. Die weiße Gestalt eines Priesters, von einem zweiten geführt und von einer feierlichen Reihe von Geistlichen geleitet, schreitet zum Altar und verrichtet das Gebet. Das silberne Glöcklein klingt, der Weihrauch steigt, alles sieht sehr streng aus und geht doch ein bißchen eilig zu, als dächte man irgendwie ans Fertigwerden. Die Knaben, die die brennenden Kerzen tragen, haben einen kindlich unfeierlichen Schritt. In einem Winkel bleiben zwei zurück und puffen sich unter dem ängstlichen Geflacker ihrer hin und her gestoßenen Flämmchen. Sie sehen in ihrem kirchlichen Gewand

von Weiß und überwallendem Rot bei dieser unheiligen Tätigkeit wie gefallene Engel aus.

Warm liegt auf den Straßen noch das natürliche Tageslicht. Wir steigen draußen vor der Stadt zu dem Dorfe hinauf, das in einer Senkung zwischen den Burgen versteckt liegt. Die letzte dieser drei mit ihren langen, flachen Mauern ist offenbar eine befestigte Kaserne, man sieht Soldaten hinaufgehen in ihren lichten, blaugestreiften Anzügen. Die mittlere halb verfallene Feste hat sternförmig auslaufendes Mauerwerk ohne einen sichtbaren Zugang, nur ein Telephondraht findet seinen Schleichweg. Der dritte Bau ist nichts mehr als eine mächtige Ruine, durch die Abendluft leuchtet der rote Absturz seiner Hügelwand, säulenhaft wie von uralten Wassern geschichtet, an den offenen Stellen seit Jahrhunderten von Sturm und Regen ausgehöhlt. Übrigens hat in alter Zeit hier oben ein Galgen gestanden, an dem der Bischof von Urgel, ein unabhängiger Fürst, nach Belieben die Ungläubigen hängen ließ.

Das Land in der Tiefe, von seinem flachen Grunde sanft zu Hügelbergen übergeleitet, liegt wie eine halboffene Hand, verschwenderisch gefüllt mit den Schätzen der Welt. Nach all den dunklen Steindörfern — wie leuchten die hellen Mauern der Stadt, wie gesegnet schwillt um sie die grüne, blau verdämmernde Fruchtbarkeit, wie steigen am Bergesfuß mit schimmernden Lauben die Gärten empor. Auf den Terrassen liegt noch rosig gesammelt das scheidende Licht, an den Höhen in träumerisches Purpur hinüberdunkelnd, das mit dem losen Gewölk des sinkenden Abends zusammenschmilzt.

Eilig, den Abstieg zu finden, gewinnen wir gerade

noch bei sinkender Nacht die Straße. Jäh erhoben über uns droht der schwarze Schattenriß der Kastelle, messerscharf in der klargrünen Luft.

Nach dem Abendessen Umherschlendern in der Stadt. Unter den Säulengängen ist es lebendig geworden, vor den Cafés sammeln sich die männlichen Gäste, geputzte Mädchen, hart an der Mutter Seite, werfen im Vorbeigehen ihren stolzen Blick. Daß nur ja niemand sie für zärtlich halte! Nicht ihre Kunst zu locken, sondern abzustoßen scheint der Reiz dieser Schönen zu sein. Ladenschluß gibt es nicht, man kann seine Besorgungen machen, solange man Licht sieht. Der Verkaufsraum wird zum abendlichen Sammelplatz für die Familie, man sieht durch die Glastür den Vater mit seiner Zeitung im Schaukelstuhl, ringsum emsig stichelnd die erwachsene Weiblichkeit, oft sind auch Kinder da mit Schulbüchern und einem halben Ohr für die Unterhaltung der Erwachsenen. Als wir irgendwo ein paar Karten kaufen, hört der Mann mit Staunen, daß wir aus Deutschland kommen. Hauptstadt Berlin! sagt er, um uns eine Höflichkeit zu erweisen, die zugleich seine Bildung in das rechte Licht setzt. Dann geraten wir, angelockt durch den troddelroten und lacklederschwarzen Reichtum des Fensters, in einen Sattlerladen. Unsere spanischen Brocken reichen nicht aus, dem Manne deutlich zu machen, daß wir einen Burro mit einem geschundenen Rücken haben, dem wir etwas Gutes antun möchten, ein weiches Kissen oder ein Schaffell. Mit Neid sehen wir die kurzen spanischen Sättel, halbmeterdick gepolstert, auf denen der Druck von Zentnern spielend federn muß. Schließlich einigen wir uns soweit, daß wir einige

Pfund lose Wolle herausschlagen, die wir selbst zu einem Polster stopfen können.

Wunderlich bleibt, wie geräuschlos es auf den immer noch lebendigen Straßen zugeht, nirgends Gesang oder Musik, nicht einmal ein Grammophon, das man in Italien in jeder Schenke hört, näselt zum Himmel. Ganz spät klingt unserem Hotel gegenüber aus den dunklen Anlagen ein Volkslied auf, der südlich schwellende Stimmton ganz im Gegensatz zu der Melodie, die keusch und sehnsüchtig ist wie ein deutsches Liebeslied.

Gipfel und Gründe

In der septemberlichen Morgenfrühe laufen wir nach Andorra zurück. Bei dem guten Wetter ist die Straße belebter, wieder wie in Puycerda bewundern wir die Landleute mit ihren Planwagen, schön, leicht und zweckmäßig. Manchmal trippelt auch ein Maultier daher, kunstvoll mit Schieferplatten oder Baumknüppeln betürmt. In den Felsen rollen die Sprengschüsse, die Straßenarbeiter haben den Schein ihrer Tätigkeit wieder aufgenommen. Ein junger kräftiger Kerl füllt an einem Wagen ein Bastkörbchen mit Kies, das er gewichtig schwankend an einen Haufen trägt und mit vorsichtigem Umstand leert, einem verfrühten Schluß vorbeugend durch die Unterhaltung mit seinen Kameraden, die offenbar das Amt haben, den Haufen wachsen zu sehen, eine Arbeit, die mit vereinten Kräften gerade noch zu leisten ist. Vor den fliegenden Splittern der Steinmetzer braucht man keine Angst zu haben — kommt man in ihre Nähe, ruhen sofort die Arme, nur die Blicke bewegen und ergötzen sich. An der Grenze tritt uns mit unfreundlichem Blick für den aufgeschnallten Eselswollpack ein Soldat entgegen und verlangt den Paß, wahrscheinlich hätte er ihn gegen ein Trinkgeld gern vermißt.

Nach vier guten Stunden haben wir Andorra erreicht.

Schleunigst geht es ans Packen, vor allem gilt es, kleine Polster für Burrico zu bauen, die den Druck von den Scheuerstellen abhalten. Weiche Socken werden mit Wolle vollgestopft. Eine Probe — der Sattel schwebt himmelleicht.

So wird uns wieder wohl in Burricos Haut. Zufrieden miteinander trotten wir am frühen Nachmittag in den blitzenden Sonnenschein hinaus. Um nach Frankreich zurückzukehren, wählen wir den Paß von Siguer, die Schmuggler in Saldeu rieten dazu, und der Wirt hält unseren Plan für gut und leicht ausführbar. Wenn Burrico sich für den Ruhetag dankbar zeigt, dürfen wir hoffen, schon morgen in Siguer weit jenseits des Überganges und vielleicht am Abend noch in Tarascon zu sein.

Es ist halb drei Uhr, der Wirt gibt uns das Geleit bis zu dem Punkte, wo der Maultierpfad nach Ordino in ein kaltes Schattental hinaufzweigt. Hinter uns, in Sonne gebadet, bleibt Escaldas, bald versinkt das freundliche Dorf und nur die Bergwände winken noch lange, rötlich steinern im Licht, von dem wir ausgeschlossen sind.

Das Tal ist felsig und naß, der Wildbach strömt, von überall sickern, quellen und schießen ihm neue Wasser zu. Bald macht der Himmel ein Gesicht, als wolle auch er seine Pflicht tun, aber es scheint, daß sein Vorrat für heut erschöpft ist. Anfangs leuchten noch kleine Wiesen von immer genährtem Grün, dann aber bleiben sie zurück, der Stein läßt keinen Raum mehr für den Menschen und das, was ihm dienen könnte. Einmal nur steigt der Pfad zu einer verlassenen Kapelle hinan,

die mehr eine Zuflucht vor Wind und Wetter als ein Ort der Andacht zu sein scheint.

Nach zwei Stunden gabelt sich der Bach und mit ihm das Tal. Für einen wackeligen Augenblick vertrauen wir uns einem lückenhaften Ding von Brücke an. Die Karte von Andorra ist in der Hauptsache weißes Ausland an Frankreich angehängt, doch bezeichnet ein Wasserlauf, der von Nordosten niedertanzt, den Weg nach Ordino. Zwischen laubigen Büschen klettert das Vieh, es ist wieder Platz da für Bauernhöfe und Weideland, wechselnd mit steinernen Hängen. Die ungeheuerlichen Schrägplatten zeugen von der aufgeregten Zeit, in der die Granitmassen dieser Gebirge aus der Tiefe barsten, Kämme richteten und Täler rissen, bis wer weiß wieviel Jahrtausende später glättend die Riesenleiber altgewordener Gletscher niederbrachen. Man legt die Finger in die Riefen und Kratzer und ahnt mit rückschauendem Blick die Gewalt eines Geschehens, das solche Runen schrieb.

Der nasse Weg hält sich unterhalb des Dorfes, von seinen Bewohnern sehen wir nichts als einen hellgrünen Busch, der vom Kirchturme niedergrüßt. Mit närrischen Sprüngen haben sich uns zwei Esel angeschlossen. Wir können sie nur mit Mühe loswerden, sehr zum Unbehagen Burricos, der seiner wachsenden Anhänglichkeit zum Trotz immer noch findet, daß sie bessere Gesellschafter sind als wir.

Um nicht auf den letzten hellen Augenblick angewiesen zu sein, müssen wir ernstlich anfangen, nach einem Schlafplatz auszuspähen. Jedoch nirgends etwas, das Mut macht. Am Wegrand wie üblich Bach oder Abhang,

der Zutritt zu den steilen Feldern überdies durch Dornen verwehrt, und das dicht und dichter besiedelte Tal verweigert immer eindringlicher den gesuchten Schlupfwinkel. Verliert man einen Weiler aus den Augen, taucht schon der nächste auf. Manchmal staut sich das Wasser und man hört das Brummen eines Mühlrades. Wie Tiere, die sich zu weit von der Herde weggewagt haben, stehen verlassene Scheunen in die Äcker eingesprengt. Die wenigen Menschen, Hirten oder Holzträger, haben einen bescheidenen und zuverlässigen Blick, an ihrer harten Zufriedenheit sieht man, daß sie die Erde lieb haben, die sie bauen.

Von den Feldern herunter werden mit singendem Zuruf die Kühe gelockt. Manchmal schreckt eine auf dem schmalen Wege zurück, schnauft gegen uns an und reckt wachsam die weißen Hörner in die Abendluft. Der Treiber beruhigt sie mit freundlichem Wort und zieht dann grüßend vorbei. Einmal ist eine Gruppe von Frauen da — lo Serrat? Ja, wir sind recht hier, aber wo werden wir schlafen? Offenbar sind sie besorgt um uns, gewiß würde die eine oder andere für ein Lager Rat schaffen. Schon möchte die Neugier zugreifen, aber angesichts der dreinächtigen Versäumnis sehnt man sich nach dem ungehemmten Leben mit dem Abend und der Mitternacht und dem köstlichsten, dem immer wieder schöpfungsjungen Morgen. Wie beglückend ist dieser innige Zusammenhang mit dem Wechsel des Lichtes und der Gestirne, man besucht nicht die Natur, sondern ist selber ein bescheidenes Teil von ihr, das mitgetroffen wird von ihren Segnungen und ihrer Unbill.

Mittlerweile ist die Zeit vorgerückt. Es ist sieben

Uhr, der Stunde nach vollkommen Nacht, aber dunkler wird es nicht mehr, im Gegenteil, der Mond hat schon heimliche Kraft trotz des verdeckten Himmels. Wir beschließen, zuversichtlich weiter zu forschen, irgendein Lagerplatz wird sich schon auftun, jeder Schritt heute ist dem Paßweg morgen abgewonnen.

So gehts endlos in den Abend hinein. Schließlich wird man unwählerisch, Fuß und Magen zetteln eine deutliche Verschwörung an. Da — ein steiniges Weglein, das in dem trockenen Bett eines Sturzbaches zwischen die Felder hinaufspaltet. Mühsam arbeiten wir uns in der steilen Schlucht aufwärts, bis sich, einen grasigen Fleck ummauernd, ein dichtes Gebüsch an ihren Rand heranschiebt. Das ist mehr als wir brauchen — aber in der rötlichen Dämmerung erkennt man bedrohlich nah ein Menschendach. Vielleicht birgt sich weiter oben ein zuverlässigeres Versteck. Man windet sich zwischen umrankten Steinen durch und kommt an eine kleine Ebene. Eine Mauer ist da und ein dichter Laubbaum. Auf den ersten Blick alles sehr verlockend, aber dann zeigt sich peinlich, daß ein kalter Bergwind hier am Fuß des Abhanges entlang streicht. So stolpern wir an unseren ersten Platz zurück, voll von Dankbarkeit gegen die trockene Luft und das milde Licht, das uns erlaubt, ohne Laterne die Vorbereitungen für die Nacht zu treffen. Die Wollstrümpfe unter dem Sattel haben sich bewährt, außerdem hat Burrico heute nur einen halben, wenig anstrengenden Tag gehabt. Nach dem eilig aufgenommenen Hafermahl knappert er weltzufrieden an seinem Rosendorn.

Um neun Uhr liegen wir in den Säcken. An den

Talwänden stößt und streicht der Wind, aber hier unten hält das laubige Buschwerk jeden Luftstrom ab. Der Blick träumt an der westlichen Bergkette, immer schwärzer starrt das erhabene Gezack vor dem aufhellenden Himmel. Plötzlich ein silbrig entzündeter Rand, etwas klettert von rückwärts empor — wächst höher, löst sich, in wenigen Minuten schwebt glitzernd der Mond, ein freies Luftwesen, nicht mehr ein Nachtgeist, den die Erde sich selbst geboren. Aus Dämmerduft erlöst tritt feierlich grüßend die Gestalt des Gebirges heraus und in ein festliches Ruhen von Licht und Schatten teilt sich das nächtliche Rund.

Am Morgen reißt man die Augen auf, schreckt hoch, wundert sich und kennt die Welt nicht mehr. Der Mond brennt? Oder was ist sonst in den Lüften los? Ein ganzer Himmel überwühlt von rauchbraunem Gewölk. Unsichtbar gewaltig dolcht es hinein, wild klaffen die Wunden, blutiger Nebel quillt, kämpft gegen das Braun. Ermattend zum rissigen Horizont hinabgedrängt, schlägt die Lohe noch einmal von rückwärts hoch. Ein paar Sekunden lang steht alles in gewitterigem Purpur — dann plötzlich zieht geheimnisvoll das Licht seine Streiter an sich, rätselhaft verblassend läßt es nichts zurück als einen schweren düsteren Morgen, der keinen guten Tag erwarten läßt.

Hastig brechen wir auf, um vor dem geballten Wetter über die Paßhöhe zu kommen und am zeitigen Abend in Siguer zu sein.

Verlassen steigt das Tal. Gestern spät in der Dunkelheit hatten wir geglaubt, nicht weit mehr von lo Serrat zu sein. Aber nichts will sich zeigen, kein Feld und

kein Vieh, das die Nähe eines Dorfes verriete. Sind wir auf dem rechten Weg? Zum Zweifeln ist kein Grund, der Kompaß beweist, daß wir die Richtung nicht geändert haben.

Den Wettlauf mit dem Regen haben wir bald verloren. Aber das macht nicht besonders viel aus, man betrachtet nachgerade die Nässe als das Grundelement des Daseins, begnadet mit den Inseln der trockenen Stunden, an denen man freudig landet, von gutem Winde in ihre Nähe geführt.

Für den Augenblick sind wir dankbar, auf einen an den Fels gelehnten Schuppen zu stoßen, der einen offenen Vorbau hat, groß genug zur trockenen Rast für Mensch und Tier. Auch vor dem Wasser, das aus der Rückwand tropft und bald in einem Bächlein über den Felsboden läuft, kann man sich und das Gepäck einigermaßen schützen. Burrico verrät die neugierigste Laune, er taucht seine Nase in jeden Sack, vielleicht will er seine zukünftigen Leistungen nach der Höhe des Hafervorrates bemessen. Als er sogar anfängt, die Spiritusflamme zu untersuchen und damit seine zunderdürren Knochen in Feuersgefahr bringt, kriegt er eins mit dem Löffelstiel auf das schnüffelnde Maul, was er deutlich übelnimmt. Jäh versteinern seine Gebärden, unberührt bleibt, uns zur Strafe, der Heusack, der üppig bereitsteht.

Bald sind wir von neuem unterwegs. Wir müssen über den Bach hinüber, der Steg ist roh und morsch, ein leises Grausen warnt: wenn Burricos Fuß zwischen den Sparren wegsinkt? Man sieht ihn schon kopfüber im Waldbach. Aber nichts Bösartiges geschieht. Nachdem einmal sein Entschluß gefaßt ist, findet er, die

Nase tief gesenkt, nach Löchern spähend, mit sicherer Vorsicht seinen Weg.

Allmählich gestaltet sich das Bergan in der Steinrinne des Pfades zwischen den überall vorspringenden Kanten unbehaglicher. Zu allem Übel geschieht es, daß an einer Biegung unvermutet ein paar dampfende Maultiere uns entgegenstehen. Das Ausweichen bereitet Schwierigkeit, Burrico wird hastig, strauchelt und knickt, der spanische Treiber hat nichts als einen Blick voll Spott für seine Not.

Einigermaßen mühsam schleppt er, eine nach der anderen, die steinigen Windungen hinter sich.

Da plötzlich fängt der Pfad an, auseinanderzulaufen. Betretene Streifen verlieren sich zwischen waldigem Geröll. Tannen sind da, aber kaum eine einzige steht mehr aufrecht. Mit abgewitterter Borke, silbern und starr, liegen die Stämme durcheinander, trostlos krampfen und sperren sich verkohlte Wurzeln um hochgerissene Steine — alles in allem die toten Reste eines Waldbrandes, an denen die Stürme das letzte Werk der Vernichtung üben.

Und von lo Serrat noch immer keine Spur! An dem gegenüberliegenden Ufer scheint, zuversichtlich winkend, ein Pfad angedeutet. Wir waten durch das Wasser und bemerken über uns im Gestein eine Herde von rötlichen Schafen, auch senkrecht kletternde Ziegen sind da, glänzend braun und ungehörnt. Der Hirte kommt herabgesprungen, starrt und wehrt dann mit der Hand — wir fangen an zu verstehen, daß wir in einen Kessel ohne Durchgang geraten sind, verblüfft prüfen unsere Augen an den Wänden hinauf. Da gewahren wir seit-

wärts einen rauchenden Steinhaufen. Ein Mann kriecht heraus, kommt näher — lo Serrat? Lachend zeigt er talabwärts, in irgendeiner Bergtasche liegt das Dorf versteckt, wir müssen unmittelbar daran vorübergeirrt sein.

Ohne Verabredung, einer hellseherischen Eingebung gehorchend, fragen wir den Mann, ob er uns über den rätselhaften Paß hinüberführen will.

Schnell bereit verschwindet er in seinem Steinhaufen, steht dann, die Manteldecke umgeschlagen, zur Wanderung fertig. Sein Gesicht ist braun und versonnen mit dem in die Ferne wachsamen Blick des Hirten und Bergbewohners. Er nimmt den Strick des Tieres an sich, leitet es durch den Bach und den zertrümmerten Wald aufwärts in das Gebirge hinein, das jetzt, wo wir dem Paß ganz nah zu sein glaubten, überhaupt erst wirklich anfängt.

Der Wind wirft Regen und Nebelschauer, kälter und dringlicher mit jedem Augenblick. In der grauen Öde vor uns taucht eine Kuhherde auf. Das beginnende Unwetter treibt sie, den hochgelegenen Weideplatz zu verlassen. Mehr als hundert Stück sind es, die da in ihrem wetterfahlen Fell lautlos hintereinander vorbeiziehen, großäugig den hohen Kopf auf uns gerichtet. Stolze, königliche Tiere, voll von Freiheit und Ebenmaß. An den Gebrauch jeden Gliedes gewöhnt, haben sie nichts gemein mit den trägen Milchmaschinen der Ebene.

Unbarmherziger gehts in den Nebel hinauf. Da schimmert ein letzter Rücken, man hofft, nimmt die Erlösung vorweg — als wir ihn erreicht haben, ist nichts vor

uns als ein neuer Rücken, von dem ein neues Nebelheer uns trennt.

Zwei Stunden lang die immer wiederholte Täuschung des endlichen Sieges! Mit eisernen Schritten steigt der Führer voran, nirgends Stocken und Ruhe, manchmal steht uns der Sturm mit solcher Wut entgegen, daß wir an dem steilen Grashang kaum das Gleichgewicht halten. Die Luft ist erfüllt von Nässe, feiner, durchdringender Nässe, wagerecht gepeitscht, verdichtet zu einem Prasseln von eisigen Tropfen. Bald fängt sie an, weiß von den nassen Kleidern abzuspringen, Hagel und Schneekörner treiben in bleiernen Schwaden heran. Dann wieder zuckt höhnisch ein gelbschimmernder Kreis von Licht, der die stürzende Nässe schwefelig durchleuchtet und die Öde der erstarrten Gründe schauerlicher umgrenzt.

Der Nebel wird so dicht, daß der Führer auf die Entfernung von acht Schritten schon unsichtbar bleibt. Man folgt nicht mehr seiner Gestalt, sondern nur noch seiner Stimme, die steil über uns dem Tiere zuruft. Jeder andere Ton, sogar das Stampfen der Hufe auf der zerrissenen Grasnarbe, erstickt im Dunst, der eigentümlich dämpfend die Luft mit Watte zu polstern scheint. Man selber wagt kein Wort, muß behutsam entlangkriechen an etwas Unheimlichem, das ringsum lauert. Wird es aus seiner Dumpfheit aufgeschreckt, springt es hoch und bohrt alles Lebendige in den Abgrund.

Plötzlich hart vor uns steht jemand da auf der toten Graskuppe — ein erstarrter Wandersmann — aber es kann kein Mensch, muß ein rätselhaftes Sturmgeschöpf sein, bereit uns anzukrallen. Nur sein Staunen noch bannt seine Wut. Unsere scheuen Blicke flüchten vorbei, halten

von dunklem Willen gezogen, stand — und begreifen einen schwarzen Steinmann, der als Wegweiser steht, erlösend irdisch, von Menschensinn erfunden zu Schutz und Trost in soviel Einsamkeit.

Noch einmal Niedertauchen, noch einmal hügelt es sich, kaum mehr die Augen, nur noch die Füße dringen vor, kennen nichts als den einzigen Willen: weiter! Ein zweiter Steinmann, eisig umbraust, mit ewigem Tod geschlagen — und dann, vom Zauber entlastet, plötzlich die Blicke frei, durch zerrinnende Flöre taumelnd in die Unendlichlichkeit. Sie prallen zurück, können das Wunder nicht fassen. Blaugoldene Arme greifen ihnen entgegen, rollen seitwärts die letzten Finsternisse zurück — in weniger als einer Minute vollendet sich die Erschaffung der Welt.

Die Worte fehlen. So übermächtig ist der Glanz des Augenblickes, daß man kaum begreift, was der Führer will, als er anhält und um seine Entlassung bittet. Er zeigt abwärts, wir können nicht mehr irregehen! Ein schmaler Gürtel am Hang, später der Bach, nicht rechts, nicht links, nieder bis Siguer — warnend schüttelt er die Hand, nicht abbiegen! und alles wird gut gehen. Er grüßt und wendet sich, in seinen triefenden Mantel gehüllt. Bald hat die Unterwelt, die in unserem Rücken brodelt und peitscht, seine hohe Gestalt verschluckt.

Wie wunderlich ist es, da dieser letzte Mensch, mit Gleichmut im Nebel niedertauchend, uns verläßt. Wir befinden uns auf dem äußersten Kamm des Hauptzuges der Pyrenäen, niemand ist mehr da als rings die weißen Spitzen, wenig höher als wir — man ist endlich mitten hineingeraten in die winterliche Gesellschaft dieser

Riesen, nachdem man solange auf ihren Füßen herumgekrabbelt ist.

Hier oben kann Leben nicht dauern. Warnend lockt das Tal, eigentlich noch nicht das Tal, vielmehr eine Mulde, von Abstürzen nahezu kreisförmig ummauert. Auf ihrem Grunde atmet ein kleiner Bergsee, strahlend blau gekraust, nicht vom Paßwind, sondern von einem Bad, das der Himmel eben genommen hat. Er schüttelt sich, eisig erfrischt, schon sind die weißen Wolkentücher ihn einzuhüllen bereit.

Dieser Teich ist aufgestaut durch einen Berg, der mit seiner grasigen Kuppe den freien Blick über das Tal noch verschließt. Nur an einer einzigen Stelle sieht man in der letzten Sonnenferne, ganz ohne irdischen Zusammenhang, eine nackte Wand, rosenleuchtend wie die Pforten der Seligkeit. Unverrückbar zeichnet sie die Richtung von Siguer. In sorglosem Bergab kann es keine Not mehr machen, bis zum Abend dorthin zu gelangen. Drei kleine Stunden, hat unser Führer gemeint — nach der Kraftprobe vom Vormittag ein bloßer Bummel im Sonnenschein.

Wir nehmen Burrico in die Mitte und stapfen durch den dünnen Schneematsch einem halbwegs sichtbaren Pfade am Schutthang zu, auf dem wir in wenig Windungen den Abfluß des Sees und hinter dem Vorberge das grüne Tal mit dem sicheren Weg zu erreichen hoffen, den unser Führer so gut wie der Wirt in Andorra versprochen hat.

Mit dem Sonnenschein allerdings hapert es überraschend schnell. Und kaum hat sich das Licht von den nackten Steinwänden zu den schimmernden Spitzen und

von diesen wieder zum Himmel hinaufgehoben, als der Wind eisiger vom Col niederzublasen beginnt. Das harmlose Schleierweiß des Himmels trübt sich, faucht in grauen Stößen neben uns herab — noch einmal füllt sich die Luft feindlich mit Hagel und schlagendem Schnee. Man klemmt die Augen zu, die Haut weiß nicht mehr, ob es Hitze oder Kälte ist, was in kleinen Stichflammen ihr entgegenbrennt. Wir stolpern von der erbarmungslosen Wand hinab, verlieren mit der Höhe die Übersicht. Auf dem braunnarbigen Sattel zeigt sich nicht der Schatten eines Weges mehr. Wir können nichts tun, als dem Fall des offenen Hanges nachspüren — irgendwie müssen wir doch hinab, wir drei, die eigentlich nichts mehr sind als ein einmütiges Ich, gegen das alle Schrecken der Lüfte aufgestanden sind.

Vor uns starrt ein grüner Granitblock. Ohne Überlegung, aus reinem Trieb, flüchten wir, eisig geschoben, darauflos, bergen uns hinter seinem Rücken — sind nach all der Not draußen in den Schutz eines lebendigen Wesens geraten, dessen Körper, sturmgewohnt, Ruhe und rauhes Behagen in solcher Stunde noch von sich strahlt.

Sogar einen gottgesegneten Überhang gibt es. Eilig kann man das Gepäck verstopfen und einen halbwegs trockenen Futterplatz für Burrico schaffen, kann in einer Spalte den Spirituskocher anzünden und aus den gefrorenen Stiefeln die erstarrten Füße ziehen, für die der heiße Tee in der Aluminiumflasche, viel zu schade zum Trinken, einen erlösenden Wärmstein gibt.

Kaum sind die Glieder beweglich geworden, so steckt man auch schon, neugierig nach fernerem Schicksal, den

11*

Kopf um den Felsen herum. Der Sturm hat nachgelassen. Der Himmel lichtet sich, über die Kämme zieht der Schneerauch, bald sind auch die Gipfel frei, unbeweglich nah gegen ein eisig dampfendes Blau.

Trotz dieses Umschlags bleibt unser Mißtrauen wach. Offenbar sind die Minuten kostbar. Nach allen Seiten wird der Hang ausgekundschaftet. Nirgends Tritte, nirgends die Spur eines Steiges, der zum Bachgrunde niederleitete. Hier ein steiniger Absturz, dort getürmter Schutt. Endlich zeigt sich nordwärts eine offene Bahn. Soweit man sehen kann, droht kein unerbittliches Hindernis.

Also winden wir uns weiter, erkennen allerdings nur zu bald, daß wir uns verrechnet haben. Schon in bezug auf die Steilheit, statt eines geraden Abstiegs müssen die weitläufigsten Kreuzungen gesucht werden. Mehr Sorge macht der Boden selbst. Da gibt es Löcher oder Steine, überwuchert vom hinterlistig verfilzten Gebüsch der Alpenrosen, bedenklicher noch sind die ganz kahlen Stellen, wo die glatte Grasnarbe scheintot ist und so hart, daß Burricos Eisen sich nirgends einklammern können. Ein paarmal kommt er wie ein Schlitten ins Gleiten, man sieht ihn schon von der auf die Schultern drängenden Last halsüber gekippt, bis doch immer noch im rettenden Augenblick ein Büschel zähen Strauchwerks nach seinen Hufen angelt.

Auf diese Weise rücken wir zwar vorwärts, aber so gemächlich, daß nach einer Stunde noch keine dreißig Meter Tiefe gewonnen sind. Auf einen sanften Auslauf des Hanges ist nicht mehr zu hoffen, steinig und steil bleibt er bis zum Fuß. Und was der Hauptschrecken ist, unten

sieht man wohl den Bach, nichts jedoch von einem Weg, der ein freundliches Ende weissagte. Kein Grün, keine Wiesen, weder Buschwerk noch Weideland, nichts als ein steinernes Riesenbett, mit Felsmassen gepolstert und von zerklüfteten Graten und freistehendem Getürm unentrinnbar begrenzt.

Das Staunen über diesen Anblick, der zeigt, daß wir uns nicht im wirklichen Tal, sondern erst auf einer oberen Stufe des Tales befinden, wird von der Sorge abgelöst: wie kommen wir ans Wasser hinab? Bleibt zum Weg nichts als die Rinne eines Sturzbaches, trocken zwar, aber steil und voll von Geröll — da hilft kein Besinnen, man muß das Unmögliche leisten.

Burrico kriegt das Gepäck heruntergeworfen, das macht den armen Kerl mutiger. Ohne Nötigung fängt er an, abwärtszutasten. Wir beladen uns mit der Last. Der Hauptsünder, der Mops, wird vorausgerollt, fängt aber bald mit Sprüngen an, die nicht Temperament, sondern einfach der Leichtsinn seines Fettes und für den ernsthaften Augenblick durchaus unpassend sind. Bis er dann glücklich an einem Felsbrocken festliegt, wo man ihn fassen und bändigen kann.

Endlich haben wir den Bach erreicht, kommen freilich, uns an seinem Ufer abwärts haltend, zwischen den Steinblöcken langsam genug vorwärts. Außerdem, verheißungsvoll sieht die Sache nicht aus. Hätten wir nicht an den Berglehnen einen Durchgang suchen müssen, statt uns hier möglicherweise in die Sackgasse einer Schlucht drängen zu lassen?

An einer Krümmung des Tales ist von oben her ein rasender Granitsturz niedergebrochen. Der Fuß des

Berges ist ein einziges Trümmerfeld. So lebendig durcheinander liegen die Blöcke, mehr in Bewegung scheinend als im Gleichgewicht, daß man sich dem verlassenen Kampfplatze von Giganten zu nähern meint und nicht glauben kann, daß es Jahrtausende sind, seit diese donnernde Masse, vollkommen ausgeglichen in Druck und Gegendruck, sich selber trägt.

Die letzten versprengten Brocken sind so dicht an den Bach herangekollert, daß kein Durchgang mehr möglich ist. Man müßte ans andere Ufer waten und drüben weiterkundschaften. Aber die Tageshelligkeit trübt sich bedenklich. Soweit man talwärts sehen kann, kein Buschwerk, keine Hütte, nichts was den geringsten Schirm für die Nacht verspräche. So wird es ratsam sein, den ungeschlachten Schutt etwas schärfer zu untersuchen. Burrico soll stehen bleiben, aber er kommt uns nachgelaufen, will nicht eine Sekunde lang allein bleiben in der ungeheuerlichen Öde dieser Versteinerung.

Nachdem wir einen Engpaß schlängelnd überwunden, finden wir uns unvermutet in einer Felsenstube, deren Wände aus riesenhaften Splittern gebildet sind. Ein Überhang bildet ein Versteck, zugig zwar, aber doch vor Regen und den gröbsten Stürmen geschützt. Wunderlich lächelt in soviel Wildnis der licht grasgrüne Boden. Wahrscheinlich wissen Tiere diese Zuflucht und haben zum Dank ihren Dung dagelassen, der den zarten Teppich weben half.

Der Entschluß zum Bleiben befestigt sich schnell. Die Aussicht, das Gepäck an einem trockenen Orte auseinanderlegen zu können, erscheint als ein Geschenk des Himmels. Aber genug ist nie genug! Schon zwängt

man sich zwischen den nächsten Felsen durch und kundschaftet weiter. Da, zwischen ungeschlachten Brocken, gähnt ein dunkles Loch. Man kriecht hinein, das Auge gewöhnt sich. Eine Felsplatte ist von oben niedergesunken und baut, gegen einen Block gelehnt, ein richtiges Dreieck — ein steinernes Zelt, das, in der Mitte zu einem Kessel ausgeweitet, zwar nicht Platz für die Schlafsäcke, aber doch eine windlose, von allen Seiten trockene Zuflucht schenkt.

Nach dieser Entdeckung bleibt für Burrico ungeschmälert der erste Überhang. Heimatlos blickt er, als er uns um die Felskante verschwinden sieht. Erst als er sicher ist, daß unsere Stimmen in nächster Nähe bleiben, hört man ihn behaglich im Heu schnurksen. Mit Mühe läßt sich das Gepäck durch den Spalt in die Höhle zerren, während die Schlafsäcke draußen bleiben, eng an den mütterlichen Felsen geschmiegt. Einen Schritt weiter draußen schneidet eisig der Paßwind.

Der eben noch klare Himmel trübt sich tintig verwischt, wir wissen zur Genüge, was für eine Überrumpelung bevorsteht. Es gilt, möglichst noch mit trockener Haut den Platz für die Säcke zu ebnen. Die kleinen Steine sind schnell weggesammelt, ein fest im Boden wurzelnder macht größere Not. Man stemmt und rüttelt an ihm herum, ohne seinen Eigensinn zu rühren. Schließlich wird mit dem Taschenmesser die Erde soweit weggestochert, daß man einen Strick umlegen kann — der Zahn lockert sich, ächzt mitsamt der Wurzel heraus. Die Wunde wird mit Bröckeln von Stein, obendrauf ein Moospolster, eilig verstopft.

Kaum sind wir fertig, als auch schon die erste Hagelböe

heranheult, unter ihren wütenden Flügeln heraus kriecht die Nacht, nicht muttermild, sondern boshaft und scheu. Was tuts, wir schlüpfen in unseren Kessel, der grüßt wie ein steinernes Haus. Vor den zugigen Eingang wird ein Schirm gespannt, der Druck des Windes hält ihn an seinem Platz. Bald ist die Laterne angezündet, ihr Schein enthüllt die höckerigen Wände, an denen es näßlich niederrieselt. Aber wo wir kauern ists trocken, warm und gut. Der Kopf lernt bald von der Erfahrung, daß die Felsen härter sind als er, vertraut allmählich auch, daß ein locker eingeklemmtes Kantstück nicht die Absicht hat, als Scharfrichterbeil herabzusausen. Aus blankem Übermut wird, geschwellt durch das urmenschliche Heimatbehagen, eine üppige Kocherei angestimmt, sogar das Notsäckchen mit Kartoffeln angepumpt — braucht dann nicht mehr geschleppt zu werden, entschuldigt der Leichtsinn. Nach dem Mahl fragt man sich, ob es nicht doch möglich ist, die Schlafsäcke hereinzulotsen. Im Hintergrunde weitet sich der Raum, bietet Platz genug, unglücklicherweise aber ist an dieser Stelle ein kleiner Teich zusammengesickert. Wir legen Steine als Merkzeichen und sehen bald, daß das Wasser steigt. Doch der obere Teil der Höhle, in dem wir hocken, bleibt geschützt, weil ein Abfluß erreicht ist, bevor das Wasser uns berühren kann.

Der Abend rückt vor, die Stöße des Sturmes schweigen. Wir kriechen heraus wie die Dachse aus ihrem Bau. Die Luft ist heller, der Mond dämmert. Keine andere Stimme als der Silberlaut des Baches lebt in der rätselhaften Stille. Unser Vertrauen ist vorsichtig geworden. Eilig, nicht von neuem

Unwetter erfaßt zu werden, winden wir uns in die Säcke hinein.

Die Biegung des Tales wird geschlossen von einer Zackenwand. Ganz ungewachsen gewalttätig, grauviolett vor dem befreiten Himmel, in dem ein paar mondbleiche Sterne schwimmen, steht sie da, umspült vom Widerschein ferner Blitze. Das weiße Licht irrt über die ewigen Stufen und stürzt im nächsten Augenblick ohnmächtig in die steinerne Tiefe hinab. Und fromm behütet liegt mit seinem kleinen klopfenden Herzen der Mensch in der stummen, donnernden Einsamkeit dieser Felswüste, zeitlos vertrauend, wie in die ureigenste Heimat aufgenommen in das Spiel der großen Kräfte, das ringsum eine Welt in Trümmer schlug, um zwischen ihnen neue Welten aufzurichten.

Das steinerne Tal

Kraftlos drohen die Gewitter, die Nacht bleibt still, aber es wird bitterkalt. Man rollt alle seine Glieder in einen Knäuel zusammen und knöpft die Nasenspitze unter das Verdeck. Im Halbtraum wird sie zum Blitzableiter, der die besondere Gabe besitzt, nicht Feuer sondern Kälte aus der Luft zu ziehen und zur allgemeinen Erfrischung dem Körper unentgeltlich weiterzuspenden.

Endlich dämmert der Morgen, man hebt den Kopf und erschrickt. Unverständlich nah droht der finster gehörnte Schattenriß der Talwand. Man rätselt und blickt, bis langsam die Starrheit in graulichten Duft sich wandelt. Die Felsenmauer schwindet rückwärts, erst um Schritte, dann um Hunderte, ja Tausende von Metern. In wenig Augenblicken hat sich, voll von schwarzem, unruhig raubtierhaften Geklotz, ein breiter Vordergrund aufgetan.

Man springt auf, hat sich zurechtgefunden in der Welt, die wieder, wie sichs gebührt, ehrlich aus Stein und Himmel besteht. Der Überzug der Schlafsäcke ist gefroren. Man selber: Fleisch im Kühlraum, nicht gerade wohlig, aber dennoch, das Auftauen beginnt. Nur die Finger bleiben lahm, mühen sich kraftlos an Schnallen und Bändern. Burrico der arme Teufel, steht einiger-

maßen jämmerlich vor seinem Felsenloch, seinem Kopf zulieb hat er sich nicht getraut hineinzukriechen. Man sucht mit einer reichlichen Morgengabe nicht nur seine struppig gefrorene Haut, sondern auch das eigene Gewissen zu versöhnen. Wir für unser Teil haben aus reiner vergnüglicher Selbstsucht das Abenteuer auf uns genommen und damit eine gewisse Verantwortlichkeit für ihn, der nicht eigenwillig gewählt, sondern eigenbeinig gemußt hat.

Aber gefühlvolle Betrachtungen schießen nur mäßig ins Kraut, wenn der Wärmestand des Blutes unter Null bleibt. Gott sei Dank ist es in unserer Höhle wärmer. Der ganze Körper ist hungrig vor Kälte, es wird beschlossen, zu essen und auch auf heißen Tee warten. Dann allerdings hilft es nicht: die guten warmen Schlafsachen werden mit den nassen Stiefeln und Überkleidern vertauscht, die zwar sich ausgebreitet an die Wände der Höhle kleben ließen, diese Gelegenheit jedoch nicht zum Trocknen, sondern zur innigeren Durchfeuchtung mißverstanden.

Während des Aufsattelns wird es klar, daß man sich zunächst mit dem Bachufer wird befassen müssen. Man schielt hinüber, da — ganz plötzlich, einfach vom Himmel gefallen, nicht zu glauben in seiner irdischen Gestalt, steht drüben ein Mensch, eine blaue Bluse, die ein weißes Säckchen trägt — angewachsen vor Staunen blickt er auf uns wie wir auf ihn. Sein Handwerk ist offenbar danach angetan, in jedem lebendigen Wesen, das ihn auf seinen nächtlichen Wegen trifft, zunächst einen Grenzwächter zu wittern. Augenscheinlich jedoch beruhigen ihn bald der Esel und die Tatsache einer Frau. Ob

wir zum Paß hinauf wollen? ruft er uns zu, vermutlich um sich als Führer anzubieten und einen doppelten Verdienst von dem peinlichen Gang zu haben. Als er hört, daß wir von oben kommen, staunt er hörbar. Bis Siguer wollen wir? Nun, drei reichliche Stunden sinds, immer guter Weg! Eilig wendet er sich aufwärts, dem Kamm entgegen.

Wir steintänzeln über den Bach. Burrico hat das Vertrauen zu unserer Führung zurückgewonnen, watet mit kleinen aufmerksamen Schritten hinterdrein, nicht ein einziger Wassertropfen spritzt am Gepäck hoch. Drüben bildet sich eine schwache Fährte aus, die bald über den Bach aufsteigend in die steinernen Wellen eines unübersehbaren Felssturzes hineinweist. Der versprochene Maultierpfad verbirgt sich immer noch, aber die Kanten des Granits, von Tritten gezeichnet, geben wenigstens eine stumpfe rundliche Spur. Wieviel Jahrhunderte lang mag der Fuß des seltenen Wanderers daran geschliffen haben in dieser Einöde, die durch zwei Drittel des Jahres von keinem anderen Lebewesen als von Lawinen besucht wird.

Das Vorwärtskommen bleibt eine harte Sache für Burrico. Alles an ihm wird Fußgelenk, wie wählerisch tastet er, ob der Stein festliegt, wie vertraut er selten einem einzigen allein. Wie behutsam rutscht der Oberkörper vorweg, die eingestemmten Hinterbeine können je nach der Not Schlittenkufen oder Saugnäpfe sein. Wir helfen von der Seite so gut es geht, stützen das schwankende Gebäude, trotzdem vollzieht sich jählings das Verhängnis. Ein Tritt gleitet ab, ein Hinterbein versinkt in dem scharfkantigen Loch. Rückwärts gezogen taumelt

das Tier, eine Sekunde ratlosen Entsetzens. Grausam ist der zierliche Knochen zersplittert, das einzige, was übrigbleibt, der Gnadenschuß . . .

Heiß und kalt vor Angst werfen wir das Gepäck herunter, flehen und zerren — siehe da, Burrico hebt sich auf, listig geschickt das Bein aus der Falle windend, geschunden ists, aber gänzlich unzerbrochen. Langsam vertraut die Hand, daß wirklich der Knochen fest ist.

Allerdings hat Burrico durch den Schrecken an Sicherheit verloren. Er wird zappelig, versucht eine schwierige Stelle hastig oder im unrechten Augenblick zögernd zu überwinden. So stolpert er noch weitere Male und macht keinen Versuch aufzustehen, bevor nicht das Gepäck heruntergeschnallt ist. Dieses Auf und Ab ist eine zeitraubende Sache, um so mehr als die Finger, lahm und blutig aufgesprungen, kaum ihren Dienst tun.

Endlich sind wir von dem gottlosen Steinbuckel heruntergetastet. Was nun folgt, stellt sich als ein Stück wulstigen Graslandes dar, voll von flachen Pfützen. Wo kein Wind das Wasser gestört hat, spießen an der Oberfläche armlang die federfeinen Dolche der Eiskristalle. Man atmet auf, braucht nicht alle Aufmerksamkeit mehr für das Tier und seine Sicherheit. Der Himmel ist wieder da, zu beiden Seiten des Tales von Felstürmen gestützt. Manchmal greift das Blau tief in die Klüfte und Risse hinein, deren Starrheit eben zu tauen anfängt, von ersten zärtlichen Sonnenfingern geliebkost.

Hoffnungsvoll, dem jungen Licht entgegen, nähern wir uns der Talecke. Das Schlimmste scheint geschafft,

in wenigen Minuten werden die Wiesen von Siguer vor uns atmen. Burrico soll es gut haben dort unten, Goldströme von Hafer! Der feurige Vorsatz steigt, ihn binnen einer Woche zum Mastesel emporzubilden.

Und als nach einer Viertelstunde der Blick frei wird — kein Grün, kein lockerduftendes Land — ein neues beckenartiges Tal weitet sich, hütet auf seinem Grund das märchenhafteste Seeblau, unbeweglich wie die kreisende Ruhe von Nixenaugen. Rings im Rund steht das Gebirge in dröhnender Einsamkeit, Brust und Scheitel und die uralt knochigen Glieder weiß vom Morgenlicht.

Alles ist vergessen, Wege, Zeit und Plan, man weiß nicht, daß all das einmal war. Einzig die Augen leben, fessellos berauscht, hängen sich an den Adler, der als schwarzer Punkt, von Weiß durchblitzt, trunken im Licht steht.

Ganz allmählich erst gewinnt der Gedanke Raum, daß man zum See hinunter muß. Wie ein Wassersturz windet sich am steinernen Abbruch der Pfad hinab, auf festem Grunde zwar, aber hoffnungslos steil. Kaum einen Zuruf wagt man mehr, um Burrico nicht aus der Fassung zu bringen. Der Druck des Gepäckes schiebt ihn abwärts, er bremst mit aller Kraft, pendelt um die Ecken, zwingt uns zu Dank und Bewunderung. So rücken wir vorwärts, Schritt vor Schritt. Erst am vollen Vormittag ist die Höhe des Sees erreicht.

Und damit das offene Sonnenlicht, das durchs Blut braust wie starker Wein. Am äußersten Seezipfel ladet ein geschütztes Ufer, das Gebirge springt vor, sendet eine Welle, die Mulde zu schließen — was dahinter ist,

und wenn die Hölle selber wartet: hier wird geruht und vergessen.

Der Wind dringt noch immer rückwärts vom Paß, aber die Sonne nimmt ihm die eisigen Waffen ab. Er gibt sie alle, behält nichts für sich als den unmerklich strengen Duft der Steine. Er flirrt und flüstert durchs starre Gras, stößt an das felsgefaßte Becken, bis es zu schaukeln anfängt, während doch das Wasser selbst wunderlich ruht. Die Sonne langt nach dem schabernäckischen Kind — taumelnd entwischt es auf den See hinaus. Grausilberne Kräusel im Grün zeichnen des Flüchtigen Weg.

Zwischen all unserer Habe befindet sich nicht ein Stück, dem es nicht nottäte, gesonnt und getrocknet zu werden, von dem Notpfennig des knusprig sein sollenden Gebäcks bis zum Nagelschuh und schließlich dem menschlichen Adam selbst. Hoch und hart steht ein binsengrünes Gras, in wenigen Minuten haben wir ein ganzes Warenlager, allseitig von Luft umspült, locker darüber gewirrt. Der weißeste Sandgrund lockt durch das selige Wasser, vielleicht drei, vielleicht dreihundert Fuß tief. Ein Sprung, herzhafte Kälte, aber das eilige Bad wird gekürzt — was war das, lauerte nicht ein Kopf, ein geduckter Nacken zwischen den Steinen auf und sank zurück, von der Bodenwelle jählings verschluckt? Ach, es war nichts, ein lebendig gewordener Stein oder sonst was. Plötzlich erkennt man ganz klar den reinen Ursprung der Mimikrigeschöpfe. Zum Kuckuck mit der ganzen Anpassung, die das verschmitzte und listig beschränkte Menschenhirn ersann! Sie sind ins Leben gerufen von der Inbrunst einer Sonne, die für diesen Boden ihren

schöpferischen Neigungswinkel fand und dann dem Saft einer besonderen Erde die junge Brut zur Weiterpflege ließ . . .

Wunschlos liegt man da, ein Gras, ein Lappen, ein Tier — ach, es ist alles so vollkommen gleichgültig, in welche Botanik der Mensch gehört!

Mitten in diese vorurteilslose Betrachtung der Naturwissenschaften prallt, dem reinen Leben im Geiste feind, die stoffgebundene Wirklichkeit. Irgendetwas stimmt da nicht: aus der nahen Bodenwelle, an derselben Stelle, wo vorhin der Kopf mimikrite, steigen hart nacheinander vier fremdartige Gestalten herauf. Sie halten auf uns zu und betrachten scharf die Vorstellung. Dann kommt der erste heran und schleudert die barsche Frage nach dem Wohin und Woher. Sein Ton, weniger beutelüstern als amtsgewaltig, läßt die Erklärung dämmern. Grenzwächter sinds, die uns von weitem für Schmuggler gehalten und vorsichtig umschlichen haben in der Hoffnung auf einen gesegneten Fang.

Indessen, unser Musterlager, so wenig aufs Verbergen eingerichtet, beruhigt die Ankömmlinge. Abenteuerlich, mit schräg in den Gürtel gesteckten Revolvern stehen sie da, den versäumten Gruß nachholend. Aber hat uns denn niemand gesagt, daß dieser Paß da verboten ist für Tiere? Eine soundsovielte Verwünschung streift unsere Ratgeber in Andorra! Immerhin, für so eselfreundlich hätte man das Gesetz nicht gehalten. Leider sind wir auf der falschen Spur. Der Paß ist so schwierig zu überwachen, daß ein für allemal kein beladenes Tier herüber darf. Nun, weil wir keine Spanier sind, wird man uns unser Tier nicht nehmen.

Nachdem der Weltordnung Genüge getan, werden die guten Leute höflicher. Wenn wir erlauben, wollen sie ein bißchen niedersitzen. Einer steckt seine Pfeife an, mit einem Feuerzeug, das, wie er vertraulich erklärt, wegen des Zündholzmonopols verboten ist. Ist das eine Plage mit den Schmugglern! Die französische Regierung hat freilich ihr gutes Alleinvertriebsrecht, aber das hindert nicht, daß sogar von amtlichen Verkaufsstellen geschmuggelter Tabak unter das Volk gebracht wird.

Der Anführer, klug, selbstsicher und ganz ohne Eitelkeit, ist mit seiner hageren Gestalt und dem klaren Gesicht eine edle Erscheinung von ausgesprochen spanischem Einschlag. Sein Nebenmann mit dem schwarzen Spitzbart und der steifen Haltung ist ein richtiger französischer Bilderbuchsoldat, der Dritte eine etwas gewöhnlichere Ausgabe vom Ersten, ohne die Sachlichkeit, die dessen Gesicht diesen nachdenklichen Zug von geistiger Einsicht gibt. Der Vierte endlich stellt sich dar als ein teilnahmloser Fettmops, der sich sofort auf einem Stein ausstreckt und ohne Not die Unebenheiten des Lagers mit seinem schwellenden Überfluß polstert. Wahrscheinlich hat er wegen einer Entmästungskur, nicht aus persönlicher Liebhaberei, den anstrengenden Beruf eines Grenzwächters gewählt.

Alle vier sind behängt mit Waffen, außerdem mit Lederflaschen, Beuteln und schweren Wolldecken. Es kommt, wie sie berichten, öfters vor, daß sie in den Bergen übernachten müssen. Unsere Schlafsäcke werden neugierig bestaunt, ebenso das Aluminiumgerät, am wenigsten Beifall findet Burrico. Wir treten sofort

entrüstet für ihn ein, loben seine Leistungen — nun ja, wenn er uns eigentümlich angehört, ist man höflich genug, Zugeständnisse zu machen. Aber alt ist er! Das wird man doch sagen dürfen? Man zeigt auf seine Beine, der Fettmops zwängt ihm seine Faust ins Maul, reißt die gelben Zähne voneinander und lacht nachsichtig. Was wir gegeben haben, zwanzig Franken? Neunzehn, rät sein Nachbar.

Wir bieten den Leuten von unserem heißen Kaffee. Sie schlagen dankend auf ihre Lederflaschen, aber wenn wir Wein wollen? Dann verabschieden sie sich, merkwürdigerweise ist es der Fettmops, der vorwärtsdrängt. Bis Siguer? Nun, drei Stunden, immer guter Weg! Aus so behördlichem Mund muß dieser Spruch endlich glaubhaft sein. Ob wir keinem Schmuggler begegnet sind, ruft es noch zurück. Wir denken an den morgendlichen Blusenmann, haben nirgends jemanden gesehen. Man sollte den armen Teufeln wirklich gönnen, was sie in ehrlicher Arbeit über diese gottlosen Pässe bringen!

Wir packen auf und ziehen los. Armer Burrico, kein Mensch soll sagen, daß du hundert Jahre alt bist und bloß neunzehn Franken gekostet hast. Wir wissen es besser, wenigstens das letzte. Und das erste — nun, sind hiermit nicht deine gebogenen Knie gerechtfertigt, abgesehen davon, daß deine allgemeine Greisenhaftigkeit eine boshafte Erfindung vom Fettmops bleibt?

Wir können am Seegrund nicht weiter, müssen über die Bodenwelle hinauf. Kletternd und suchend stoßen wir auf einen Hirten, der uns freudig begrüßt. ‚Vous avez une petite commission à Siguer?‘ fragt er, viel-

deutig mit dem Stabe auf unser Gepäck weisend. Wir können ihn von seinem Schmugglerglauben nicht abbringen. Die Sache nötigt ihn übrigens nur insofern zur Teilnahme, als er uns das Entwischtsein gönnt.

Der Hirte leitet uns ein paar Schritte weit an einen Steig. Daß es ein notdürftig künstlicher Weg ist, läßt Gefahr vermuten, sonst hätte man sich schwerlich zu solchen Taten hochgemuntert. Unser Mißtrauen behält recht. Rundgeschliffen von uralten Wassern, den Ahnen des Baches, der jetzt noch fällt, verengt sich der Talboden, öffnet sich dann zu einem Abstieg auf klapprigen Platten, die trügerisch gestützt das Zickzack einleiten.

Burrico ist deutlich zapplig. Seine rötlichen Blicke leuchten zwar den Vorderfüßen gewissenhaft vor, aber seine Hinterbeine haben nicht mehr die wundervolle Anmut, die in jedem Huf ein Auge vermuten läßt. Er strauchelt, sucht sich mit tollkühnen Sätzen blindlings zu retten und kommt, wie ein unsicherer Skifahrer mit vorbeugender Absicht, einmal um das andere zu Fall. Wir rücken, beständig mit dem Losschnüren und Aufschnallen des Gepäckes beschäftigt, kaum noch vorwärts und wissen bald keinen Rat mehr, als die Last selber aufzuschultern und absatzweise hinunterzuschaffen.

Schließlich ist ein breiteres staffliges Grasland erreicht. Verstreute braune Schafe mit beweglichen Rehfüßen fliehen vor uns her. Aber die Mühsal will nicht enden, der Grund wird sumpfig. Bald drohen moorige Tümpel und Rinnen von allen Seiten. Die Sache ist einigermaßen aufregend. Und doch geschieht es zu unserem eigenen Staunen, daß wir uns alle drei heil hinüberbringen.

Allmählich lernt man das Gesetz dieser Täler kennen: Mulde, Engpaß, Absturz in schmaler Schlucht und neue Mulden. Alles verkettet der lebendige Faden des Wassers, flach hinspinnend zwischen Inseln und Geröll, blau mit hellen Rändern zu Seen ausgeweitet, weiß und steil die Lücken des schwellenden Granits mit Treppen und Stürzen füllend. Die neue Abflachung vor uns ist zum erstenmal nicht vom Wasser eingenommen, sondern von bräunlichen Triften. Es gibt sogar die ersten Streifen von frischem Grün, doch sobald es den Bach verläßt, wird es rostig und knapp, bis es, in der Farbe nicht mehr vom Stein unterschieden, zwischen Geröllfeldern erstirbt. Hoch aus der Luft fällt das Geschrei der Hirten. Die Schafe, klein wie Ameisen, sind bis in die letzten steilen Schutthalden vorgedrungen. Wo die leuchtenden Wände von schiefrigen Schichten durchbrochen sind, winden sich dunkle Bänder von Alpenrosen, aus denen dann plötzlich wieder der nackte Stein in schimmernden Säulen emporbäumt.

Vor uns im Tal steht die erste menschliche Wohnung, kein Steinhaufen, sondern ein richtiges gemauertes Haus mit offener Türe. Menschen sind nicht zu sehen, nur ein paar Esel treiben sich mit tollpatschigen Sprüngen umher. Unsere Richtung kann nicht zweifelhaft sein. Freilich, das Tal scheint zunächst völlig verschlossen, während seitwärts ein stattlicher Maultierpfad hinaufzweigt. Aber der wird über einen Nebenkamm in die Minen von Vicdessos führen. Nicht rechts und nicht links! halten wir uns an die Warnung des Führers vom Col.

Hinter uns türmt sich, weit in der Vergangenheit liegend, der Wolkenstock des Gebirges. Die Terrassen

sind zu schleierzarten Wänden zusammengeschoben. Zackig mit lichteren Spitzen kuppelt sich Rand über Rand, so lange wiederholt, bis die blau und silbern gegliederte Pyramide, traumgewaltig in einen letzten unirdischen Gipfel die volle Sonne saugend, eisig weiß in den kaum schattigeren Himmel hinauftrotzt.

Waren wir jemals dort oben, gestern, heut — oder ist alles ein Traum, hat niemals unser Blut gekreist im Rhythmus dieser Einsamkeiten, die ein jähes Heimweh lassen, wie nach Stimmen, für immer verstummt, ohne daß der letzte Sinn ihres Mundes offenbar ward?

Da der Bach sich durch das felsige Tor hinunterwagt, vertrauen wir, auch diesmal noch zu können, was er kann. Das Tal schnürt sich zusammen, an den Wänden der Klamm zischt und donnert der Sturz des rasenden Wassers. Ein dürftiger Steg, unter sich die Reste einer eingestürzten Brücke, vom Strudel überschäumt zwischen die Felsschlünde gepreßt, leitet auf das linke Ufer. Dann geht es einem in die überhängende Wand gesprengten Pfade nach steil in die Tiefe hinab. Neben uns lärmt das Wasser in senkrechtem Fall. Wir müssen ihm nach, das gesprochene Wort wagt nicht den Mund zu verlassen, bleibt klanglos in der von Brausen erfüllten Luft.

Immer wieder bremsend überlegt Burrico, wie er sich mit ein paar Wendungen weiterdreht, bis schließlich das Spiel zu gewagt scheint und man dazu übergeht, Esel und Gepäck getrennt hinunterzuschaffen.

Grüne Felsen stehen um den Grund der Schlucht. Der Wasserstaub sprüht, es ist wärmer geworden und dämmrig, drunten liegt das waldige Tal überraschend

im späten Sonnenlicht. Trotzdem wird es klar, daß wir Siguer für diesen Abend fahren lassen müssen. Ein wenig am Hang hinauf gäbe es vielleicht einen Nachtplatz, aber er zeigt sich als dem Bergwinde zu sehr ausgesetzt. Mehr schon lockt ein Überhang hart am Weg, gesäumt mit wirklichem weichen Gras und den verschwiegenen Stauden des roten Fingerhutes.

Der Anblick von Blumen bewegt das Herz zur Freude. Der Wind, eben noch winterlich durch die Schlucht gepreßt, wird paradiesisch weich. Eine Nacht unter offenem Himmel hat keinen Schrecken mehr.

Der Bach ist früher als der Weg ins Tal gefallen, umständlich schlängeln wir uns am Bergesrand. Mit starken Schritten überholt uns ein Hirt, er mäßigt seinen Gang und plaudert ein bißchen. Der Wasserfall da oben kostet viel Geld, weiß er dann. Eine Gesellschaft zahlt alljährlich sechstausend Franken für das Recht, an dieser Stelle ein Elektrizitätswerk aufzurichten. Ohne daß wir fragen, aus reiner Herzensfröhlichkeit, lügt er zum Abschied, daß wir in einer Stunde in Siguer sind.

Der Weg verläuft auf einem grasigen Vorsprung, von Buschgruppen geheimnisvoll umdunkelt. Es dämmert stark, aber schon nach kurzem Suchen haben wir den üppigsten Lagerplatz aufgespürt.

Burrico bekommt seinen Stall unter einer krüppligen Kiefer, er ist so müde, daß er sich hinfallen läßt und gründlich verschnauft, bevor er den Hals nach Hafer reckt. Für uns selber ist eine Mulde da, wenig Schritte tiefer am Hang, mit Windschutz nach allen Seiten. Zu unseren Füßen murmelt ein Bewässerungsgraben, weiter-

hin, mit geschlossenen Wänden, wölbt sich unübersehbar das Felsenbecken. Oben an der Klamm steht unbeweglich der Wassersturz, seine ferne Stimme braust wie Abendwehen durch die Dämmerung.

War es die Kälte, die während des letzten Schlafes ein unruhiges Bewußtsein lebendig hielt, so ist es heut die Überfülle der südlichen Nacht. Unbeschreiblich märchenhaft bleibt es, nach dem Leben mit dem unerbittlichen Gestein die großen durchsichtig gezackten Blätter des Adlerfarrens zärtlich im Winde schwanken zu sehen — in einem Winde, der nicht beißt noch weh tut, sondern spielt und schmeichelt und der anstatt raubtiergleich mit hungrigem Geheul an den Felsecken zu lauern, seidig lallt und flüstert in dem straffen Gezweig und dem schwarzen Myrtenlaub der Buchsbüsche.

Träumerisch gluckst das Wasser unter uns, atemlos schwebt das silberne Himmelstuch. Kaum sind die Sterne da, als auch schon ihr Glanz zu schwinden bebeginnt. Die westliche Bergwand, hoch wie der Himmel selber, krönt sich mit opalfarbigem Duft, so zart, daß ein großes Licht von rückwärts durch den alabasternen Kamm zu schimmern scheint. Dann aber wird das Spiel klarer, man meint zu erkennen, daß die Schattenwand von einem fernen Gipfelzug überragt wird, den ein Glanz, von Osten fallend, immer deutlicher hervortreibt. Wunderlich ist nur das eine: der äußerste Gebirgsfirst schwillt, angezogen wie das Wasser vom Mond, unmerklich höher in das Licht hinein. Dann wieder steht er starr, während umgekehrt der zackig gesäumte Felsmantel an seinem Fuß mählich zu sinken scheint. Das Märchenspiel dauert fort, kaum müht der Geist sich mehr

zu begreifen, bis zauberhaft aller Irrtum sich löst: das ganze da, Licht und Dunkel, ist eine einzige Steinmasse, gegliedert durch den Schatten einer gegenüberstehenden Wand, den der heimliche Mond immer tiefer hinabtreibt. Es ist noch nicht Mitternacht, da hat er am Grund der Mulde die letzte Schwärze gefunden und aufgetupft.

Erfüllt vom Lichte bleibt die Nacht. Man hat den Mond seit seinem frühen Viertel so viele Abende nicht gesehen, daß man sich wundert, wie heimlich er rund geworden ist. Gegen Morgen wird es von sanften Farben am Himmel lebendig. Dann wiederholt sich die Täuschung vom Abend, diesmal ist es der braune Goldstaub der aufgehenden Sonne, unendlich zart verhaucht, der über die dämmernde Wand den Purpurriß eines fernen Gebirges malt.

Wieder im Menschenland

Der erste Morgen, an dem nicht Kälte vorwärtstreibt. Waffenstillstand mit Himmel und Erde, man begreift, daß man wirklich heut in Siguer sein wird. Heut, es gibt nichts als ein Lächeln für dieses Wort. Das Leben seit unserem Auszug von Andorra ist nicht in Tage zerschnitten, die ihren Namen haben, sondern eine unbestimmte Handvoll Zeit.

Burrico kriegt den ganzen Rest aus dem Hafersack vorgeschüttet, was ihn dermaßen befriedigt, daß er sich sogar die zerfransten Ohren bürsten läßt, während er sonst jeder unheiligen Berührung dieses seines Wappenbaumes mit empörtem Kopfschütteln zu wehren pflegt. Von Luft und Sonne bestrahlt, vom Regen gewaschen, hat sein Fell den grauen unsauberen Schein verloren, die zerschabten Stellen sind leise überborkt, aufdringlich geflickt zwar mit dem anhaftenden Salbenweiß.

Es ist vollkommen Tag, als wir endlich unterwegs sind zwischen den hellen Wänden eines Tales, die noch geschlossen aber deutlich bereit sind, abzuklingen. Der gute Pfad vom späten Abend hat sich rätselhaft verflüchtigt. Das bedeutet, man ist an einer Stelle, wo man ohne einen solchen auskommen kann! Eine der vielen Spuren bringt uns endlich vom Hang herunter, unten zweigt sich ein stattlich aufgeschütteter Damm

am Bergeshang entlang. Wir verlassen um seinetwillen unser graues Grasband, obgleich er aussieht wie der breite Weg des Verderbens. Ganz mit Recht, nach zehn Minuten hört er mitten in der Luft auf und deutet nirgends an, daß er weitergeführt wird. Die Gemeinde hat kein Geld oder keine Zeit mehr gehabt, das bleibt die einzige Erklärung für die stockende Art, die wir oft genug beim Straßenbau entfaltet sahen.

Allmählich beginnt das bebaute Land, Feldwege leiten hindurch, drüben jenseits des Baches steilt sich das erste Dorf. Zusammengekeilt auf der Höhe eines felsigen Vorsprunges klammern sich die Häuser mit ihren grauen Mauern aneinander, als fürchteten sie, vom raumneidischen Nachbar in den Abgrund gestoßen zu werden. Kinder treiben ein paar Schweine vorbei. Bucklige Scheunen gibt es, deren Strohdächer mit Holzwerk gehalten und ausgeflickt sind, dann die Ruinen eines Eisenwerkes, bald auch ein paar richtige Wohnhütten an der Bachseite. In die Wand des Abhanges sind Hühnerställe eingelassen, rote Kämme schütteln sich im Dunkel hinter den Gittertüren, darüber vom Feldrand nicken glänzend breite Maisblätter. Eine Überfülle von Brombeeren lockt, würzig morgenkühl, noch nicht schlaff von der Wärme. Auch für Burrico ist gesorgt. Er bricht gierig in eine Distelstaude ein, gräbt einen mit Hummeln bespickten Kopf heraus, und als der doppelt widerhakenbewehrte Bissen nicht recht die Gurgel hinab will, wird ein zweiter Kopf, diesmal ohne Hummeln, nachgespült.

Von den Bergen niederkommend überholt uns eine Frau, auf der Schulter liegt ihr ein gewundener Eichenast,

fußdick und meterlang. Sie braucht ein großes Feuer, um Brot zu backen, erklärt sie munter. Federnd ungebeugt bewegt sich ihr magerer Körper, ihre Schritte sind schlank und männlich. Sie erschrickt fast, als sie hört, daß wir aus Andorra herüberkommen. Dann aber gerät sie in Freude über die Bekanntschaft, und als eine Nachbarin, mit einem Korbe voll Gemüse auf dem Kopf vom Felde herunterbiegend, sich anschließt, erzählt sie voll Stolz unsere Geschichte. Sie läßt sichs nicht nehmen, uns noch ein Stück nach Siguer hineinzubegleiten, leider besitzt sie selbst weder Eier noch Brot, will uns aber zeigen, wo wir beides bekommen. Sie bleibt vor einem Hause stehen und ruft zu den Fenstern hinauf. Eine Stimme gibt gemächlichen Bescheid, will zusehen, was die Hühner über Nacht gelegt haben.

Bald sind wir mitten in dem sauberen und lebhaften Dorf. Sehr befremdlich, fast ein Stück deutschen Mittelalters, hebt sich unter all den Steinhäusern ein braunroter Fachwerkbau, die dunkleren Balken sind reich mit blumigen Leisten ausgeschnitzt. Ein Holzwagen kommt vorbei, die vorgespannten Kühe mit ihren ausladenden Hörnern nehmen fast die Breite der Straße ein. Eilig wird Burrico in eine rettende Seitengasse gezerrt. Wir gelangen zu einem kleinen Brunnenplatz, eine Frau füllt ihren gelben Tonkrug an dem fließenden Rohr, eine andere kauert am Boden und scheuert einen Kessel, der Widerschein des Messings blitzt auf ihren Armen und dem breiten Faltengesicht. Kinder spielen umher, ein Junge und ein Mädchen spritzen sich mit Wasser, es ist dem Weinen nahe, als eine volle Ladung ihr Kleid trifft.

Ihr Zorn richtet sich immer leidenschaftlicher gegen den Angreifer, bis beide schließlich nicht mehr an den Brunnen kommen, sondern halb besinnungslos ihre Waffen sich am rinnenden Schmutzbächlein vollsaugen lassen. Schließlich schickt eine Frau den Jungen fort, seine Mutter zu fragen, ob sie uns Milch verkaufen kann. Er ist offenbar froh, ohne sich etwas zu vergeben die erboste Kleine in Ruhe lassen zu dürfen.

Beim Krämer füllt sich rasch der abgemagerte Rucksack. Wie seltsam ist das: man legt ein Geldstück auf den Tisch und bekommt Brot, Wein, Oliven. Die Kauflust berauscht, man hat vergessen, wie einfach es sein kann, dem Leben beizukommen. Dann bringt der Junge Bescheid. Seine Mutter hat eben gemolken, er führt uns innerhalb eines Torweges eine dunkle Treppe hinan. Oben ein sehr großes Zimmer, augenscheinlich der einzige Raum, den die Familie bewohnt. An den Wänden drei riesige Nußbaumbetten mit reichlichem Federzeug, eins sogar mit einer glänzend roten Seidendecke. Am Boden auf der Feuerplatte schmoren die angerußten Tontöpfe, die braune Holzdecke ist bevölkert mit Schinken und dürren Salami, Körbe mit Gemüse und Grünzeug quellen unter den Betten hervor. Alles frisch und gut gehalten, bis auf den Fußboden natürlich, hier wie stets mit einer Borke von Schmutz bedeckt.

Die Bäuerin, gelblich verhutzelt, bringt eine Zinnkanne, oh, wir sollen fühlen, daß die Milch eben von der Kuh kommt — ganz warm! Sorglich füllt sie unsere Flasche, eine Katze schleckt das weiße Rinnsal, das danebenläuft.

Burrico wartet draußen mit maulender Unterlippe.

Die Versammlung von Männern, die sich um ihn bildet und mehr wohlwollend als spöttisch doch ihr Urteil nicht spart, paßt ihm nicht. Erst als der steife Hafersack aus dem Laden gereicht wird, schlägt er zustimmend mit dem Kopf.

Draußen vor dem Dorfe ein Steinbruch, ganz vollgesogen von warmem Licht. Mensch und Tier überläßt sich der Sonnenrast. Unten läuft die flimmernde Straße, manchmal ziehen vor dem Grün der Büsche ein paar schwarz gekleidete Frauen vorbei oder auch im scharfen Trab ein zweirädriger Landkarren, bespannt mit den unglaublichen Pferden dieses Tales, groß und schwer wie Weinfässer mit ganz kleinen trotzigen Katzenköpfen auf dem kurzen Hals. Oder sind unsere Augen verbildet, weil sie an Burrico dauernd das Gegenteil erlebten, ein abenteuerlich übertriebener Schädel auf ein rehschmales Körperlein gesetzt? Was in dieser Welt bleibt letzten Endes nicht Beziehung?

Als nach einer halben Stunde Weges der Punkt erreicht ist, wo Tal und Bach von Vicdessos herunterkommen, wird die Straße breit und lebhaft. Ein Schienenstrang läuft nebenher, hinter dem Fluß breiten sich Wiesen, von Baumreihen durchzogen, an den ungeheuerlich getürmten Wänden von gelblichem Kalkstein sind bebaute Stufen angelegt. Hoch oben springt eine merkwürdige Brüstung vor, ganz nackt. Als wir weiterkommen, sehen wir ein langes weißes Dorf dahinter versteckt auf einer Fläche, die nur wenige Meter zu messen scheint. Man kommt aus dem Staunen nicht heraus, die durchsichtige Luft rückt die schwindelnste Ferne heran und doch behält man immer den Anblick eines unerhörten Raumes.

Wir sind auf dem geraden Wege nach Tarascon. Dörfer und Gehöfte mehren sich, die Häuser haben Gärten, manchmal auch Blumen, das Rot der Tomaten leuchtet, unter dem Dache eines großen Weinstockes sitzen Frauen mit Handarbeiten, an manchen Türen sind Käfige mit Vögeln ausgehängt. Selbst für die Armut ist in diesem milderen Tal das Leben leichter geworden. Sehr reizend steht einmal eine Kirche am Weg, mit wuchtigen Mauern hinter überfeinem hängenden Nadelgezweig. Der Friedhof schließt sich an im üblichen Schmuck seiner Perlenkränze und gläsernen Sträuße, in den einzelnen Farben oft überraschend zart, als Ganzes prahlerisch, mit einer Trauer sich zierend, die gerade nur zum Prunke vorhanden ist.

Allmählich fallen die Berge ab. Die niedrigeren Wände bleiben steil und unfruchtbar, aber ihre Kämme sind mit Baumreihen gefranst, wunderlich spielerisch für den Blick, der noch in sich die scharfen unerbittlichen Linien des Hochgebirges trägt. Einmal blühen aus dem lichten Kalkstein die gelblichen Ruinen einer Burg, geheimnisvoll an unzulänglichen Stellen locken die dunklen Mündungen zahlreicher Höhlen. In halber Bergeshöhe ist eine ganz große da, ein Führer steht mit fragender Gebärde an der Straße, verspricht, daß wir oben Platz finden für eine ganze Stadt.

Am frühen Nachmittag erreichen wir Tarascon, den kleinen uralten Handelsplatz des Landes, wo ‚die Steine aus Eisen sind'. Gleich am Eingang hebt sich, in weißen Qualm gehüllt, das Schmelzwerk mit seinen runden Hochöfen. Über siebenzig Prozent Erz enthält der Kalkstein in den Minen von Vicdessos. Die Arbeit dort ist das

Vorrecht der Einwohner weniger kleiner Dörfer. Fremde Arbeiter können einzig durch Einheirat zugelassen werden, finden sonst nur Beschäftigung, um das Erz hinabzufahren in die Hochöfen. Übrigens ist die Ausbeute trotz des natürlichen Reichtums gering. Mit ihren Sonderrechten verbinden die Bergleute unbelehrbar eine umständliche und zweckwidrige Arbeitsweise. Armut und schwindender Ertrag zehren Hand in Hand, sehr zum Unheil der Bevölkerung.

Das Städtchen Tarascon offenbart sich überraschend ländlich, nirgends die gefürchtete Spur aufdringlicher Fremdenzucht. Zwei oder drei Flüsse vereinigen sich in seinem Tal, mit scharfen Graten drängen sich die durcheinandergestellten Berge bis hart an die grünen Ufer heran. Auf einer dieser Kuppen, senkrecht über den Häusern, steigt mit den Resten eines mittelalterlichen Kastells ein klotziger Turm, an dem eine riesige weiße Uhr angebracht ist, das Wahrzeichen der Stadt, das man von überall mit seinem gewaltig weißen Rundgesicht leuchten sieht. Ein weiteres Merkmal ist das ununterbrochene Geschrei der Esel, das die Straßen füllt. An jeder Ecke steht so ein Gesell, gesattelt oder einem Wägelchen vorgespannt, krümmt den Schwanz, kräust die Nase, Rückgrat und Gurgel strecken sich. Eine Pumpe, bänglich ungeschmiert, zieht Luft ein und versucht sie freizulassen mit einer Reihe von Seufzern, die wie kein anderer Laut begabt ist mit den Qualen der Unterwelt. Die Seele röchelt, windet sich, reuiges Jammern steigt — da fährt die Schwefelpeitsche herab und im Übermaß findet der Schmerz seine volle Stimme. Das fleht, orgelt, bekennt, lügt Sünden, die es niemals

getan. Steigert sich zur beinerschütternden Klage, die die ganze Welt zum Zeugen erlittenen Unrechtes ruft. Und der Grund? Ein Stammesgenosse kommt vorbei, ein Grasbündel lockt, eine Wartezeit sinkt, die selbst einem Esel zu langweilig ward!

Vom blauen Morgen hat sich der Himmel in einen weißbezogenen und bald steingrauen Nachmittag gewandelt, immer tiefer stahlfarben reihen sich die Dunstballen, ewig genährt von den Wassern des Atlantischen Ozeans. Ein nasser Abend scheint bevorzustehen, so suchen wir nach einem Unterschlupf und finden ein sauberes Haus hart unter dem Schloßfelsen mit einer über den Fluß gebauten Terrasse.

Zwei Stammgäste und zwei Geschäftsreisende nehmen dort mit unbekümmertem Geschmatz das Essen. Später finden wir im Lesezimmer die verzweigte Wirtsfamilie beim Mahl: Großmutter, Mutter, Kinder, Mädchen und Aufwartefräuleins, als Hauptperson den weißen Koch, neben ihm auf seinem besonderen Stuhl ein sattes und weichliches Hundevieh.

Abgesehen vom unsicheren Himmel ist noch ein zweiter Grund, der zum Bleiben bestimmt. Es muß etwas für Burrico geschehen. Auf seinen Schultern zeigen sich die Folgen des harten Abstiegs mit dem vornüberdrängenden Sattel. Trotz des guten Futters drücken sich die Knochen von inwendig noch immer so scharf in die Haut, daß ein Loch entsteht, sobald auch nur eine Katze darüberleckt.

Der Hausknecht, ein schwerer vollblütiger Klotzkopf, nimmt sofort unsere Angelegenheit in seine sachkundigen Hände. Unwirsch betrachtet er den Sattel und weiß

dann den einzigen Rat: einen kürzeren kaufen. Er übernimmt die Führung, Burrico kommt gleich mit zum Anpassen. Als wirklich auf dem Heimweg ein neuer sauberer Sattel seine mageren Rippen deckt, sieht er geradezu geschniegelt aus neben unserem etwas zusammengewetterten Zustand.

Der Abend ist feucht und stürmisch. Vom Leben in der Stadt ist nicht viel zu sehen, nur wenige verhüllte Gestalten huschen über das spiegelnde Pflaster. Einzig das Eisenwerk draußen ist in voller Tätigkeit. Die breiten Mündungen der Schlote stoßen ihren Feueratem zum Nachthimmel empor, dazwischen drohen die Hochöfen, zitternd umgürtet mit dem Flammendunst der bläulichen Gase, die durch die Fugen entweichen und bei ihrem Eintritt in die Luft in Brand geraten.

Zum Schluß unseres Rundganges ein Arbeitercafé, in dem es sehr gelassen zugeht. Man liest die Zeitung oder nimmt teil am Dominospiel, den schwarzen Kaffee oder das Glas mit seifengrünem Absinth neben sich. Diese einfachen Leute, die nichts haben als die Fäuste, mit denen sie arbeiten, stechen in ihrer schlichten Sachlichkeit wohltuend ab von der Gruppe besitzender Spießbürger am Nebentisch. Nach dem fettigen Ausdruck ihrer Gesichter besteht für sie die Welt nur, soweit sie sich zum Munde führen läßt. Die besondere Art ihrer Gutmütigkeit ist ein zufriedenes Abtöten seelischer Bedürfnisse, nicht einmal die Freude am Klatsch scheint, einen höheren Funken zündend, vorhanden zu sein.

Zwischenspiel

Der feuchten Nacht folgt ein warmer unfrischer Morgen, sehr nah, sehr nackt steigen die Hügelkuppen über die Dächer auf. Es ist Markt in der Stadt, alle Straßen sind voll von Bauernvolk, das zu Esel, Wagen und Fuß körbetragend oder viehtreibend vom Lande hereinkommt. Auch die eingesessenen Bürgersleute sind zum Kauf unterwegs. Der ganze Menschenschlag macht einen zurückgegangenen Eindruck, man hat die Empfindung, daß jeder reine Zusammenhang mit der Natur aufgehört hat. Das macht die geschäftige Stadt unbehaglich. Unter Männern wie Frauen gibt es viel breite Gesichter, gedunsen und kraftlos, daneben auch abgezehrte Gestalten, an Gesicht und Händen gezeichnet mit den Merkmalen schleichender Krankheit. Die Mädchen haben stumpfe oder verdorbene Blicke, nur selten trifft man den reinen Glanz eines jungen Auges. Am erfreulichsten, nicht sehr häufig, bleibt mit ihrer plumpen, vollsaftigen Gesundheit die Gattung, der auch unser Hausknecht angehört. Bezeichnend ist es, daß an diesem Ort die ersten Bettler auftauchen, meist zu zweien üben sie ihre Kunst. Ein Knabe, der einen scheinblinden Greis führt, streckt seine mageren Arme, ein altes Paar, im Handwerk ergraut, folgt uns mit dem flehenden Kupferschälchen, sie ver-

schmitzt und zudringlich, er blöd ergeben in das Schicksal, das er in verläßlichen Händen weiß.

Männer und Knaben tragen allgemein die faltigen Baretts, braunlila oder dunkel wetterblau, die sich schattend in die Stirn oder schützend in den Nacken schieben lassen. Sonst sieht man nur noch im Schuhwerk die Spuren landestümlicher Tracht. Da gibt es die braunen, aufgebogenen Holzschuhe, der Schnabel in eine stumpfe Spitze auslaufend, häufig mit blankem Lackleder überzogen, das auf dem Spann ein goldgestricheltes Muster hat.

Abseits von der Straße unter sommergrünen Bäumen haben sich ein paar Buden gesammelt. Breite Weiber halten ihre großen roten Zwiebeln feil oder die zusammengekoppelten Bunde von grausilbernem Knoblauch. Männer sowohl wie Frauen drängen sich kaufend heran mit ihrem mehr ungesund schwammigen als gutgenährten Aussehen.

Wie königlich nach all diesem behäbigen Mischmasch erscheint das schmale und wilde Gesicht einer Zigeunerin, die mit einem Kinde an der braunen Brust neben ihrem Wagen hockt. Züge, Glieder und Gestalt, alles von rassigster Anmut. Ihre scheuen Blicke, haßvoll flehend, fliegen uns nach. Sie schüttelt die Locken aus den Schläfen, schickt ein kleines Lumpenwesen, das neben ihr kauert, zum Betteln hinterdrein und pfeift es dann wie einen vorgehetzten Hund zurück.

Etwas später auf dem Wege zur Bahn entdecken wir eine Gestalt, deren höchst persönliches Behagen nicht in Erschlaffung, sondern in verdichteter Tätigkeit besteht. Es ist ein griesgrauer Alter, der auf einem Steinhaufen

13*

kauert, Besen und verblichener Amtsrock deuten auf eine öffentliche Anstellung im Straßendienst. Zunächst müht man sich um den Zusammenhang der affenlangen, gänzlich eingetrockneten Gliedmaßen, vom Gesicht ist überhaupt nichts zu sehen. Es bleibt mit einer gewissen Emsigkeit nach inwendig gerichtet, auch die Hand ist eingetaucht in die Falten eines ehemaligen Hemdes. Der vereinte Untergang von Himmel und Erde würde diese Versunkenheit nicht stören! Plötzlich jedoch hebt sich freiwillig der Kopf herauf, die braunen Züge des Antlitzes sind mumienhaft verhutzelt, aber die blauen Augen über der Raubvogelnase durchbohren siegblickend einen unsichtbaren Feind, den Daumen und Zeigefinger gepreßt halten. Offenbar sind wir gerade recht gekommen, um Zeugen eines Erfolges zu sein, der Mühe und Andacht aufs lebendigste lohnt.

Wir nehmen die Bahn nordwärts nach Foix, wollen nach ein paar Stunden Aufenthalt am Abend in St. Girons sein. Burrico ist schon mit der Eilfracht vorausgeschickt. Im Zuge treffen wir einen Bauern des Tales, er ist unzufrieden mit der Landwirtschaft. Die Sache lohnt nicht mehr, tüchtige Arbeiter sind kaum zu bekommen. Eisenindustrie? Ach nein, auch alles eingeschlafen! Sogar die zahlreichen mehr handwerklich betriebenen Nagelschmieden liegen still. Einen Grund für diesen allgemeinen Rückgang weiß er nicht, wahrscheinlich treibt die große Armut jeden, der Unternehmungsgeist und Tüchtigkeit in sich spürt, in einem aufgeschlosseneren Land sein Glück zu suchen.

Foix liegt in einem wasserreichen Tal, Brücken und Uferdämme geben zunächst den Eindruck einer fortge-

schrittenen Zeit. Doch die Straßen gähnen schmal, sauber und verschlafen, als wäre in einer Nachbarschaft ein Fest, das alles Leben weggezogen hat. Es ist nicht die mittelalterliche Verträumtheit einer deutschen Kleinstadt. Das Dasein scheint irgendwie auf eine niedrigere Stufe zurückzufallen, plumper und gewöhnlicher werden die Forderungen, die ihm gestellt sind, und der Tatsinn erschlafft, der keine Ziele sieht und neue nicht zu schaffen vermag.

Auf einem Felsen über der Stadt heben sich steil und kühn, von überall sichtbar, die Türme des alten Grafenschlosses. Eine Matrone mit einem grauen Vollbart weist hinauf. An das verschlossene Mauerwerk des alten Kastells schließt sich ein nachgebauter Hof. Justizgebäude und Museum sind dem Besucher zugänglich. Die Pförtnerin kommt aus ihrer Küche, vor ihr her ein ungesund fetter Hahn, über den sie fast gestolpert wäre, unwirsch scheucht sie ihn mit der Schürze von ihrem Fuß.

Wir sind nicht neugierig auf Museumsschätze, sondern auf irgend etwas, das von der oberflächlichen Betrachtung in das Werden dieses Volkes führt, indem es mit seinem Handwerk, seinen Sitten und seiner Häuslichkeit ein Bild seiner Entwicklung gibt. Von alledem ist nichts vorhanden, oder aus so entlegener Zeit, daß Jahrtausende undurchsichtig davorstehen. Unter diesen vorgeschichtlichen Funden aus der Welt der Steinzeitmenschen, Renntiere und Hyänen fallen die Linien eines Höhlenbären in die Augen. Sie sind eingeritzt in einen flachen grünen Stein, der nicht größer ist als eine Hand, hervorragend als Umrißzeichnung, die ganz bewußt die Natur zu übersteigern scheint. Das daneben zum Vergleich aufgestellte Skelett verrät an Massigkeit der Formen

ein wahres Untier. Man betrachtet die aufgereihten Steinwaffen ringsum und fragt mit Staunen, wie der Mensch im Kampf mit der Gewalt dieser Halswirbel, dieser unerbittlichen Kiefern herrschen und schließlich alleinherrschen konnte. Die schwachen Werkzeuge wären ein Spott ohne die geistige Tat des Armes, der sich verlängern konnte, hundertmal über die eigene Griffweite hinaus: das gab die Überlegenheit, die Zähne und Taten stumpf machte.

Neben diesen stummlebendigen Schätzen, die zum Teil aus Höhlen stammen, teils durch Ausschachtungen für die Bahn ans Licht gebracht wurden, überrascht vor allem eine Sammlung von geschliffenem Marmor. Man kommt mit den Augen nicht los von diesem Reichtum der edelsten Farben: samtmausegrau mit Spuren von zärtlichem Grün, wolkigrot, grünrosa verlöschend, mit Schüppchen durchsprengt, die schwarz, vielleicht auch silbern sind. In schwarzen Grund eingeschmolzen durchschnittene Kiesel in goldigen Tönen von Gelb und Braun, man könnte sie einzeln herausnehmen in ihrer vom Wasser gerundeten Form, aber der Schliff ist wie eine gläserne Platte davor gelegt. Jede neue Tafel stellt sich geheimnisvoller dar, nicht die blinde Gewalt vulkanischen Druckes, sondern der sicher wählende Sinn des Künstlers scheint den Schmelz dieser Farben verbunden zu haben.

Die Pförtnerin führt durch die Sitzungssäle des anschließenden Gerichtsgebäudes, läßt uns zum Schluß in das Untersuchungsgefängnis blicken — ein schmales Loch mit weißen Mauern, hoch an der Decke ein vergittertes Himmelsviereck. Ein Teil des alten Schlosses dient als Zuchthaus, vor allem Schmuggler sitzen dort, weiß unsere Führerin. Die kräftigsten, kühnsten und zuverlässigsten

Männer des Landes finden sich unter ihnen. Das Gesetz geht sehr hart gegen die armen Teufel vor, die jahrelang hier oben schmachten müssen und nicht einmal den Blick mehr frei haben auf die fernen Kämme des Grenzgebirges, über die sie in gefahrvollen Nächten ihre Tabakspacken trugen, stark im Herzen ihr gutes Recht, nur das Geldsacktum der Regierung ist es, das ein Verbrechen daraus macht!

Bei sinkender Nacht Abstieg zur Stadt. Der Himmel glüht, blaues, knotiges Gewölk steht auf feurigem Grund, fällt und breitet sich in dunstigen Schleiern an dem verdämmernden Gebirge entlang. Schimmernd um violette Inseln von Kies spült der errötende Fluß. Über Brücken und Gassen hallt unser Schritt, irgendwo im Vorbeigehen erhascht der Blick ein Stück freundlichen Menschentums: der dunkle Rahmen einer Tür, unter einem Kessel schlägt ein rotes Feuer hoch, Frauen kauern in seinem Licht, ein Bündel Heu, der zottelohrige Schattenriß eines Esels, zu dem sich die Schulter eines Mannes herabbeugt — immer wieder der Stall, in dem das Christkind geboren ward!

Der Dom ist noch offen, aber so dunkel, daß die Wände sich schwankend verlieren. Im roten Altarlicht das Antlitz eines Priesters, murmelnd über ein Buch gebeugt, in seiner Vergeistigung doppelt erdentbunden, da die Gestalt selber vom finsteren Gestühl verdeckt bleibt.

Am späten Abend die kleine Industriestadt St. Girons. Hölzerne Läden schließen die Schaufenster, aber die Cafés sind noch belebt. Wir finden ein Hotel, das, wie häufig hierzulande, von einer Frau geleitet ist. Ihre Tochter spielt Klavier im Lesesaal, auf dem Schreibtisch

liegen die Rechnungen der Mutter. Das Familienleben in diesen Häusern scheint sich nicht wie in Deutschland streng von dem der Gäste fernzuhalten.

Spätestens für den nächsten Mittag hoffen wir auf das Wiedersehen mit Burrico, um dann zudritt in die Einsamkeit der westlichen Pyrenäen emporzudringen. Doch der Mensch denkt und die französische Post lenkt. Briefe sollten lagern, aber weder Grobheit noch Kniefall bringt sie zum Vorschein. Die Frühstunden vergehen im ländlichen Marktgewimmel von Mensch und Tier, später der gute Einfall, nach St. Lizier hinauszuwandern, wo neben Kapellen und Kirchen römische Wallanlagen zu finden sein sollen.

Die Häuser der Stadt bleiben zurück, eine Platanenallee schattet licht auf der weißen Straße. Der Weg hebt sich langsam über die Flußwiesen, drunten im Wipfel der Steineichen hört man die Häher schracheln. Bald wächst St. Lizier auf, ein Hügel mit schimmernden Häusern bekränzt, weiße Mauern und flache Dächer schieben sich festlich durcheinander.

Beim Eintritt in die Stadt ändert sich das lichte Aussehen. Enge bescheidene Gassen, dann die Reste einer mittelalterlichen Befestigung, in halber Höhe den Hügel gürtend. Unter der Wölbung eines Eckturmes wandelt ein schwarzer Priester. Ein paar Burschen schlenkern vorbei, er redet sie an, sie geben bescheiden Auskunft, jedoch ohne besondere Ehrfurcht vor dem Gewand des Geistlichen. Auf dem Platz vor der alten Kirche mit dem eckigen Zinnenturm rinnt ein Brunnen. Langsam wiegen sich ein paar bleichgraue Ochsen die Straße herauf. Tief über ihren gewaltigen Rücken fällt

ein helles Leintuch, am Hals mit zierlichen Zipfeln verknotet — eine liebreiche Tracht, den Ochsen dieser Gegend eigentümlich. Bedächtig wartend steht der Treiber mit seinem langen Stab, bis endlich die Tiere sich mit leckenden Mäulern zum Gehen wenden.

Wir treten in die Kirche und finden ein rosa Gewölbe, zerfallen und unordentlich, von Säulen und Wänden blättert der Marmorstuck. Eine Frau kommt zum Läuten, später führt sie uns in den Kreuzgang hinaus. Die Steinsäulen sind so verwittert, daß man die Fasern ausgewaschenen Holzes zu erkennen glaubt. An den rötlichen Kapitälen verschlingen sich Tiere, Bänder und Blattwerk, trotz ihrer Zerfressenheit immer noch festlich und gotteswürdig.

Den Gipfel des Stadthügels gürtet eine römische Befestigung. Die dunklen, festgefügten Steine der Mauern und Türme scheinen nicht größer als die Blätter des Efeus, der ganze Flächen für sich genommen hat. Wir folgen einem Ochsenwagen hinauf zum früheren Bischofspalast. Ein Mann kommt und fragt was wir suchen, wir erfahren, daß der Hof unzugänglich ist wegen der darin untergebrachten Irrenanstalt. Aber eine Kapelle ist da, wir können mitkommen und sie ansehen.

Führung durch den Palast. Zwischen blühenden Gebüschen verstecken sich die Wohnungen der Kranken, Blumenbeete leuchten fremd an diesem Orte der Hoffnungslosigkeit. Das Innere der Kapelle ist gepflegt und erhalten, auffallend sind die späten holzgeschnitzten Tafelbilder, Darstellungen aus der heiligen Geschichte mit romantisch mütterlichen Frauengebärden. Eine Nonne geht vorbei, ihre Augen folgen unserer Betrachtung —

alt, oh, sehr alt! lächelt sie uns zu. Dann erlischt das liebliche Licht auf ihrem Antlitz, betend, streng abwesend kniet sie in ihrem Stuhl.

Wir folgen dem Wege, der draußen an den römischen Mauern entlangführt. Wolkenüberglänzt mit blauen Vorbergen hügelt sich das Land. Pappeln, Felder, Flußläufe sind gesegnet mit einem schwülen, sonnenlosen Licht, das alle Farben farbiger macht.

Geschrei über uns. An den Gittern eines Fensters steht eine Frau mit wildem Haar. Sie rüttelt an den Stäben, ruft und lacht uns zu und schüttelt dann wieder böse die Arme der milden Ferne entgegen. Läßt ihre Umnachtung sie fühlen: es ist etwas da, das sie nicht haben kann, und droht sie uns, weil unsere Augen es fassen und glücklich sind?

Zurück nach St. Girons, unterhalb der Straße auf einem Feldweg. In dem trockenen Flußbett des flachen absinthgrünen Flusses humpelt ein Ochsenwagen. Der Treiber schaufelt im Kies, er ruft den Tieren zu, aber sie verstehen nicht oder sind störrisch, wütend springt er nach und schlägt sie mit seinem Stabe vor die Schnauzen. Die ungeheuren Geschöpfe weichen zurück, glotzen dumpf ergeben, ihre Kraft denkt nicht daran aufzubegehren gegen die kleine hüpfende Menschenheuschrecke.

Wir treffen die Post noch in dem gleichen unfruchtbaren Zustand. Der Tag neigt sich, an die Reise heut ist nicht mehr zu denken. Der Bahnhof liegt draußen vor der Stadt. Burrico, falls er wirklich angekommen ist, mag ruhig dort bleiben und sich am Futtersack die Beine in den Leib stehen.

Wir laufen in der Stadt umher und suchen uns mit

dem was wir entdecken über den unliebsamen Aufenthalt wegzutrösten. Da ist zuerst die Kirche. Unter dem Fuß des Turmes führt die Straße weg, neben dem Haupteingang hat ein Schuster seine Werkstatt angeklebt. Im dunklen, geräumigen Innern fällt ein schön und kräftig geschnitztes Chorgestühl auf, die Armlehnen sind Greife mit Menschenköpfen. Belauschte Natur, überstrenges Herausheben einzelner Wesenszüge. Manchmal ist eine wunderliche Tiererfindung, halb Pudel, halb Löwe eingefügt, unter den Sitzen wuchern fratzenhafte Meergeschöpfe.

Draußen an den Ufern des Salat reihen sich die Rückseiten der alten Häuser mit ihrem grünen oder rosigen Putz und den nestartigen Holzbalkons, unter denen die abendlichen Wasser des Flusses gurgeln.

Den Rest des Tages verbringen wir in einem Café, die Honoratioren der Stadt sitzen dort bei Karten und Domino, auch ein behagliches Ehepaar findet sich ein. Die beiden Menschen kennen sich so gut, daß Worte zwischen ihnen vollkommen überflüssig sind. Sie machen am kleinen Tisch ihr friedliches Spiel und schlürfen stumm dazu den wasserhellen Tee.

Am folgenden Morgen Erwachen vom trübsinnigen Plätschern des Regens. Dann aber stellt sich heraus: es ist der Springbrunnen im Hof, der so mißverständlich tönt. Blaulockend spannt sich ein reiner Himmel hinter den Baumästen.

Zu unserem Staunen ist die Post offen. Es gibt Briefe, Geld, die Sonne leuchtet, auf den fernen Höhen strahlt silbern der frische Schnee. Ohne Zeitverlust geht es zum Bahnhof, Burrico in Empfang zu nehmen.

Ein Esel ist bereits gestern angekommen, wird freundlich mitgeteilt. Burrico überwindet, voll vom Vertrauen des Wiedersehens, jede Angst vor dem Bahnsteig. Mit seinem kurzen Sattel angetan, stolpert er vom Wagen her freudig auf uns los. Während wir mit dem Gepäck zu tun haben, steht er auf dem Holzplatz draußen an einen Stamm gebunden, in ein reichliches Futter vertieft. Ein Hund springt heran und schnappt nach dem harten Brot. Burricos Eisen blitzt rächend ihm entgegen, keine Spur mehr von einem stummen Duldertum, das das Schicksal annimmt wie es kommt. Immerhin ist diese Wendung überraschend und entwickelt eine neue Art von Stolz auf unseren Kameraden.

Neues Leben

Am frühen Nachmittage endlich unterwegs, südwestlich das Tal des Lez hinauf. Bis zum Abend hoffen wir in die Nähe von Sentein zu kommen, dann im Lauf der Tage allmählich über den Hauptstock der Pyrenäen und ein Zipfelchen Spanien bis an unser Endziel Luchon.

Es ist staubig und sonnenschwül. Eine Straßenbahn rattert neben dem Wege her. In rundlichen Formen steigt zögernd das Gebirge an. Fern, lockend halb, halb drohend, Kämme von blitzendem Weiß. Zu Seiten der Straße fruchtbares Land, Wiesen und Fluß, Weinfelder und frisch gepflügten Stoppelgrund. Pappeln stehen dazwischen, hoch in allen Schmalgraden, an manchen Stellen sind Arbeiter beschäftigt, ihre Zweige zu kappen. Die Blätter und jungen Triebe werden gesammelt und als Viehfutter benutzt. Man sollte denken, daß daran auf diesen üppigen Weiden kein Mangel sei. Aber der Winter ist lang, man braucht viel Heu, außerdem hält jeder Bauer mehr Vieh, als er von Rechts wegen nähren und großziehen kann. So verringern sich Rasse und Ertrag.

Die Straße ist belebt, Landleute kommen zur Stadt, Wagen halten vor den Wassermühlen, kleine Gehöfte und Dorfstraßen reihen sich. Hin und wieder gibt es

Gärten mit großblumigem Gebüsch, große runde Georginen stehen dazwischen, ganz selten auch ein Fenster mit einem farbigen Topf. Einmal ist eine graue Kirche da mit rundlichem Turm, rings herum ein Grasanger, auf dem kleine Kinder und große dunkle Gänse weiden.

In zwei guten Stunden sind wir in Castillon, einer kleinen, behäbigen Stadt mit Läden und Wirtschaften, sogar eine Weinstube gibt es dort. Wir machen die Entdeckung, daß der gefüllte Hafersack sich nicht mit dem neuen Sattel befreundet, sondern ihn unterwegs verlassen hat. Es muß Ersatz geschaffen werden. Nach einem geeigneten Fenster spähend, ziehen wir eine steile Seitenstraße bis zur alten Kirche hinan, endlich weiß ein mildherziger Krämer Rat, spendet einen Beutel und zeigt auch den Bäcker, bei dem Hafer zu holen ist.

Der blaue Tag verblaßt. Leise Verwunderung, wie es heute nacht mit dem Schlafplatz werden wird. Es ist die alte Geschichte mit diesen großen Talstraßen: an einer Seite der Fluß, dessen Wiesen ein Abhang unzugänglich macht, an der anderen steiles Felsenland, manchmal kleine Äcker vorgeschoben, aber auch diese abfallend, und die Tore mit Gestrüpp verwehrt. Zuweilen lockt ein steiler Busch weghinauf, nach den ersten Schritten erkennt man, daß hier wohl Hütte oder Gehöft, doch kein einsamer Winkel zu erhoffen ist.

Tiefer als der Weg, auf dem wir ziehen, Bordes an der Mündung des Tales von Bethmale. Eine Brücke führt zur wunderlichen Kirche, aus der Mitte des Daches hebt sich von zweimal zwei Bogen durchbrochen die freie Glockenwand, die das massige Gebäude aus zwei Hälften zusammengesetzt erscheinen läßt. Frauen

mit starken, weißen Gesichtern und blaudunklen Haaren kommen herauf, an den Messingrohren der Felswand ihre Krüge zu füllen.

Etwas später stoßen wir auf die merkwürdigen Gestalten der Holzsammlerinnen, die von den Bergen niedersteigen, gebeugt unter der sperrigen Last. Riesig türmt sie sich, halb hängend, auf einer Art von Joch, das die Hände der Trägerin, über die Schultern aufgereckt, im Gleichgewicht halten. Ihr Schritt ist langsam, aber weder schwankend noch plump. Manchmal steht der wandelnde Wald still und wendet sich mit einem leichten Wort zur Nachbarin.

Noch immer will kein Rastplatz sich zeigen, selten ein wagerechter Fleck, auf dem regelmäßig ein bewohntes Haus steht. Eine verfallene Scheune lockt, doch kein Weg leitet zur steilen Wiese hinab. Drüben, jenseits des Flusses, klettert an den Bergen ein dunkelbuschiger Niederwald, hier vielleicht fände sich ein schützender Hohlweg, aber um hinüber zu gelangen, würde das letzte Tageslicht für zweifelhaften Gewinn vertan sein. Also weiter die dämmerige Straße hinan. Die glühenden Augen der Bahn bimmeln vorbei, mit Laterne und Glöckchen naht ein Zug von Maultieren, später ein Planwagen, dem ein schreiendes Eselfüllen nachsetzt.

Auf den Mond, der schon stark im Abnehmen ist, bleibt für die nächsten Stunden nicht zu rechnen. Die schwachen Sterne umfloren sich, bald ist es so dunkel, daß man kaum mehr die Umrisse von Stein und Buschwerk erkennt. Unvermittelt weicht beides zurück, der Weg teilt sich, eine Gabelung führt zur Rechten steil bergauf.

Mit tastenden Füßen klettern wir nach, ohne oben etwas anderes zu finden als eingeschnittene Radgeleise, die gegen eine dunkle Hügelwelle führen, mit Aussicht nur bis zur nächsten dunklen Hügelwelle. Aber der Himmel, nicht mehr von Wald und Talwänden bedrängt, gibt ein wenig Licht. Sparsames Grasland drängt sich zwischen einer Krümmung des Weges und den steilen Hang, wo Dornbüsche dem Absturz wehren.

Der Platz, mit der Laterne untersucht, zeigt sich jeder Sicht ausgesetzt. Aber wenn man müde ist, schwindet manches Bedenken — eine bessere Wand als die nach allen Seiten aufstehende Dunkelheit gibt es nicht.

Um kein neugieriges Auge von der Straße heraufzuziehen, wird das Licht gelöscht, eine Mahlzeit für Mensch und Tier zurechtgetastet und das Gepäck zu nächtlichen Haufen geschichtet. Es ist erstaunlich, wieviel klüger die Fingerspitzen sein können, als das selbstherrliche Auge annimmt. Schnell lernen sie unterscheiden nach Gewebe, Schwere und dem Grad von Eigenwärme, den jeder Gegenstand hat. Über diesen Zurüstungen ist der Himmel heller geworden, der Hügelrand dunkelt tiefer gegen einen rötlich steigenden Schein, dann plötzlich gleitet, schon bedenklich halb, der Mond hervor. Im selben Augenblick kommt von der Talseite die scheue Gestalt eines Mannes herauf. Als er uns erblickt, weicht er angesichts dieser Kreuzung von Zigeuner und Gespenst auf den anderen Rand des Weges zurück und ist sicherlich zehnmal froher noch als wir, als er ungeschoren vorüber ist.

Endlich nirgends Hindernis mehr für Vertrauen und Schlaf. Einmal ist es ein johlender Burschentrupp unten

auf der Straße, der für einen Augenblick Unruhe in den Halbschlummer bringt. Bedrohlich nahe klingen die Stimmen herauf, dann plötzlich alles still, die Windung des Weges unter der Hügelwand hat den eiligen Spuk verschluckt.

Die Nacht wird lautlos, kerzenhell vom Mond. Burricos schwarzer Umriß bleibt in der Luft, wunderlich gezackt, da das ungeschickte Bergabstehen jeden Knochen herausdrängt. Ein milder Traumärger kommt: so wirtschaftet das undankbare Tier mit der angehäuften Haferkraft — warum legt es sich nicht — morgen der Paß d'Uret — Schnee erscheint, Felswände und die grausigen Steinlöcher von Port Siguer — also warum legt er sich nicht? Man müßte es ihm deutlich machen können: zu unserer aller Besten bitten wir dich ... entschieden ist ein Mangel da, etwas zur Verständigung zwischen Mensch und Tier vom Schöpfer Übersehenes. Und Burrico steht, steht immer noch, bis er anstatt rötlich unversehens grün gerahmt erscheint. Augenreiben im Schlaf: ein Mondschifflein fuhr die ganze Nacht? Ach, jetzt segelt es geradaus in den Morgenhimmel hinein ...

Burrico hat Bewegung im Schlafsack gemerkt. Er lockt mit röchelndem Wiehern und das Werk des Tages nimmt seinen Anfang.

Der Himmel ist klar, es hat stark getaut, alles ist weißlich bedeckt. Silbern schläft ein nahes Kleefeld, selbst die gelben Blüten halten unter Schleiern ihren Glanz zurück. Auf der Straße ist noch alles still, nur die Bäche schwatzen. Zwischen den steilen Feldern recken sich kleine spitze Stalldächer, neugierig wach, bis das aufdringliche Leben der Menschen sie zur Ruh scheucht.

Erst gegen sieben Uhr sieht man in den Häusern die ersten verschlafenen Gesichter. Ein Mann klopft den Schmied heraus, der ihm sein Pferd beschlagen soll. In einem offenen Haus füllt eine Alte, die in Kleidern aus dem Bett geschreckt zu sein scheint, den Schweinen ihren Trog, ein Greis hockt auf der Straße und wäscht im fließenden Rinnsal seinen Kochtopf.

Länger als zu vermuten war, hat sich der Weg bis Sentein gestreckt. Endlich der Platz, auf dem die befestigte Kirche steht mit ihrem eckigen Turm über dem festen Vierkant des Unterbaues. Weitere Türme schließen sich an, dunkel, durch dunklere Mauerreste verbunden, jetzt halb zerstört, aber einstmals sicherlich wehrhaft an Leib und Geist: ein' feste Burg ist unser Gott ...

Drinnen ist alles verstrichen und verstuckt, aber schon wieder verfallen — ein geschminktes Weib, in ihrer Jugend vielleicht annehmbar, nun aber alt geworden und unanständig mit den Überbleibseln einer traurigen Kunst. Bemerkenswert ist ein Anschlag an der Kirchentür, aus einer Zeitung herausgeschnitten. Irgendein Frauenverein wendet sich an die Bäuerinnen. „Ihr seid es, von denen die Zukunft des Vaterlandes abhängt! Eure Kraft zuerst, nicht die bleiche Unruhe der Städterinnen, muß aufwachen, um die leeren Wiegen zu füllen — Ehre und Ansehen, die Liebe eurer Mitbürger sind euer Lohn!"

Eine Frau gibt Auskunft über den Port d'Uret. Guter, leichter Weg! Einige Männer pflichten ihr bei, ohne unsere Frage verstanden zu haben. Sie nehmen uns für Handelsleute und würden, auf den beladenen

Esel deutend, gern ein kleines Geschäft machen. Am meisten glaubwürdig erscheint der Bäcker mit seinem festen und tüchtigen Blick. Der Weg wird unmöglich sein für unser Tier. Unmöglich, das heißt: ganz unmöglich vielleicht nicht. Vor der Kirche fegt ein Alter, der hält fast drohend den Besen an. Wir sollen uns in acht nehmen — da oben sind Hirten, bei den Kühen ist ein Stier, ein sehr böser Stier! Wir verstehen, was das heißt? Ein Arbeiter, der ein Weinfaß vorbeirollt, mischt sich ein mit entsetztem Blick. Très mechant! Es gibt nur eine Möglichkeit, durchzukommen: wir müssen in eine der einsamen Kapellen fliehen und solange um Hilfe rufen, bis die Hirten herbeieilen . . .

Was tun? Verlassen kann man sich auf die Ratgeber nach keiner Richtung. Immerhin, die Begegnung ist nicht verlockend. Wir sehen schon den Taureau mit den letzten Fetzen von Burrico auf der blindwütenden Stirn. Oder, gesetzt den Fall, wir nehmen den Kampf auf, stecken uns hinter das Bollwerk des Esels, schießen mit unseren Pistolen notgedrungen drauflos — die eine ist ja ein guter Browning, aber die zweite, vom letzten Freund in Deutschland warnend in die Hand gedrängt, sieht aus als ob sie ihr Blei seitwärts zu verspritzen geneigt ist. Nicht die Hörner des Stieres, sondern die Gefahren des Selbstmordes sind es, die uns zwingen, unsere Pläne zu ändern.

Wir danken den Männern mit dem Stier und der Frau mit dem guten und dem Bäcker mit dem unmöglichen Weg und entscheiden uns für einen anderen Col, um dessen willen ein Dreieck nach Norden nötig wird. St. Lary, Melles, zwei Pässe, ein ziemlicher Umweg,

14*

dafür aber nur die Hälfte der Steigung und immerhin die Möglichkeit, bei schlechtem Wetter unter ein menschliches Dach zu schlüpfen.

Allen nützlichen Erwägungen zum Trotz — das Herz kommt nicht frei von dem Paß d'Uret.

Fast erlösend ist es, daß wirklich die Witterung zugunsten des milderen Weges umzuschlagen scheint. Die silberblitzenden Höhen, das aufwärtsführende Tal verdunkeln sich, Nebel und Schneesturm heben drohend die Flügel auf.

Ein frisch geschütteter Steindamm führt nordwärts über Sentein hinauf. Die Häuser sind ärmlich, aber es gibt Hecken und Laubholz, dazwischen Grasland, gesprenkelt mit Inseln von blühenden Malven, das Vieh hat hart um die rosigen Büschel herumgenagt.

Es ist so heiß geworden, daß wir zur kurzen Essensrast unter das Buschwerk des Bachufers flüchten. Bald neues Unterwegs. Noch sticht die Sonne, ermattet zu weißem, kraftlosen Rund. Dunstschwaden kriechen von allen Höhen herab. Zehn Minuten später ist der Regen da — eigentlich ist diese durchdringende Nässe gar kein Regen, sondern bloß Langeweile, schlechte Laune des Himmels, die irgendwo an den Schranken der Berge festhängt und nicht weiter kann. Man spürt die Feuchtigkeit kaum mehr, ist ganz darauf eingestellt, daß sie am späten Vormittag beginnt, und das Auge freut sich an den weichen Farben, schwebend und stumpf, und den brodelnden Duftgestalten, die für Sekunden die festen Formen von Bergbrocken und waldigen Vorsprüngen annehmen und im nächsten Augenblick, von leisen Flören überholt, vorbeiwallen.

Ein Dorf mit rohen Häusern, ganz ohne Spuren freundlichen Lebens, merkwürdig sind die beulenförmigen Backöfen, die an das obere Stockwerk angewachsen sind. Eine Frau, die laut mit sich selber plappernd die Straße herabkommt, zeigt die Richtung des Überganges nach St. Lary.

Ein Maultierweg auf felsigem Grund, dann wieder lehmschlüpfrig unter überneigendem Gebüsch. Aus den Hängen sickern eisenhaltige Quellen, lichtgelb bis tief goldbraun, rubinrot durchleuchtet vom sandigen Grund. Hin und wieder eine Hütte am Weg, moosige Strohdächer mit Schieferplatten ausgeflickt, durch die Sparren der Giebelluken drängen sich Büschel von Heu.

Zwischen zwei gerundeten Graskuppen verliert sich der Weg im sumpfigen Weidegrund. Wahrscheinlich ist hier der Übergang, aber zwanzig Pfade kreuzen durcheinander, leiten zu Tal, winden sich am Berg entlang, ziehen sich zur Rechten hinauf in ein Ödland von Steinen und Heidekraut. Karte und Kompaß stimmen für diese letzte Richtung. In der Ferne hört man Vieh brüllen. Diese Töne bringt Burrico jedesmal in Verbindung mit Wärme, Stall und Hafer. Munter setzt er ein, aber schon nach hundert Schritten über das Grasland bergan sperrt das erste Hindernis den Weg.

Ein sumpfiger Graben ist's, an der Übergangsstelle flach und harmlos, es gibt sogar einen einigermaßen festen Tritt in der Mitte — also los! Burrico wagt den ersten Schritt, dann plötzlich erlischt sein Vertrauen. Zögernd bleibt er, vom schwarzen Tümpel erschreckt, über der gefährlichsten Stelle — noch könnte ein rascher Satz retten, aber zu spät! Der Boden gibt nach, die

grauen Beine versinken. Auf dem Bauche liegend versucht das Tier, sich herauszuwühlen, schon winkt die feste Grasnarbe, plötzlich, ohne ein Glied zu rühren, verfällt Burrico in den offenbar von der Klugheit eingegebenen Zustand völliger Hoffnungslosigkeit: macht was ihr wollt mit mir.

Zuerst muß das Gepäck herunter. Schon das macht Mühe, da man nur vorgebeugt, ohne selber einen festen Stand zu haben, arbeiten kann. Burrico hebt den Hals, alles scheint gut zu gehen, aber bei den neuen Versuchen ist er rückwärts an die tiefere Stelle des Grabens abgeglitten — eine einzige ungeschickte Drehung, und er liegt unten, wo ihn sicheres Verderben erwartet. Man wagt nicht mehr ihn anzutreiben aus Angst, die geringste Bewegung könnte das Unheil vollmachen.

Man sieht sich um — Buschholz gibt es, soll man versuchen, einen jungen Baum unterzuschieben? Da plötzlich tritt aus dem triefenden Laub die hohe Kapuzengestalt eines Hirten. Alle Farben an ihm sind in ein bräunliches Grün zusammengewittert, sein strenges, altes Gesicht ist voll von Furchen, jede einzelne Welle, tief für sich, scheint in Holz oder Stein statt in lebendiges Fleisch gegraben.

Aus den uralten Höhlen der kleinen, eingesunkenen Blauaugen sprüht ein jünglingshafter Unmut: eine verfluchte Geschichte das! Aber er hält sich nicht mit Fragen und Erklärungen auf, sondern leitet ohne weiteres die Hilfe ein.

Ein Strick wird von hinten um die Lenden des halbversunkenen Tieres gelegt. Schieben, ziehen, stützen — erst liegt es mutlos, dann mit vollem Stoß bricht seine heim=

lich gespeicherte Kraft hervor. Die gestrammten Vorderbeine ertasten einen Halt, taumelnd hebt sich das Hintergestell. Noch einmal scheint das Schwergewicht nach dem schlammigen Abgrund zu ziehen — Strecken und Sprung, — zitternd, verklebt, schwarztriefend steht Burrico aufrecht, hinter ihm im zerwühlten Morast gurgeln die Blasen hoch.

Schlechter Weg! sagt gleichmütig unser Retter. Vor kurzem ist an dieser Stelle ein Pferd zu Tode gekommen, fügt er hinzu. Übrigens müssen wir uns weiter unten halten — er malt ein Zickzack in die Luft — wir haben nichts mehr zu fürchten, zwei Stunden bis St. Lary, immer am Bach hinab!

Statt mit uns spricht er weiter mit seinen schönen, großen, klugen Kühen, weist sie mit dem Stabe zurecht, grüßt: gute Reise! und verschwindet im Regen. Nach wenigen Augenblicken ist die Erscheinung nichts mehr als ein Stück Abhang, und plötzlich weiß man: das war kein Mensch, sondern der Berggeist selber, alt wie die Felsen, die er bewohnt, heut den Eindringling in Abgründe leitend, morgen voll Güte einer zufälligen Not sich erbarmend.

Vorsichtig geht es um die Tümpel herum am offenen Hang entlang. Der weitere Abstieg ist verhältnismäßig einfach. Ein deutlicher Pfad führt in der Richtung des Baches am Rande des buschigen Buchenwaldes hinab, heimatlich vertraut leuchtet der laubrote Grund. Weiter talwärts mischen sich größere Bäume ein, auf einer steilen Wiese beschirmen sie ein spitzes Dach — die Wohnung des Berggeistes, die wahrscheinlich im nächsten Augenblick von der Luft aufgehoben und fortgetragen wird. Ein großes Fenster, aus dem Giebel leuchtend,

wandelt sich beim Näherkommen in eine gebleichte Holzluke. Ein paar Schritte weiter in der steilen Wasserrinne des Weges — das Häuschen ist nicht mehr da, nur ein paar Felskuppen mit Hundeköpfen lugen uns nach.

Die Luft ist heller geworden, übersichtlicher das Tal, das von einer Bergwand geschlossen wird. Der Bach macht eine scharfe Ecke nach rechts, wir waten hinüber, eine Weile noch geht's auf buschigen und zerteilten Wegen am Hang hinab, dann schieben sich die ersten Wiesen ein. Ein kleines Mädchen hütet Kühe, der Sack über ihrem Kopf erinnert daran, daß es immer noch regnet. Ihr frisches Gesicht leuchtet heraus und wundert sich, während die Hände keinen Augenblick mit der Arbeit am groben Strickzeug innehalten.

Oberhalb eines Dorfes beginnt die Straße. Ein paar Männer schaufeln Kies, neben sich eingepflanzt den gewaltigen Regenschirm. Sie grüßen und geben freundlich Bescheid. Wie seltsam ändert sich das Wesen der Täler, die ein einziger Bergrücken trennt. Drüben ein verkommenes Dorf mit stummen Menschen und alt aussehenden Kindern — hier Lachen und offene Gesichter, dazu saubere Häuser und blanke Fenster. Die steilen Schieferdächer sind mit ebenmäßigen Platten kunstvoll gedeckt, die Gemüsegärten verraten Behagen am zierlichen Eigentum. Auch die Felder sind sorgsam gepflegt. Noch an den senkrechtesten Hängen leuchten die frischen Weiden. Wunderlich rechtwinklig ist die ganze Landschaft mit den Querstrichen der Bewässerungsgräben und den aufgereckten Pappeln, nur die Bergkuppen bringen Rundungen hinein, später dann vermehrt durch die gewölbten Kronen von Nußbaum und Kastanie. Bis

hart an ihren Stamm heran steht das feine, saftige Gras, manchmal hoch dazwischen ein Enzianstengel. Die gedrängten Blüten mit den nassen Wimpern haben keine rechte Lust, ihr volles Blau aufzuschlagen.

Der Weg windet sich um den Fuß des Berges. Ein zweites größeres Dorf bleibt unter uns. Dann münden wir auf die große Kunststraße, die, vom Leztal abzweigend, Castillon mit St. Lary verbindet. Es ist eine gute Sache um einem ehrlich geschütteten und gewalzten Weg — der alsbald doch das Leben erstaunlich festlegt und die freie Freundschaft mit Himmel und Erde bedroht. Burrico allein ist es, der mit wohlgefälligen Füßen weitab bleibt von unserer gefühlvollen Betrachtung.

Zuflucht und Fest

Eine halbe Stunde später sind wir nah an St. Lary herangekommen. Der Bach dröhnt durch ein Wasserrad, Gärten strecken sich neben der Straße. Zwischen den grünen Rabatten liegen Stämme, rötlich und rindenlos, für das Sägewerk bereit. Am Eingang des Dorfes hinter Mauern versteckt sich ein herrschaftlicher Park, manchmal wird ein Durchblick frei auf Rasen und hohe Nadelbäume, deren trauernde Zweige schwarz vor Nässe sind. Zwischen steilen Wald- und Wiesenhängen keilt sich das Tal, darin das gefällige Dorf sich eingenistet hat.

Der Himmel ist frei und heiter geworden, fast blau hinter zartem Dunst. Trotzdem meldet sich der Wunsch, uns für diese Nacht unter einem richtigen Dach zum Trocknen aufhängen zu können. Ein Bursche gibt Bescheid: es ist eine sehr gute Unterkunft im Ort, Hotel des Pyrenées.

Der Name klingt verdächtig anspruchsvoll. Es wird nicht anders sein, wir sind in die Kreise der Reisenden und Sommergäste eingelenkt. Die Nähe von Luchon — was kann man anderes erwarten!

Eine Enttäuschung nach der guten Seite. In die schmale Gasse eingebaut, mit wenigen Fenstern und zurückgeschlagenen Läden, streckt sich ein schlichtes Gast-

haus. Der Wirt kommt heraus. Er mustert das bepackte Tier und weiß offenbar nicht recht, was er aus uns machen soll. Morgen ist ein Fest im Dorf, es ist nicht sicher, ob der Platz reicht. Er muß erst mit seiner Frau sprechen. Sichtlich ermutigt kommt er zurück: die Sache wird sich einrichten lassen.

Das Gepäck wird hineingetragen. Wir folgen mit einigem Mißtrauen. Auf den ersten Blick scheint alles etwas lumpig und zweifelhaft, aber bald wird es klar, in was für ein unverfälscht ländliches Gasthaus wir geraten sind.

Ohne Vorraum oder Windfang, gleich von der Straße weg, betritt man die große Schankstube. Eine Tür in der Rückwand führt zur Treppe. Oben, nach der Straße hinaus, liegen die Schlafzimmer, eigentlich mehr für den täglichen Gebrauch der Wirtsleute als für Gäste eingerichtet. Gläser mit Eingemachtem stehen auf dem Waschtisch, die Festkleider für morgen hängen an den Wänden, in flachen Körben türmen sich glänzende Kuchen. Ein frischer Butterduft wittert im ganzen Haus.

Bald kommt auch die Wirtin zum Vorschein, eine nahrhafte Hausmutter, breit und tätig, mit kleinen, vogelhaft wachsamen Bewegungen ihres großen Kopfes.

Natürlich wird sie uns zu essen geben — Forellen Bratkartoffeln — wenn das recht ist? Wir lächeln einander an. Sie rückt Stühle an den Feuerplatz, damit wir uns wärmen und trocknen sollen. Dickes Astholz schwelt auf der offenen Eisenplatte, wenn die verglühte Mitte zusammenbröckelt, wird die Feuerung von außen nachgerückt. Der Wirt zieht einen Kohlenhaufen heraus und stellt darauf einen Rost mit einem

dicken Stück Fleisch, das, in der Hitze grau zu schrumpfen beginnend, aus einer Glaskanne mit Öl beträufelt wird.

Unterdes hat die Wirtin auch unser Essen zubereitet. Sie nötigt uns an den Tisch, die Schüsseln glänzen, ihre Augen freuen sich mütterlich. Roter und weißer Wein, ganz leicht und würzig, duftet in offenen Flaschen. Bald bildet man sich ein, man habe verdient, daß es einem ein bißchen gut geht nach dem nassen Tag.

Später schieben wir unsere Stühle an das flackernde Feuer zurück. Köstlich ist es, sich so allseitig von der Wärme streicheln zu lassen. In der goldenen Glut fangen die Kleider zu dampfen und trocknen an.

Unterdes wird es lebhafter um uns herum. Männer kommen von der Straße herein, weniger um zu trinken, als um einen Augenblick zu schwatzen. Das bevorstehende Fest erregt alle Herzen. Man lacht über den Regen, schüttelt die triefenden Kleider, manchmal tritt eine der rauhen Gestalten ans Feuer heran, dreht und röstet sich, sorgsam vermeidend, durch seinen Schatten Glut wegzunehmen, auf die wir als Fremde das selbstverständliche Recht haben.

Schlicht und herzenshöflich ist das Benehmen dieser Leute, ohne Neugier, ohne Geschwätzigkeit: wir sind nichts als ein paar verregnete Wanderer — aus welchem Stand, das ist durchaus nebensächlich. Zwei Waldarbeiter sind da, mit denen wir in ein näheres Gespräch kommen. Sie sind lange gelaufen, die ganze vorige Nacht durch. Der Patron verlangt das so. Wenn sie ihm zu Willen sind, dürfen sie, ohne an einen gelegentlichen Sonntag am gleichgültigen Ort gebunden zu sein, ihren freien Tag nehmen, wenn der Zufall des Berufes

sie in die Nähe von Frau und Kindern führt. Warum sie in der Nacht gegangen sind? Nun, sie haben die Bäche beschlichen. Überall ist das Forellenfischen frei für jedermann, aber nur am Tage. Bei Nacht oder gar mit Lichtern ist es streng verboten. Da müssen die Waldhüter aufpassen! Übrigens hat man uns gestern in Castillon mit unserem Esel gesehen, wahrscheinlich haben wir etwas zu verkaufen? Nein, wir wollen das Land kennen lernen. Das ist ihnen durchaus verständlich. Sie selber lieben ihre Berge und sind stolz auf jeden einzelnen, was braucht es da einer weiteren Erklärung! Der eine der Männer, kräftig und fein mit einem heiteren und sachlichen Schwarzgesicht, beantwortet alle unsere Fragen. Man merkt, daß er beobachtet und nachgedacht hat. Sehr einsam ist das Leben in den Bergen! Am meisten für die Hirten, wochenlang sehen sie kein menschliches Gesicht. Im Herbste freilich, wenn das Vieh in die großen Ställe der Ebene hinabgetrieben wird, haben sie bessere Zeit. Niemand bleibt oben, auch dem Schmuggler wird's bald zu winterlich. Er geht auf die Bauernhöfe, wo er seine festen Kunden hat. Des Erzählers eigener Vetter — aber wir sollen nicht etwa denken, daß es ein unehrliches Gewerbe ist. Gefährlich, das ist das einzige.

Der ganze Raum ist hell vom Flammenschein des Herdes. Die Scheite knistern und die Funken puffen in den schwarzen Rauchfang hinauf. An den Wänden leben die Schatten der Menschen, die aus und ein gehen. Ein Blöder ist da, der sich, für einen Augenblick ausruhend, neben die Tür setzt. Er knöpft seinen nassen Mantel auf und blickt sich um, aber seine Augen sehen

keine Wirklichkeit. Manchmal für Sekunden wachen sie auf aus ihrem kindischen Freudenschein und werden scheu und unsicher, bis im nächsten Augenblick ein seelenloses Vergessen zurückkommt, das von der Heiterkeit der Mitmenschen nichts als die Mißgebärde eines armen Lächelns übernommen hat. Manchmal bewegt sich sein Mund, aber er spricht nicht, macht nur nach was er auf den Lippen der anderen sieht. Still, wie er gekommen, schleicht er wieder hinaus.

Draußen hört man einen Wagen rollen, Pferdehufe trappeln heran. Wirt und Wirtin eilen an die Tür, ein junges Mädchen zu empfangen, das hereingesprungen kommt, mit einem Kuß auf jede Backe Onkel und Tante begrüßend. Sie ist wunderschön, schwarz und weiß, ein wenig Salome mit ihren zierlich ausgearbeiteten Backenknochen, dem großen, herben und lockenden Mund und den stolzen Bogen der Brauen. Ihre Tante ist stolz auf sie, durch die offene Küchentür sieht man erneute Zärtlichkeiten.

An einem Ecktisch wird das vorfestliche Mahl für die Familie aufgetragen. Der Hausvater selbst nimmt nur vorübergehend daran teil, die Bewirtung für morgen scheint ihm keine rechte Ruhe zu lassen. Manchmal tritt er zu uns ans Feuer, bringt schwarzen Kaffee oder stößt das Stammholz tiefer in die Glut. Beim Gutenacht rät er sorglich, die nassen Stiefel am Feuer stehen zu lassen.

Früh am nächsten Tag ist das Haus in voller Bewegung. Ein prasselnder Scheiterhaufen wärmt die Gaststube, Besucher kommen und gehen, der Wirt hat es sehr wichtig, Gläser und Flaschen auf den Nebentischen

zu rüsten. Er trägt eine weiße Schirmmütze, in schwarzen Buchstaben ist der Name einer Zeitung daraufgestickt, offenbar handelt es sich um eine Anpreisung des betreffendeu Blattes. Die kleine Salome springt hin und her. Es ist sicher ein besonderes Vergnügen für sie, eine Tante zu haben, zu der man reisen kann, um beim Fest zu helfen. Sie ist umsichtig und geschickt und errät jeden Wunsch. Ein Planwagen kommt vorgefahren. Das grüne Dach wird zurückgeschlagen, unter den leeren Bogen kriechen neue Gäste hervor, gute Bekannte aus einem Nachbarort, die gekommen sind, das Fest des Dorfes mitzufeiern. Es ist nicht etwa kirchlicher Art, sondern eine Zusammenkunft zu Schmaus und Tanz, ohne den Schein einer geistlichen Entschuldigung. Wir haben die größte Lust, den Tag über einfach dazubleiben, und der wässerige Himmel tut ein letztes für unseren Entschluß.

Draußen im Dorf ist's noch wenig lebendig. Ein paar Kinder warten auf den Mauern, eine Musikbande zieht von Tür zu Tür. Nach jedem Tusch schenkt der Führer aus der vollen Flasche einmal herum. Ein eckiger Turm mit Schieferhelm lockt am Bach hinauf, Brücken und Stege verbinden die bröckligen Ufer. Die Kirche selbst ist gänzlich ausgestorben, nur am Eingang kauert ein schwarzes Bettelweiblein hinter ihrem eifrigen Rosenkranz. Unter dem Schluß ihres Kleides hoch am Halse spannt sich ein freundliches Fensterlein für den rosigen Kropf, darüber ein hager spähendes Gesicht, das, mit Frömmigkeit gesalbt, schnappbereit einem Geldstück entgegenlauert.

Zu Mittag gibt es eine große Speisung im Gasthaus.

Wir sitzen mit einer Gruppe von Landleuten am gleichen Tisch. Suppe gibt es und endlos gebratenes Fleisch, ein zackiges Flügeltier nach dem anderen wird aufgetragen. Der Reihe nach kommt an jeden männlichen Gast die Pflicht des Vorschneidens. Trotz unserer Abwehr werden uns die saftigsten Stücke aufgelegt, aus schlichter Höflichkeit gegen die Fremdlinge. Zum Schluß gibt es Kaffee und Kognak und die leckeren, mit Pflaumen gefüllten Festkuchen. Gemüse hat man alle Tage, das will man bei solchen Gelegenheiten nicht, erklärt unser Nachbar, ein Mann von vielleicht fünfzig Jahren. Sein Haar ist angegraut, sein Gesicht, auf dem ein Dauerlächeln zwinkert, aus starken Knochen gemauert, an der Oberfläche von Falten zerrissen wie Hügelland von Sturzbächen. Seine schwarzhaarige Frau benimmt sich mit etwas gemachter Würde. Die Formen ihres Antlitzes sind schön und rein, aber der Ausdruck wird in unbefangenen Augenblicken einigermaßen gewöhnlich. Neben ihr sitzt die alte Mutter, die gar nichts erwartet und sich doch, bescheiden und dankbar, mit leiser Zierlichkeit von Gespräch und Mahl ihr Teilchen zu verschaffen weiß. Die übrigen Leute am Tisch sind Freunde oder Verwandte. Es wird viel geredet, mit gleichmäßiger Stimme und jeder wartet, bis der andere ausgesprochen hat. Meistens bedient man sich eines für uns vollkommen unverständlichen Patois, nur sobald es eine Sache zu beteuern oder sonstwie hervorzuheben gilt, wird reines Französisch eingeflochten.

Die Musikanten, die zum Schmaus ihre besondere Ecke gehabt haben, spielen die Marseillaise, Geld wird eingesammelt, munter geht es auf die Straße hinaus.

Von den umliegenden Dörfern ziehen einzelne Trupps jungen Volkes heran, manchmal auch ein Wägelchen, bis auf den letzten Platz vollgestopft, fünf Menschen neben und übereinander auf demselben Sitz. Man spielt nicht und lärmt nicht, sondern wartet leicht fröstelnd an den Mauern herum. Erst am vorgerückten Nachmittage läßt eine allgemeine Bewegung auf den wirklichen Anfang des Festes hoffen.

Aber wo wird man tanzen? Das Rätsel ist bald gelöst. Dem Wirtshause gegenüber in einem schmalen Vorgarten wird im Handumdrehen aus Kisten und Brettern eine Art von Hochsitz errichtet. Fähnchen werden davor gepflanzt und ein paar Fäden mit bunten Papierfetzen, eilig über den Köpfen hin und hergespannt, erheben die Straße zum Ballsaal.

Die Musikanten nehmen Platz. Klarinette und Geige fangen zu winseln an, aber niemand wagt, ihrer Lockung nachzukommen. Zuerst sind es dann die Kinder, die zu zweien in drolligem Walzerschritt daherstolpern oder kleine Kreise bilden, die sich wiegend bewegen, jedes Gliedlein nach seinem besonderen Takt. Erst als es dämmrig wird, schließen sich die Erwachsenen an: blank gewaschene Jünglinge, Geschniegeltheit, die in jedem städtischen Warenhaus billig zu haben ist, daneben derbe Mädchen, ihr bäuerlicher Putz, aus groben Stoffen zusammengestellt, macht immerhin damenhaften Anspruch. Jedermann zeigt sich heiter erwartungsvoll, nirgends Ausbrüche von Lustigkeit. Kein kraftprotziger Lärm, keine mitgesummte Melodie, nicht einmal ein richtiges Auflachen läßt sich vernehmen.

Unter den Zuschauern fällt ein ländliches Paar auf.

Der Mann ist gesund, aber zart und sehr jung, ein blondkrauser Bartrand faßt das Gesicht ein, seine lichten Augen lächeln fremd in das Treiben hinaus, froh, daß er dabei ist und noch froher, daß er selber nicht mitzutun braucht. Seine Frau sieht aus wie eine Madonna von Mantegna, ein wenig ungeschlacht und dumpf, und doch ein tief aus dem Inneren dringender Glanz über dem jungfräulichen Magdgesicht. Das Kind, das zwischen beiden steht, ist himmlisch schön mit seinen erdbraunen Haaren und den goldenen Augen in dem fremdartigen Schmal des Antlitzes.

Im Hintergrunde, aus einer offenen Haustür, reckt sich ein bärtiger Kopf, streng und mild. Man ist betroffen von dem christushaften Seitenbild, noch mehr aber, als man entdeckt, daß es einer Frau gehört, die mit immer gleichem Geistesblick über die Schultern der vor ihr Stehenden wegschaut und dann in das Dunkel ihres Hauses zurückgleitet. Ganz für sich allein, ohne körperlichen Zusammenhang, steht für einen Augenblick der unirdische Kopf, bevor er im Dunkel verschwebt. Fast das Wunderlichste bleibt, daß niemand außer uns die Erscheinung bemerkt hat.

Als die winzigen Papierlaternen angezündet sind, wächst die Unbefangenheit am Tanz. Die Feuchtigkeit, die lautlos vom abendgrauen Himmel rinnt, stört niemanden. Wenn ein Wagen durch will, treten die Paare für einen Augenblick beiseit, bald hört man wieder das emsige Scharren und Schnalzen der Füße in der grauen Lehmsalbe, die über der harten Straße steht.

Zum Abendbrot finden wir an unserem Tisch die Leute vom Mittag beisammen. Wieder reiht sich ein

Fleischgericht an das andere, von dem Wein, der zu jedermanns Belieben steht, wird nur mäßig getrunken, dazwischen manchmal, als etwas Besonderes, ein Glas Bier verlangt. Die Männer machen ihre Späße miteinander, wobei sie sich gegenseitig die Hände auf die Schultern legen oder den Nebenmann freundschaftlich am Ohre zupfen. Die Frauen werden im allgemeinen wenig beachtet, aber sie scheinen nichts anderes zu erwarten, ihre Augen blicken weder gelangweilt noch unzufrieden. Unser Nachbar, der Mann mit den Sturzbächen im Gesicht, beantwortet höflich jede Frage. Alte Tänze? Nein, die gibt es nicht mehr, was heute die Jugend liebt, muß alles aus der Stadt kommen. Aber die alten Tänze waren doch schöner? Bei dieser Bemerkung leuchtet sein Gesicht auf und er stößt seine Frau an: hörst du, die sagen auch, daß die alten Tänze schöner sind.

Wirt und Wirtin, von der kleinen Salome unterstützt, leisten alle Arbeit allein. Manchmal tönt aus der Küche eine Meinungsverschiedenheit, stets ist die Frau es, die recht behält. Ihr Mann muß sich von den Gästen manches Neckwort gefallen lassen. Heute morgen hat er die Mütze des Télégraph aufgehabt, jetzt prahlt von seinem Haupt La Depêche — er ist ein Ungetreuer, auf den sich niemand verlassen kann! Er beantwortet jede harmlose Stichelei mit dem verlorenen Viertel eines Lächelns, für das er eigentlich nicht die geringste Zeit hat. Seine Ellbogen rasen umher und sein Gesicht gewinnt bald wieder den halb bekümmerten, halb selbstbewußten Ausdruck des Mannes, der mit seinen Leistungen bis an den Rand seiner Kraft geht:

15*

wenns euch nicht schmeckt, müßt ihrs hinnehmen, meine Schuld ists nicht.

Um das Feuer herum warten die niedrigen Stühle. Manchmal kommt jemand von draußen herein, hockt einen Augenblick, wärmt sich oder schläft ein paar Minuten, rittlings sitzend den Kopf auf die Lehne gelegt. Sobald der Stuhl wieder frei ist, springt die Katze hinauf oder ein schwarz und weiß gefleckter Hund, sanft und damenhaft, jeden Augenblick bereit, seinen angemaßten Platz aufzugeben. Der Blöde von gestern, mit Stock und Schirm und hoher schwarzer Mütze, ist auch wieder da. Er scheint ein halb geschäftsfrohes Bewußtsein seines Unwertes zu haben, dem er manches Neckwort, aber auch manch milde Gabe dankt. Beides steckt er mit dem gleichen Grinsen ein.

Ein fahlroter Schnauzbart in unserer Nähe schlägt auf den Tisch und fängt zu singen an: eine Stimme nach der anderen fällt ein, gleich weit entfernt von naturwüchsigem Gebrüll wie von der geschraubten Sanftmut eines Gesangvereins. Dem ersten Loblied auf die Schönheit der Berge folgt ein weiteres: schlichtes Wort und kräftige, vom Gefühl bewegte Melodie, recht im Gegensatz zu der Musik draußen, die gleichmütig die neuesten Schlager herunterhackt.

Das Gewühl auf der Straße wird immer dichter, quillt in die Schenke über. Wunderlich dieses flutende Hin und Her der Menschen mit ihrem gedämpften Wesen und den stark lebendigen Gesichtern, die schwinden und plötzlich an einer anderen Stelle wieder da sind, unwirklich gemacht von dem weichem bewegten Licht der Flammenstöße, das, den Glanz der sparsamen Kerzen über-

trotzend, große braune Schattenköpfe und massige Schultern an die Wände wirft. Und alles so eigentümlich gedämpft, manchmal meint man in diesem lautlosen Durcheinander das von der Wirklichkeit abgezogene Bild eines der jüngsten Maler zu sehen, der aus Tönen, Bewegungen und Einfällen ein farbendunkles und nachdenkliches Ganzes bald zu bilden sucht, bald ohne sein Zutun sich eckig kristallisieren läßt.

Bis in die späte Nacht hinein bleiben die Festleute beisammen. Man denke sich: über einer gefüllten Wirtsstube zu schlafen, nur durch eine Holzdecke getrennt, während unter dem Fenster dreißig, vierzig Paare im Tanze sich drehen — und was man hört, ist einzig ein behagliches Summen und das Scharren der Füße zum bescheidenen Quieken der Musik. Jedermann gibt sich ganz wie er ist, braucht sich in keiner Richtung zu steigern, um sich wohl in seiner Haut zu fühlen. Das Geblüt, lebendig genug, aber ein wenig nüchtern und vielleicht unkünstlerisch, drängt nach keiner Richtung zu gewaltsamer Äußerung. Es ist unmöglich, sich ein gemäßigteres und sittsameres Betragen bei einer Festlichkeit vorzustellen.

Froh in alle Ferne

Am nächsten Morgen, als wir aufbrechen wollen, finden wir das ganze Haus noch schlafend. Halb verstört kommt der Wirt angeschlurrt und sorgt mit übernächtigem Gesicht für Feuer und Getränk.

Burrico wird aus seinem Stalle herübergeholt. Nach Melles haben wir noch zwei Pässe zu überschreiten — welcher Art sie sind, weiß so recht niemand. Ein paar Burschen stehen um uns herum, jeder gibt achselzuckend die Frage an den Nachbarn weiter.

Draußen vor dem Dorfe haben wir mehr Glück. Zwei Landleute überholen uns. Sie haben uns gestern bei dem Fest gesehen und begrüßen uns wie alte Bekannte. Immer dem Bache nach, oben werden wir Hirten treffen, der Weg ist in keinem Fall zu verfehlen. Übrigens, ein tapferes Tier, unser kleiner Esel! Das Herz fliegt dem Fremden zu, endlich jemand, der ein freiwilliges Wort der Liebe für Burrico hat. Der Bauer befühlt ihm die Knochen, prüft seine Kehle. Etwas ist nicht in Ordnung, lautet schließlich das Urteil. Der Hals ist geschwollen, wir müssen ihm warmes Wasser zu saufen geben, nachts ein wollenes Tuch umwickeln. Wie werden wir ihn füttern unterwegs? Ein Hinweis auf die gebauschten Säcke beruhigt den Wackeren.

Der Weg führt über den Bach, vorbei an fetten

Wiesen, steigt auf durch ein reinliches Dorf. Der Himmel ist blau, das Tageslicht hebt sich, bald liegen frei besonnt die Täler unter uns.

In seinem Oberlauf ist der Bach ausgetrocknet. Das waldige Tal verschmälert sich. Auf versteckten Weideplätzen hallt der Ruf eines Hirten, dem ein anderer von obenher antwortet. Gehörnte Schafe klettern auf und ab, mager und hart in ihrer Nacktgeschorenheit, nur um den Hals, an dem grausam große Glocken hängen, sind unförmige Wollkragen stehengeblieben.

Weiter oben stoßen wir auf einen Zug von Eseln. Sie sind so breit beladen, daß es Mühe macht, vorbeizukommen, um so mehr, als Burrico bei derlei lebendigen Hindernissen betrüblich von der Sachlichkeit verliert, mit der er sonst jede überraschende Aufgabe zu lösen weiß.

Der Buchenbuschwald, schon vom Rotherbst angerührt, steigt noch eine Weile bergwärts. Dicht und dichter bedeckt sich der Boden mit kleinen tropfenförmigen Gebilden, rötlichgrün gesprenkelt. Bald findet man heraus, daß es Galläpfel sind, die wie Geschwüre aufrecht auf allen Blättern stehen. In größerer Höhe schwindet das Laubholz, mit flechtengrauen Stämmen und kaum sichtbarem Wipfelgrün tritt der Nadelwald an seine Stelle.

Gerade bis in diese letzte Einsamkeit hat der Weg sicher und harmlos geführt, um uns nun, nach seiner bekannten List, an der entscheidenden Stelle im Stich zu lassen. Ohne daß man einsieht wieso, ist plötzlich keine Spur eines Pfades mehr da. Wir halten steil aufwärts. Durch das dürre Quergeäst lichtet sichs, wir

hoffen auf offenes Land, um einen Überblick und die Richtung des Passes zu gewinnen.

Aber was wir für den Sattel des Berges hielten, ist nur eine hügelige Lichtung, blutschimmernd von Preißelbeerkraut mit reichlich eingesprenkelten Moosmulden, deren tückisches Gelb oder feuchtüppiges Grün Sumpflöcher verrät. Durch das feine verschlungene Kraut kreuzen wir aufwärts zur letzten Bodenwelle. Hier findet sich karger Grasboden, der in einer zwischen zwei Kuppen eingeschobenen Senkung verläuft.

Den Col vermutend, streben wir vorwärts. Aber was wir entdecken, ist nicht der Übergang, sondern ein steil niederfallender Hang, der sich bald über den Rand eines Abgrundes jäh in die Tiefe stürzt, unzugänglich für Mensch und Tier. Darüber hinaus lodert in den fernsten Tiefen des Himmelsrandes firnweißes Gezack, alles andere bleibt in Niedrigkeit, selbst der Himmel senkt sich, scheint zu knien vor einem Wesen, das ihm zu trotzen bereit ist.

Langsam spannt sich der Blick zurück, erfaßt auch die nähere Welt. Jenseits des Absturzes steigt der Tannenberg, locker bestanden und bis auf den Grund durchleuchtet vom Sonnenfeuer, jeder Baum, nadelfein in der großen Entfernung, einzeln noch sichtbar. Über diesen ersten Kamm reckt sich ein scharfer kahler Bergzug. Seine Purpurknochen sind von jedem warmen Leben verlassen, die leichte Glut des Lichtes droht wie Lächeln auf einem grausamen Gesicht.

Wir müssen umkehren, die hohe, gewaltig aufgeschlossene Welt hinter einer Handvoll Erde versinken sehen. Bald wird es klar: beim letzten Teil des Aufstieges durch den

Wald hätten wir steif rechts halten sollen, statt dessen haben wir uns gerade entgegengesetzt bewegt. Tröstlich bleibt, daß wir statt wieder hinabzumüssen, am Rande der roten Krautlichtung um die Mulden und Rinnsale herum die Senkung drüben erreichen können. Sobald man weiß, wo auf der Karte man selber steht, stimmt jede Wirklichkeit mit dem eben noch als völlig unzuverlässig gescholtenen Papier überein, sogar die Ecken und Streifen des scharf begrenzten Waldwuchses am nördlichen Bergeshintergrund finden sich treulich eingedruckt.

Mit dieser neuen Sicherheit mag man sich ruhig einer mittäglichen Rast überlassen. Der nächste Weg ist nicht zu verfehlen, und der übernächste, was kümmert uns der! Soviel ist gewiß, daß er zu irgendeiner Zeit an irgendeinen Schlafplatz führen wird. Das Bewußtsein dieser Freiheit, die, streng an das Vorhandene gebunden, nichts zu erwarten, nur mit beiden Händen zu nehmen hat, ist köstlich wie die Sonne, die durch den kühlen Bergwind brennt, und wie der rote Wein von St. Lary, der lange schon lieblich im schaukelnden Mops gegluckert hat.

Burrico hält sich an die hundertfältigen Disteln. In diesem Überfluß wird er wählerisch und nimmt, von einer Staude zur anderen gierend, nur die kaum geöffneten Köpfe, später kehrt er wieder und gräbt die vollen Blüten, zuletzt auch die Samenschöpfe heraus. Als strenges Einzelwesen liebt er es garnicht, daß man sich einmischt, um ihn an einen noch fetteren Platz zu führen. Maulend steht er eine Weile, bevor er mit dem Kopfe schlagend seinen Weg zurücksucht zu dem selbst gefundenen Beutegrund.

Hell und ohne Grenzen liegt der Nachmittag. Einmal muß man sich entschließen, in ihn hineinzusteuern, so werden gemächlich die verstreuten Leiber und Seelen zusammengelesen. Handschmale Schafwege im Kraut, der Fuß fühlt sie, das Auge sieht den Boden nicht, nur die zarte Furche der gegeneinander geneigten Stengel. Im Halbkreis winden wir uns hinüber zum Col Piejeau. Ein helles, leeres Haus steht da, nicht weit davon starrt, noch im Tode aufrecht, das silberne Gerippe einer Riesentanne, jeder Ast erhalten, statt der Nadeln haften Flechten, bleich und bärtig, an dem gestorbenen Holz.

Schafe weiden, nicht weit davon kauert ein alter Hirte, man würde das Häufchen nicht für einen Menschen erkennen, wenn der bellende Hund ihn nicht verriete. Nach der schlecht verstandenen Auskunft scheint es, daß wir noch nicht hinabdürfen in das lockend von Waldbergen umrundete Tal. Doch die Viehspur am Kamm des Berges verliert sich bald im öden Geröll.

Also zurück zum Col. Der alte Schäfer liegt eingeschlafen auf dem besonnten Gras. Sein fetter, weißlicher Hund tobt mit zackigen Sprüngen um ihn herum. Der Greis zeigt sich beim Erwachen durchaus nicht unwillig über die Störung, eher bekümmert, daß wir falsch gelaufen sind. Er bedeutet mit Mund und Hand den Weg, traut aber nicht, ob wir verstanden haben und steckt zum sinnfälligen Zeichen der Richtung ein Holz in die Erde.

So geraten wir endlich auf den rechten Abstieg, der nicht immer kenntlich durch den Wald hinunterzackt. Zwischen jungen Laubstämmen recken sich uralte Tannen,

tot und rindenlos, manchmal liegt eine gestürzt, die Riesenspindel verschanzt mit zackigen Aststümpfen den Weg. Gepeitscht vom federnden Gezweig findet Burrico den Durchschlupf nebenan im Buschwerk.

Nach einer halben Stunde kommen wir auf den freien Grashang hinaus. Wir müssen ganz ins Tal hinab, um dann wieder steigend den Paß nach Melles zu finden. Es scheint verlockend, sich in halber Höhe, die Tiefe sparend, um den Berg herumzuwinden. Wahrscheinlich jedoch würde ein plötzlicher Absturz den Weg verschließen, wir haben mit solchen Abkürzungen noch selten Gutes erlistet. Zum Überfluß winken zwei Hirtenknaben, die neben einer Quelle am silbersträhnigen Wassertroge hocken, heftig ab — Melles! und zeigen ins Tal.

Vor der Rinne eines grasigen Hohlweges öffnet sich das Dorf. Frauen mit großgeschnittenen, fast alttestamentarischen Gesichtern besorgen bei offenen Türen ihr Hauswesen. Um die Gehöfte flattert weiße Wäsche, die Mauern sind hell verputzt und tragen steile Dächer. Der Schiefer, mit dem sie gedeckt sind, leuchtet apfelgrün im Schatten, in der Sonne perlmutterblau. Die gerundeten Berge, hügeliges Wiesental bläulich umduftend, sind bis zum Kamm bewaldet. Übrigens fehlen die Berieselungsgräben, auch an den Abhängen ist der gewohnte Überfluß stürzenden Wassers nicht vorhanden. Wahrscheinlich hat das Leben der Bäume für Verbrauch und gleichmäßigere Verteilung gesorgt.

Von der Talsohle steigen wir in südlicher Richtung am Bache hinauf. Auf dem schmalen Landweg ächzen graue Ochsenwagen, beladen mit kleinen, schwergefüllten

Säcken, die weiter aufwärts ein Zementwerk vermuten lassen. In einer kleinen Felsenausbucht machen wir Halt, um die Fuhrwerke vorbeizulassen. Aber die Treiber rufen und winken uns zu, sie haben schon ihrerseits Platz gemacht.

Ausführliche Unterhandlung wegen des Weges folgt. Der Paß selber soll leichter zu finden sein als der Zugang, der jenseits des Baches durch den Wald aufsteigt. Rechts und links wechselt beängstigend in den dringlichen Ratschlägen. Nur das eine begreifen wir, daß wir über eine Brücke müssen. Aber es ist jedesmal auch eine Brücke da, über die wir nicht müssen.

Wahrscheinlich haben wir die letzte erwischt. Das steile Land drüben ist von flachen Rinnsalen zerweicht, es scheint unmöglich, irgendwie aufwärts zu kommen. Mit mehr als zwei hellen Stunden können wir nicht rechnen, die nicht in toten Versuchen verloren sein dürfen. Es wird nach allen Seiten gekundschaftet, während Burrico, von den metallischen Augen des Sumpfes umdroht, seelenruhig wartend das samtige Kraut der hohen, in der Sonne duftenden Minzen durchschnüffelt.

Nirgends ein ernsthafter Weg. Es bleibt nichts, als den Aufstieg nach eigenem Plan zu wagen. Um abzukürzen, ist man immer wieder versucht, zu steil zu gehen. Burrico aber läßt sich nicht irremachen, sondern wählt zwischen den Tannenstämmen die Steigung, die er gerade noch leisten kann. Mit der Dämmerung erreichen wir ein kleines Gehöft, ein bäuerliches Paar ist eben beschäftigt, das Vieh aus dem Wald in die Ställe zu locken. Langsam klimmen die glänzenden Kühe zwischen den grünen Steinen herunter, sie sind

keine Tiere mehr, sondern Freunde der Menschen, verstehen Wort und Blick, ihr Gesicht wird bekümmert, wenn ein Scheltwort fällt.

Die Bauersleute geben Bescheid. Mann und Frau, beide sind schöne, ansehnliche Gestalten. Gewiß haben sie ein hartes Arbeitsleben, aber der Ausdruck ihrer Mienen ist frei und zufrieden — ruhige Kraft am rechten Platz. Nach Melles wollen wir noch? Sie schütteln die Köpfe. Der Weg ist gut, aber im Dunkel nicht zu finden. Das Paar wechselt einen mildherzigen Blick. Ein Wort, und sicherlich würden sie uns bis zum Morgen aufnehmen.

Aber nach den beiden Nächten zwischen den Dächern von St. Lary sehnt man sich hinaus in die wandlose Stille von Wald und Himmel — der Abend ist warm, über uns weit in der Runde ein großes freundliches Blau. So lenken wir weiter. Burrico, der für einen guten Stallduft den ganzen zweifelhaften Zauber unserer Waldnächte von Herzen preisgibt, tut anfangs, als verstehe er nicht. Man muß sehr deutlich werden, bevor er sich entschließt, an einem Stechpalmenzweig seine Enttäuschung niederzukauen.

Eine Viertelstunde später finden wir im unregelmäßigen Wald, den nur der Sturm, niemals eines Menschen Hand gelichtet hat, einen abgeflachten Platz, der zum Lager geeignet scheint. Der steile Buschhang eines seitlichen Bergrückens wacht im Hintergrund. Der Boden ist moosig, ein bißchen Urwaldsumpf zwar, wie sich bald herausstellt. Am morastigen Bach heben sich schwarz verkrüppelt die Spukgestalten alter Erlen,

manche sind gestürzt, wie die Knochen fabelhafter Tiere modern Stämme und Astwerk im Moor.

Der letzte Tagesschein graut über der Suche nach einem Lager für Burrico. Behutsam tastet er zwischen den blinkenden Stellen durch bis zum Blätterdach der schwarzen Erle, das ihn wie ein Zelt überspannt. Der Grund wird von Astsplittern und Steinen gesäubert, damit der Kamerad sich ehrlich ausruhen kann. Dann, treu dem Rate des Tierfreundes von heut früh, gehts ans warme Einpacken. Als Decke dient der Heusack, dessen Inhalt zum Schutz vor möglichem Regen unter die Schlafsäcke gestopft wird. Mit dem Halsumschlag hat es seine Schwierigkeit, schließlich hilft eine Wickelgamasche aus der Not. Dann wird im heiligen Teetopf Wasser gewärmt und angeboten. Aber Burrico schnüffelt und mault, weil er an Hafer geglaubt hat, bis er als sein gutes Recht auch den bekommt. Statt des umgeschnallten Sackes gibt es neuerdings eine kleine krippenartige Kiste, sehr zum Wohlgefallen Burricos, der nun mit Klopfen und Knacken den Hoffnungsgrad seines Magens dringlicher andeuten kann.

Überall spießt das faulende Holz aus dem Boden. Aus Steinen wird ein kleiner Herd gebaut. Eigentlich sind wir nach dem milden Tag weder hungrig noch wärmebedürftig, aber dieser Überfluß an Brennstoff lockt, etwas Freundliches damit anzufangen. Außerdem sollen endlich noch die Kartoffeln ihren Sinn erfüllen. Sie sind als Notvorrat mitgeschleppt durch alle Einöden, wo wir freilich, um sie zu kochen, aus Steinen hätten ein Feuer zünden müssen.

Es stellt sich heraus, daß alles Holz von Feuchtigkeit

vollgesogen ist. Man kann es ausdrücken wie einen Schwamm. Das bißchen dürre Astwerk an den lebendigen Tannen ist sparsam, außerdem wird es zu rasch dunkel, als daß man viel davon zusammenstehlen könnte. Immerhin wird der Versuch gemacht, sogar eine Handvoll Heu geopfert, gänzlich umsonst, trotz geblähter Backen und Augen voller Qualm.

Es ist kaum mehr als acht Uhr, als wir gegessen und die Schlafsäcke gerichtet haben. Die Laterne, die an einem Aststumpf hängt, wird gelöscht. Für kurze Zeit bleibt es mitternächtlich dunkel. Erst als die Augen sich gewöhnt haben, fängt der Himmel hinter dem dunklen Gezweig zu schimmern an. Etwas später wachen die Sterne auf. Sieht man den ersten, sieht man gleich viele. Bald blüht es hundertfältig silbern durch das schwarze Blattgitter. Kein Laut zwischen Himmel und Erde, das heimliche Rieseln im Sumpf ist nichts als die Stimme der seligen Stille. Da plötzlich Fauchen und Geseufz, es quarrt und lallt, dämonisches Gurren bewegt die Luft, bald hier, bald dort, jetzt von allen Seiten, dann fern verschluchzend — Waldeulen sind es, die ihre Schlupfwinkel verlassen, um auf Raub auszufliegen, in die Berge hinauf oder zu den Wohnstätten der Menschen.

Bald verklingt der Spuk in der Ferne. Wunderlich hell wird der Himmel, zaghaft das Licht der Sterne. Schwarz und scharf ragen die Baumstämme, alle Blätter und Zweige in das flutende Mondensilber hinausgereckt, regungslos, daß der Glanz nicht zerbricht.

Gegen Morgen herrscht der späte Mond fast im Scheitelpunkt. Langsam holt er sein Licht von der Erde zurück,

aber als er es vollends an sich ziehen will, entweicht es und flüchtet verbleichend tiefer in den grünlichen Himmel hinein. Ein gelber Schein wächst über den Wäldern empor, zwischen den lichten Kronen der Bäume wird eine Berglinie sichtbar und auf der sanften Erde wacht der Freudenblick der Farben auf.

Über meiner Mütze nur die Sterne

Der Morgen ist da, zum erstenmal — o Wunder — von Burrico mit wieherndem Schrei begrüßt. Er pumpt sich in quietschenden Zügen voll Luft, um sie schauerlich orgelnd wieder frei zu geben. Man hat niemals recht gewußt, ob seine Stimme nicht gewollt oder nicht gekonnt hat. Heute wird es klar, das Wunder hat die Halsgamasche geleistet, mit der wir freilich im ersten Augenblick des Schreckens am liebsten die verräterische Kehle abgeschnürt hätten.

Eilig sind wir unterwegs und finden einen Pfad aufwärts durch den morgenhellen Wald. Vier gewaltige Ochsen schaukeln gemächlich heran, ein Stück Schaffell unter dem Stirnjoch, den Futtersack aufrecht zwischen die Hörner gebunden. Von weitem sieht es aus, als schleppe jeder einen aufgespießten Feind mit sich. Der Treiber grüßt mit freundlichem Zuruf, es ist der Wagenführer von gestern abend. Er ist betrübt, daß wir im Dämmern den Weg verfehlt haben, wundert sich, wo wir nachts geblieben sind und nimmt noch einmal Gelegenheit, den Zugang zum Paß ausführlich zu verkünden.

Der Wald öffnet sich — zwischen laubigen Hängen steigt der schmale Wiesengrund. Nach einer Stunde etwa ist der Col erreicht.

In der Morgensonne strahlt tief unten das neue Tal, jenseits staffeln sich luftzart die Ketten der Zentralpyrenäen, ganz im Hintergrund, unberührbar über alles hinauswachsend, die Gipfelzüge ewigen Schnees. Strahlenförmige Rinnen furchen sich dunkel um die höchsten Spitzen herum, darunter schwellen, den Absturz mildernd, die gerundeten Kissen der Gletscher. Blauzackige Schatten fallen auf das eisklar besonnte Weiß.

Morgenrast auf der milden Paßhöhe. Burrico wird in ein blühendes Distelparadies geschickt. Kaum hat er angefangen, in dem Überfluß sich zurechtzufinden, als ein Stammesgenosse, jung und fett, mit eifersüchtigen Sprüngen heranjagt. Hufschläge und zorniges Geschrei. Burrico bleibt dem Gegner nichts schuldig, schließlich aber tut es not, daß man seinen tapferen alten Knochen zu Hilfe kommt. Der fremde Nichtsnutz hält sich noch eine Weile außer Steinweite, höhnisch im Rückzug die besten Blütenköpfe ausschleckend.

Der Weg wendet sich nicht unmittelbar in das steile Tal, sondern fällt langsam, alle Windungen mitmachend, an den Flanken der Berge entlang. Der Abstieg nach Melles dauert fast zwei Stunden. Sackgassen führen zu kleinen Bauernhäusern, meist mit Stroh gedeckt, nur an den Giebelenden gibt es wunderliche Treppen, mit ihrem dunklem Schiefer zum First aufsteigend. Oberhalb Melles hat sich der steinerne Pfad in einen Karrenweg verwandelt, der schroffer abfällt mit jedem Schritt. Burrico kommt aus dem Rutschen und Stolpern erst heraus, als wir uns, rückwärtsgestemmt, bremsend an seine Seiten hängen. Sofort erfaßt er die Absicht und weiß den Gegendruck klug zu nutzen.

In Melles, einem ansehnlichen Dorf, müssen Lebensmittel gekauft werden. Burrico läßt sichs in einem gastlichen Stall gut sein, während wir einen Weinwassertrunk nehmen in dem schattenkühlen Vorbau einer Schenke. Die Wirtin fragt nach dem Wohin. Als sie hört, daß wir in das Tal von Aran hinabwollen und dann über den Port du Portillon hinunter nach Luchon, macht sie ein bedenkliches Gesicht und ruft ihren Mann. Der erklärt, daß wir unseren Esel nicht ohne weiteres nach Spanien hineinbringen dürfen. Wir müssen auf die Douane gehen und einen Schein holen.

Das Zollamt ist wegen Mittagspause geschlossen, da heißt es wohl oder übel zwei Stunden Wartezeit drangeben. In einem Winkel des Hofes, im Halbschatten hoher Bäume am fließenden Wasser, wird die unfreiwillige Rast verbracht. Später fertigt dann der Beamte einen Geleitbrief für Burrico aus. Da wir nicht in Spanien bleiben, sondern anderntags wieder in Frankreich sein wollen, ist die Sache mit wenigen Franken abgemacht.

Südwärts bis Bosost haben wir die große Straße an der Garonne entlang, ihren grünen, kühlen, schnellfließenden Wassern entgegen. Die Luft ist sehr heiß, voll von welkendem Süßgeruch. Auf den Flußwiesen tragen die Landleute in großen Planen das angetrocknete Gras zusammen. Bald aber verengt sich das Tal, Steine verdrängten die Siedlungen der Menschen. Oben an den kahlen, sonnenfarbigen Wänden gähnen die dunklen Münder der Bergwerke. Donner von Sprengschüssen rollt, Fuhrwerke mit Kisten voll Erz knarren schwer die Straße entlang. In umgekehrter Fahrt

16*

kommen die leeren Wagen zurück, zu mehreren hintereinander gekoppelt, der vorderste mit riesenhaften Pferden bespannt. Schlafend liegt auf seinem Mantel der Treiber, durch die Wölbung eines aufgepflanzten grünen Schirms gegen die Mittagshitze geschützt. Die Tiere weichen ohne Zuruf beiseite, als ihnen ein hustendes Auto entgegenkommt.

Als wir die Grenze überschritten haben, brechen hinterrücks ein paar brummige Zollkerle aus einem Haus. Sie sind ratlos und wenig wohlwollend und wissen durchaus nicht, was sie mit Burrico machen sollen. Eine Frau mischt sich ein und scheint den Argwohn zu zerstreuen. Schließlich sind wir mit einem gnädigen Wink abgeschoben, allerdings nur bis zur nächsten Zollstation. Dort gibt es Fragen und erneuten Aufenthalt, bis es klar ist, daß wirklich für diesen Burrico der Paß ausgestellt ist. Lächeln und zudringliche Blicke, die zwar weniger ihn als uns kränken, mustern sein Alter. Burricos Ehre ist von der eigenen nicht mehr zu trennen.

Einförmige Strecken auf der großen, staubigen Straße, dann wieder ein bescheidenes Dorf mit sauberen Kindern, um ihre Mütter spielend, die schön gescheitelt mit Handarbeiten in den offenen Türen sitzen. Ein finsterer Priester, schwarz und hager, schreitet vorbei, Schulknaben folgen ihm, ganz ohne Teilnahme an dem geistlichen Dienst. Hart am Fluß hebt sich ein Hain von abgestorbenen Bäumen, an den kahlen Ästen hängen dicht und dunkel statt des Laubes die Kugeln der Misteln. Aus der Ferne könnte man sie für Krähennester halten.

Burrico hat sich zu seinem besten Landstraßentrott ermuntern lassen, immerhin wird es Abend, bevor wir in Bosost einziehen. Kleine, helle, ländliche Gasthäuser mit Sommerlauben und großgemalten Namen deuten auf Verkehr von auswärts. Es gibt eine doppelte Platanenallee, Maisfelder und jenseits der grünen Garonne, durch eine starke Mauer gegen den Fluß geschützt, den Zusammenschluß von kleinen dichtbebauten Gärten — ein seltener Anblick.

Die große Straße führt weiter das Tal hinauf bis zum Port de Venasque, dem vielbesuchten Zugang zur Gruppe der Monts Maudits, deren Gletscherfelder wir am Morgen strahlen sahen. Wie verlockend scheint es, tiefer in Spanien einzudringen, das wahre Gesicht einer Kultur zu sehen, die in den Grenzgebieten abgestumpft wird durch französischen Einfluß! Doch die Kürze der Zeit, wir haben nur wenig Tage noch, zwingt zur Umkehr.

Jenseits des Dorfes geht es scharf westlich zum Col hinauf. Allerdings rechnen wir nicht mehr damit, heute noch die Höhe zu erreichen. Der Weg läßt sich gut an, bleibt sogar für Karren befahrbar, aber es wird unmöglich sein, in der Dunkelheit die Abzweigungen zu vermeiden, die schon im Anfang verwirren und Zeit kosten.

Zwischen Gebüsch und steilen Waldbergen steigen wir aufwärts, an die Seite gedrängt von herabkommenden Herden, in deren Mitte die dunklen bedächtigen Stiere schreiten. In einiger Entfernung folgt der Hirt, auf den Schultern eine breite Last von Besenginster zu Tale schleppend. Seine wachsame Stimme hält und richtet die gehorsamen Tiere.

Allmählich wird es stiller auf dem Wege. Schattenwände dämmern abendgrau, rückwärts schweigen tiefpurpurn die faltig zusammengerückten Gebirge, von einem einsam gewaltig im Vordergrund aufgeschobenen Dreieck schwindet langsam das letzte rote Abendlicht in den Himmel hinein. Alle Farben ringsum dunkeln und sterben ihm nach, nur auf dieser einen letzten Kuppe blüht rätselhaft ein zauberlichtes Grün, das noch lange geheimnisvoll in die Dämmerung gehoben bleibt.

Von unten gesehen hatte der waldige Abhang gute Lagerplätze versprochen. Aber umsonst werden die Wegränder abgesucht, immer das gleiche Ergebnis: an der Bergseite sumpfiges Gebüsch, talwärts kleine Wiesen, offen und steil, allen Blicken und Winden ausgesetzt. Bald wird es dunkel, schon fehlt jede Übersicht. Wir müssen uns, wie so oft, auf das gute Glück des Augenblickes verlassen.

Es ist fast Nacht, als das Auge eine flache Stufe, seitwärts am Rande des Abhanges sich ausbuchtend, weniger sieht als errät. Man tastet durch Gras und Farren und es zeigt sich ein wagerechter Vorsprung, groß genug, die Schlafsäcke aufzunehmen. Gegen den Abgrund schützt eine Felsrippe. Etwas höher, immerhin tiefer gelegen als der Weg, findet sich ein Platz für Burrico. Zwar könnte er von oben bemerkt werden, doch in der Nacht wird so leicht niemand vorbeikommen, und wir haben längst verlernt, für den kommenden Morgen zu sorgen.

Bald ist alles am rechten Fleck. Mit einem süßen Dank gegen Himmel und Erde liege ich ausgestreckt in meinem Sack und träume in die warme Nacht hinaus.

Im Tal, in den Falten des gegenüberliegenden Gebirges, verlöschen die letzten Lichter unsichtbarer Dörfer. Von den Minen her dröhnen einzelne Sprengschüsse, reißen ein Loch in die Stille, die ein wenig unruhig bleibt. Burrico knackt und schnüffelt. Ein paarmal scheint es, als ob ein Tier herankommt. Gerade als ich mich entschlossen habe nachzusehen, tritt Schweigen ein.

Jede Erdennähe versinkt. Der Blick spannt hinauf zu den ewigen Sternen, sucht seine Freunde unter ihnen. Zuerst ist immer der alte Wagen da, eine Heimat in der fremden Unendlichkeit. Er steht ein bißchen tief an diesem südlichen Himmel, nein, am Himmel nicht! deutlich fährt er drüben auf dem abgeflachten Bergesriß bergwärts. Er erreicht die Höhe nicht, langsam versinken mit der vorrückenden Zeit seine Räder im Buschrand. Aber, dank einer geheimnisvollen Drehung, plötzlich Rückwärtsbewegung, steil in den Himmel hinauf. Bald hat sich der letzte ertrinkende Deichselstern, gelöst von der drohenden Erdenwelt, in die Unsterblichkeit zurückgerettet.

Ganz still liegt das Herz und freut sich. Alte Kinderfragen wachen auf. Wie ist das eigentlich mit diesen Sternen. Sind es winzige Löcher, geprickelt in den dumpfen, undurchsichtigen Erdenhimmel, durch die etwas vom Glanz des über und über goldenen Himmelhimmels für die Menschlein herausblinkt? Oder sind es wirkliche Zackensilbersterne, die der liebe Gott da oben aufgehängt hat — manche an ganz langen Bändern, daß sie tief und groß herunterbaumeln — o weh, ein Band abgerissen, etwas Goldsilbernes schießt vorbei — manche an kurzen und noch kürzeren, so daß sie fern und immer ferner

in der Himmelstiefe bleiben müssen. Und dann dort, wo man den letzten Stern nur gerade noch raten kann, tun sich neue Himmelstiefen auf mit neuen unsichtbaren Goldnebelsternen — einzig an diesen Bändern, die kurz und immer noch kürzer zu knoten sind, kann mans ermunkeln, wie unerschöpflich dem lieben Gott sein Weltallwunder eigentlich ist.

Die Königin der Pyrenäen

Ein paar Stunden später, als die Augen vom Halbschlaf sich lösen, steht groß und flüsternd die schwarze Gestalt eines Besenginsters am Fuß des Schlafsackes. Der hohe Septembermond füllt mit rötlichem Duft den Himmelsgrund. Ohne eigentlichen Wechsel zwischen heut und gestern gleitet Abend in Morgen hinein.

Grünliches Frühlicht lockt zum Aufstehen. Als Burrico das erste Rascheln hört, orgelt er los. Ein wirkliches echtes Schimpfwort lohnt seinen Gruß. Zu spät die Erkenntnis, daß sein Stummsein eine weitere seiner vielen guten Eigenschaften war! Dank des unseligen Naturheilverfahrens kann die genesene Kehle uns alles, was in Meilenrunde lebt, auf den Hals locken. Allerdings, nachträglich am vollen Morgen bedeutet es nicht viel mehr, daß unser Lager sich für jedermann erstaunlich sichtbar am offenen Hang befindet. Der helle Weg vom Abend läßt sich mit den Augen bis ins Tal hinein zurückverfolgen.

Auf den Pfaden werden die ersten Glocken der Weidetiere laut. Vor uns rumpelt ein Maultierkarren. Die kleinen Steinhäuser, die sich ringsum im Buschwerk verstecken, scheinen unbewohnt. Man sieht kaum Fenster oder Tür. Aber dann hört man doch einen Hund, ein

Quirlen oder Klappern, sieht den Rauch eines Schornsteines oder im Spalt ein lauschendes Gesicht.

Ein blauer Tag zieht herauf, leicht und sonnig, untertönig herb vom Sommer, der zu Ende geht. In dem Grün der Buchen brennt heimlich das erste Rot. Je höher wir steigen, desto reiner wagt es sich hervor. Blankschwarze Brombeeren nicken in lockeren Trauben über die Felswände. Sobald Burrico mit seinen nach rückwärts wachsamen Augen sieht, daß wir stehen bleiben und naschen, macht er es ebenso.

In einer Stunde der Col, wo es beim Verlassen des spanischen Bodens die üblichen Auseinandersetzungen wegen des Esels gibt. Wir sind schon gewöhnt an den muffigen und unfreundlichen Ton der Grenzwächter. Wer weiß, vielleicht wird diese Art nur angenommen, um Furcht und damit ein Trinkgeld herauszuschlagen. Wie anders die französischen Beamten! Sie denken nicht daran, sich von Anfang an als den feindlichen Grundgedanken des Lebens darzustellen, sondern versehen lächelnd und nachsichtig ihren Dienst, immer bereit, einen liebenswürdigen Rat anzubringen.

Auf dem Paß gibt es eine Herberge und eine Art von Garten mit unwahrscheinlich schönen Tannen. Freistehend, kristallen regelmäßig nach allen Seiten, schwarzzackig im weißen Morgenglanz, an den Spitzen goldbraun durchtropft von hängenden Zapfen. Niemals haben sie etwas anderes getan, als regungslos im Lichte dagestanden. Ringsherum das weidende Vieh, die weittragenden Stimmen der Hirten, beides stammt aus einer ganz anderen, veränderungssüchtigen Welt.

Auf dem Weiterweg gesellt sich ein Tischler zu uns.

Er trägt eine Axt auf der Schulter, die dunklen Augen in dem rauhen und guten Gesicht haben etwas von dem Glück, mit dem der heimkehrende Vater seinen spielenden Kindern entgegensieht. Leider können wir uns nur oberflächlich mit ihm verständigen. Seine Sprache ist ein gänzlich entlegenes Patois. Dennoch bleibt er freundlichstumm neben uns, bis sein Weg abzweigt. Seine Hand deutet bedauernd auf seinen Arbeitsplatz zwischen gefällten Stämmen.

Unsere Vermutung, von der Paßhöhe einen Blick über das Tal von Luchon und den südlichen Gebirgsstock vorzugenießen, erfüllt sich nicht. Ein einziges Mal zackt eine duftferne Schneelinie, schmal und silbern, über dem getürmten Vordergrund. Sonst niedriger Wald und Wiesenflecke bis tief hinab. Es ist eigentlich das erstemal, daß Pflanzen und Gestein beim Abstieg vollkommen die gleichen sind, wie beim Anstiege jenseits des Passes.

Das eigentliche Flußtal, in dem Luchon liegt, die „Königin der Pyrenäen", versteckt sich bis zuletzt. Als wir endlich sicher sind, es zu betreten, gibt es noch einmal ein jäh abfallendes Wegstück, das erst später in die große sanfte Straße einmündet. Die zusammenhängenden Massen der Waldberge hinter und über uns brennen in den Goldtönen des Herbstes. Hier unten ist noch voller Sommer. Unerträglich lodert die Sonne auf dem Weg, ein weißes Feuer, durch das man erbarmungslos hindurch muß. Die Luft ist überfüllt von Düften, schwül und weh, man staunt, die fremden Blüten zu entdecken. Aber es ist der Geruch des Grases, das in welkenden Schwaden auf den Wiesen liegt, geschüttelt

und gekehrt von emsigen Frauen, die breite Strohhüte über unsichtbaren Gesichtern tragen.

Der schwärzlichgelbe Turm einer Ruine hebt sich auf versprengtem Felsengrund. Schon winken die ersten Häuser von Luchon. Man hat sich darauf vorbereitet, in der Umgebung des weltbekannten Bades jede Natur erstickt zu finden. Jedoch der Eindruck bleibt überraschend ländlich. Bescheidene Tafeln und Wegweiser, deren Schrift niemandem entgegenschreit. Nur wer sucht, braucht sie zu lesen.

Auf der Straße wenig Verkehr, von Fremden überhaupt nichts zu spüren. Ein einziges Mal saust in rasendem Trab ein Viererzug vorbei. In den Polstern kauert ein Greis, lederbleich mit stechenden Augen, man erschrickt und meint, man hat den Tod gesehen. Neben ihm lehnt eine Schöne in Schleiern und Pelzwerk. Im nächsten Augenblick hat eine Wolke von Staub alles bis auf die schlagenden Pferdeköpfe verschluckt.

Einzelne schattige Gehöfte, dann die ersten eingeborenen Häuserreihen, anspruchslos mit grauen Dächern und grünen Läden. Bald sind wir mitten in der Stadt. Die Einfachheit schwindet, Villen und elegante Hotels wechseln miteinander. Ein großer Park mit geschorenen Rasen und fremdartigen Bäumen, streng und üppig, dehnt sich im Angesicht einer vornehmen Straße.

Wir ziehen weiter, einen Boulevard entlang, die offenen Läden bauen ihren verschlafenen Prunk auf das Pflaster hinaus. Da gibt es Kleider und Schmuck in allen Graden von Echtheit. Vor den Schaukästen sitzen in der mittäglichen Wärme die Verkäuferinnen mit kunst-

voller Haartracht und zarten Händen, die den zierlichen Schein einer Handarbeit halten. Ihre gepflegten Augen in den sorgfältig unbewegten Gesichtern langweilen sich. Die reizenden Tage sind vorbei, die vornehmen Gäste weitergezogen nach Biarritz, was übrigbleibt, ist nicht der Mühe wert: Spätlinge, die sich die billigeren Preise der Nachsaison zunutze machen, um dann, nach Hause zurückgekehrt, nicht in irgendeinem unansehnlichen Bade, sondern eben doch in Luchon gewesen zu sein.

Mit Mühe kundschaften wir, allerhand zudringlichem Hausknechtsvolk zum Trotz, ein bescheidenes Hotel heraus, in dem wir alle Ehren der einzigen Gäste genießen. Die Wirtin trieft von honigsüßer Bereitschaft. Ihre kleinen fetten Hände wedeln Gewährung, ehe noch die Ohren verstanden haben oder der Mund nachkommen kann. Alles soll nach unseren Wünschen geordnet, das Gepäck vom Bahnhof geholt werden — Käufer für Burrico haufenweis herbeibefohlen sein!

Käufer für Burrico — keiner von uns hat in den letzten vierzehn Tagen an diesen Gedanken zu rühren gewagt. Man hätte ebensogut dich oder mich verkaufen können statt des dritten Kameraden! Anfangs, da haben wir gelacht und uns ausgemalt: wir ziehen selber zu Markt und verhandeln ihn an ein Bäuerlein und tun, als wenn wir des anderen größere List nicht merken. Glückte das nicht, bestand immer noch der Ausweg, den eingeborenen Freund im Gebirge freizulassen, allen guten Geistern zum Dank, vor allem denen seiner eigenen Augen und Füße — ja, das wäre im Grunde der einzig würdige Abschied statt dieses elenden Schachers um lebendiges Seelentum!

Eduard, der betagte Hausknecht mit grämlichem Faltengesicht und den Resten einer fürstlichen Haltung, sicherlich auch mit einer Vergangenheit, die vielleicht die eines Wildlings aus guter Familie ist, kommt aus dem Stall und nimmt für einige Stunden unser Tier in Verwahrung. Sobald unsere Geschäfte in der Stadt erledigt sind, wollen wir noch einmal für zwei bis drei Tage los, hinauf in das eigentliche Hochgebirge. Dann — Abschiede soll man kurz machen: Pyrenäen und Burrico fallen auf einen Streich.

Wir bekommen eine gute Mahlzeit im Speisesaal, in dem die meisten Tische leer bleiben. Nur ein paar Spießbürger lassen sichs wohl sein an der gewohnten Krippe. Wie schlicht und anständig war da draußen das Benehmen der einfachen Leute bei ihrem Essen. Jedesmal wenn wir in eines dieser kleinen Hotels kommen, fällt das Gegenteil auf. Man stochert in den Schüsseln und bückt sich über den Teller, läßt unbekümmert die Speisen von Löffel oder Mund zurückschlampern. Selbstverständlich ist eben nur von diesem friedlichen Stammtischler die Rede, der es zu was gebracht hat und sich sein Mittagbrot in einem Gasthaus leisten kann. Die beiden verblühten Mädchen, die zur Bedienung da sind, zeigen größeres Entgegenkommen, als ihr Beruf unbedingt vorschreibt.

Nach dem Essen Einkäufe in der Stadt. Es scheint ungewohnt üppig, alles was für drei Tage an Mundvorrat gebraucht wird in einem wohlversehenen Laden beieinander zu finden. Hafer und Spiritus gibt es nebenan. Auf der Post wartet eine Enttäuschung: keine Briefe da! Das heißt, man ist überzeugt, daß welche da sind

und nur ein gleichgültiger Beamter sich nicht die Mühe nimmt, nachzusehen, oder sie Gott weiß wohin weitergesandt hat.

Alles dies hat Zeit genommen. Im Hotel gibt es Räumerei mit dem Gepäck, erst nach vier Uhr sind wir reisefertig.

Burrico hat den Abschluß seiner Stallruhe für heut' nicht erwartet. Ein wenig gekränkt schleicht er durch die vornehmen Straßen. Er hat bald heraus, daß das fröhlich gebrüllte: allez Burrico! innerhalb der städtischen Mitwelt merklich verschüchtert klingt. Den Unterton von ohnmächtigem Groll bezieht er ebensowenig auf sich wie das leise Kitzeln mit dem Stockende. Wer kennt nicht das Medusenlächeln gepeinigter Mütter, das vom öffentlichen Spaziergang her dem bockigen Kinde droht: wart, wenn wir erst zu Hause sind! Allez Burrico — wart, wenn wir erst draußen sind . . .

Auf der freien Landstraße erfaßt Burrico ohne weiteres, daß dem Schicksal nicht mehr auszuweichen ist, und wandelt sein Benehmen in rührige Unschuld. Eine Weile geht es südlich das Tal des Pique hinauf, dann zweigt scharf nach Westen das berühmte Vallée du Lys ab, zwischen Gebirgsmauern, ein wenig einförmig wie das ganze Luchon in seinem Kessel von immer gleich hohen, immer gleich bewachsenen Waldbergen.

In der Dämmerung gleiten Ausflügler vorüber, die zu Wagen von den Wasserfällen heimkehren. Hin und wieder auch ein Reiter oder lärmende Führer, ein paar zusammengekoppelte Maultiere neben sich. Die Straße hebt sich über den Fluß, Gebüsch und Fels wuchert

von allen Seiten, man ist neugierig, was mit dem Schlafplatz wird heute nacht.

Das Auge bleibt aufmerksam, bis sich gegen das Ufer des Wildbaches im Laub eine schmale Lücke zeigt, durch die man versuchen kann, ans Wasser hinunterzugelangen.

Kurz und steil geht es durch Buschwerk und Adlerfarren hinab, dann zwischen Bach und Waldstrom einen schmalen Uferkeil entlang bis zu einem in die steile Wand gekrallten Weidenstamm. Dahinter ist nichts mehr als die weiße, tobende Wasserschlange über dunklen Felstrümmern und durchscheinendem Sandgrund.

Gerade dieser äußerste Winkel bietet eine Zuflucht, geschützter und heimlicher, als sie jemals vom Himmel fiel. Ein trockener Boden, die Uferwand fast überhängend, hoch oben die Straße verdeckt von kletterndem Buschwerk. Drüben, jenseits des wilden Wassers, dämmert unzugänglich der felsige Baumhang.

Burrico wird von seinem Vorposten heruntergeholt und mag nun nach Belieben seinen Platz im roten Farrenkraut wählen. Der raschen Dämmerung zuvorzukommen, richten wir unser Mahl. Einer sitzt auf dem Sattel, der andere auf dem Heusack, unbekümmert plaudernd, später wird die Laterne angezündet. Von keiner Seite ist ein unliebsames Auge zu befürchten und der Fall des Wassers überdonnert unsere Stimmen, so daß sie nicht über den Abhang zur Straße aufsteigen.

Früh kommt die Nacht, mutterweich mit zarten Sternen. Das nahe Brausen gibt nur inniger das Gefühl der Geborgenheit. Süß vertrauend können die Seelen ins Unbewußte fallen, da schützend dieses wilde Wasserwesen

lebendig bleibt. Burrico ist ganz nahe herangeschlichen — unsichtbar bis auf die hellen Haarkränze seiner Augen. Treuherzig und gespenstisch zugleich leuchten sie am Boden hin oder stehen aufgehoben zwischen zwei schwarzen unwahrscheinlichen Über-Ohren gegen den verglühenden Himmel. Stundenlang geht dieses stumme Spiel: Burrico ist in den Dunstkreis des Hafersackes geraten und seine Seele bleibt weit von unserem Frieden. Er muß schließlich ernstlich zurückgetrieben und an den gekreuzten Pickeln verankert werden.

Die Zeit vergeht. Nichts von der Schwere des Schlafes — ein leichtes Verzaubertsein — plötzlich reckt sich ein Mann über den Gebüschrand und hält eine Laterne hoch. Sie leuchtet mitten in mein Gesicht. Es ist der Mond, der am Bergessaum hervorgetreten ist.

Im kühlen Duft der Morgenfrühe zeigt der spurenreiche Grund, daß wir offenbar nicht die einzigen sind, die um das Märchen dieses Platzes wissen. Wahrscheinlich bringen die Führer von Luchon ihre Fremden her, daß sie den milchigen Strudel zwischen den Steinblöcken bewundern sollen. Vielleicht auch halten die Forellenfischer sich hier auf. Manchmal sieht man ein schmales, körperhaft verdichtetes Grün zwischen den Steinen hervorstoßen.

Wir klimmen zur Straße hinauf. Die Sonne liegt schon wach auf den Bergwänden. Eine Schenke steht am Weg, wir kaufen Wein, sehen hinab in das Dröhnen eines Wasserfalles, Felsen werden von Gischtschwaden aus Staub und Schaum grünlich taumelnd durcheinander gerieben.

Bei einer Krümmung des Tales wird der Blick frei auf den Cirque du Lys. Deutlich erkennt man den Halbkreis von Gletschern über den dunklen Stürzen von Schutt. Wir behalten ihn während des ganzen Weges vor uns, seine getürmte Silberruhe ist es, der das Tal seinen Ruf verdankt.

Übrigens gibt es gar kein Dorf und nur wenig verstreute Häuser. An den Berghängen sind von Lawinen weite Schuttwege durch das Laubholz gerissen. Das erklärt das Fehlen von menschlichen Wohnstätten. Später hören wir, daß das Tal der Schneestürze wegen den halben Winter durch unzugänglich bleibt.

Ein paar Wagen mit geputztem Reisevolk überholen uns. Zum Schluß treffen wir dann die ganze Gesellschaft an der Cascade d'Enfer, schnatternd und staunend vor der schmalen Schlucht, aus der das leuchtende Wasser stürzt, im Schatten der Felsen eisige Frische verbreitend.

Weiter als bis hier wagen sich die Schaulustigen kaum. Die große Straße hat aufgehört, wer höher will, muß sich auf eine scharfe Steigung gefaßt machen. Allerdings läßt sich alles auf dem Rücken eines Reittieres erledigen. Da soll über uns ein zweiter großer Wassersturz sein und noch ein paar hundert Meter höher die Felsklamm der Rue d'Enfer. Wir vermuten, daß man durch sie hinauf zur Schutzhütte von Pratlong und weiter zu den Schneegipfeln gelangen kann. Ein Führer, den wir fragen, ist entsetzt über unsere Unwissenheit. Mit einem Tier? unmöglich! Dagegen ist er sehr beflissen, uns eine andere, viel schönere Schönheit anzupreisen, weil es spät im Jahre ist, sollen wir nicht zu-

viel zahlen. Wir danken und nehmen seine Ratschläge mit Vorsicht auf.

Es bleibt das beste, auf gut Glück anzusteigen und zu sehen, was unser Los an der Rue d'Enfer sein wird. Schlimmeres als Umkehren kann nicht auf uns warten. Ein steiles Zickzack am Fuß des Berges, dann zwischen Buschwerk hinan und in halber Höhe auf besonnter Wiese die Mittagsrast, nach der Burrico schon vorwurfsvoll gegrunzt hat.

Der Weg windet sich aufwärts, bald verrät das stärkere Brausen den nahen Wasserfall. Ein steinerner Absatz ist angemauert, davor ein verwaister Schalter mit Preistafel. Das schlechte Wetter der vorletzten Woche hat die Fremden heimgetrieben, so überläßt man den wenigen Spätlingen ohne das übliche Opfer die sonst verpachtete Natur.

Man kriegt meist sowas wie Angst vor einer Schönheit, die man genau am vorgeschriebenen Ort zu finden und zu bestaunen hat. Aber was die Augen erleben, ist eben doch über alle Begriffe festlich. Hoch oben wölbt sich das stürzende Wasser im Bogen über den Felsennacken hinaus, krausflutend wie Frauenhaar, tief in der Luft wandelt es sich zu einer schimmernden Säule von Staub, die sich an einer Windung der Felsenrinne, rötlich durchleuchtet, um sich selber zu drehen scheint, wieder zu Wasser wird im Augenblick, wo sie den Stein berührt, um dann von diesem abermals zurückgeworfen vollends niederzubrausen — der weiße Leib eines Tauchers, eingewühlt in das eisgrüne Becken, das in der Tiefe wartet. Weiter durch eine meterschmale Schlucht mit nassen, schwarzen Wänden bohrt sich der

17*

siebernde Strom, bäumt über Felsblöcke, um plötzlich, rätselhaft gestillt, in einem kleinen Brunnen auszuruhen. Aber schon sammeln sich heimlich die Kräfte und ducken sich für den nächsten noch rasenderen Sprung.

Burricos Kopf, an der Gittertür schnaubend, mahnt zum Weiterstieg. Aufwärts zwischen Felsen und Busch. Manchmal wird der Blick frei bis hoch empor oder tief hinab auf den weißen zitternden Riß des Sturzbaches, immer wieder erwacht an den Krümmungen des Pfades der Donner des Falles.

Der Hang flacht sich ab, Surren und Dröhnen verrät die Nähe der Rue d'Enfer. Der Wildbach schneidet durch eine sonnenwarme Lichtung mit zahlreichen Mulden voll von Felsbrocken und herbstlichem Kraut. Dahinter steilt sich turmhoch die Gebirgswand. Man begreift nicht, woher mit diesem Riegel hinter sich all das rasende Wasser entsteht. Erst beim Näherkommen entdeckt man den gründämmerigen Spalt, durch den es heranschießt. In diesen Spalt fällt es irgendwie von oben hinein, den geradesten Weg wählend aus einer bergwärts gelegenen Welt, die nicht einmal unseren Blicken zugänglich ist. Aber man weiß: tausend Meter aufwärts an den Gletschern der Crabioules nimmt dies tolle, eiskühle Leben seinen Anfang.

Zuerst heißt es, einen Beschluß für den Abend fassen. Das eine ist klar: der Führer unten hat recht gehabt, es ist nicht der Schein einer Möglichkeit, weder mit noch ohne Tier durch die Höllenstraße vorwärtszukommen. Zu beiden Seiten des geschichteten Schieferstockes schroffen sich die Bergwände hoffnungslos empor. Bleibt

nur der eine Ausweg: Burrico unten lassen, ohne ihn den Kletterpfad suchen, der auf der Karte eingezeichnet ist. Oben irgendwo muß die Schutzhütte von Pratlong sich verbergen, als sicherer Ausgangspunkt für die Besteigung eines Schneegipfels.

Aber wohin nun mit Burrico! Schließlich wird es das rechte sein, für diesen Abend in der Nähe einen Lagerplatz zu suchen. Es ist nach vier Uhr, wir haben nur noch mit einer einzigen Stunde voller Helligkeit zu rechnen. Am besten, wir bleiben, bereiten alles vor, so daß wir morgen mit dem ersten Tagesschein zur Schutzhütte aufsteigen und Burrico hier unten für zwölf Stunden seinem Schicksal überlassen können.

Die braunen Krautmulden auf dieser Seite des Baches sehen zunächst sehr wohnlich aus, aber bei näherem Besehen ecken überall Steine aus dem unfreundlichen Grund. Das Vorland des jenseitigen Ufers spitzt sich in einen Waldwinkel, der keinen Zugang von unten hat. Wenn es gelingt, über den Strudel zu gelangen, ist ein sicher abgegrenzter Weidegrund für Burrico gewonnen, zugleich so versteckt, daß kein Besucher der Rue d'Enfer das Tier aufspüren wird. Dafür vor allem heißt es Sorge tragen. Die sogenannten Führer dort unten, mit deren Beruf Müßiggang und Prahlerei verbunden ist, machen nicht den besten Eindruck.

Wir pürschen uns näher an den Bach heran. Er rast unbändig zwischen Steinen hin, nirgends ein sicherer Tritt für Burrico, zum Überfluß zeigt sichs, daß schon die wüsten Blöcke, die das tiefer gelegene Bett einfassen, den Zugang unmöglich machen. Wir suchen weiter, dringen vor bis an die schauerliche

Klamm. Sie ist zimmerbreit am Grunde, oben neigen sich die feuchten Wände gegeneinander, so daß der Himmel ausgeschlossen bleibt. Aus der gründämmerigen Tiefe tobt zwischen abgeschliffenen Trümmern das Ungeheuer Wasser in das Licht heraus wie ein Drachen, der mit dem Schwanz in der sicheren Höhlung bleibt. Der Kopf todzüngelt, die gewaltigen Glieder krümmen sich — wehe dem Wanderer, den sie im Sprunge packen!

Das Herz steht still bei dem Gedanken, Burrico in die wütenden Wasser hineinzuschicken. Eben holt uns ein Treiber ein, der mit seinem Maultier einen Besucher heraufbefördert hat. Ist es möglich, hinüberzukommen? O ja! rät der Einheimische, fragt nicht weiter, sondern weist auf eine Stelle, wo sekundenlang der kochende Strudel zu stocken scheint.

Mein Gefährte prüft voraus, auf den Pickel gestützt, behutsam tanzend von Block zu Block. Burrico zaudert nicht, er nimmt seinen ganzen Ernst für diese Aufgabe. Vorsichtig tastet er los, das Wasser steht ihm bis an den Bauch, kaum teilt sich der Anprall der Flut an den feinen Eselsbeinen. Müssen sie nicht von der tollen Reibung in Brand geraten? Die Sorge wandelt sich, zischend scheinen sie vom Wirbel ergriffen, in Kreisen gedreht, Untergang droht — da schwindet das Schreckbild, schon keucht Burrico mit gespanntem Rücken die jenseitige Böschung hinan.

Wir beglückwünschen uns zu seiner Tat. Siegessicher geht es in das Gestrüpp hinein. Die zerstreuten Spuren sammeln sich zu einem Pfad, auf dem wir leichter vorwärts und schließlich in den Wald hinein-

kommen. Gestürzte Riesentannen bilden den Grund, vermodert und überwachsen, lichthungrig schießen die jungen Laubstämme in die Unendlichkeit.

Hier locken Lagerplätze von allen Seiten. Beunruhigend bleibt nur der ausgetretene Weg. Wir folgen ihm bis ans Ende, finden über dem Abgrund schwebend ein Gerüst, das als Stützpunkt für die Drahtseile dient, die von versteckten Minen hoch im Gebirge ins unsichtbare Tal hinableiten. Aber es zeigen sich nirgends Spuren eines augenblicklichen Betriebes. Die Förderkörbe stehen wie ruhende Raubvögel vor dem blauen Himmel, die Räder sind rauh vom Rost, verlassen liegt die Wächterhütte. Durch die offene Tür sieht man eine Streu von Adlerfarren, einen Tisch mit der lächerlichen Erscheinung eines Tintenglases, erfreulich ausgetrocknet zwar.

Also können wir zurückkehren mit der Sicherheit, dieses neuentdeckte Land für uns allein zu haben. Burrico wird abgesattelt und zum Weiden geschickt, während wir den Platz für die Schlafsäcke herrichten. Der lockere Grund, bedeckt mit meterhohem Adlerfarren, scheint ohne weiteres lagerfertig, aber bald stellt sich heraus, daß die holzharten Wurzeln empfindlich aus der braunen Erde aufstehen. So muß mit Messer und Pickel gerodet werden.

Nachdem auf diese Weise eine Freistatt geschaffen ist, benutzen wir die helle Stunde, den Zugang zum oberen Gebirgsteil herauszufinden, damit morgen beim Aufbruch keine Zeit verloren geht. Was anfangs Wahnsinn schien, wird bei näherer Untersuchung möglich: man stößt wirklich zwischen Geröll und Grasnarbe auf

eine planmäßig fortlaufende Spur, die über die weitere Richtung keinen Zweifel läßt.

Wir klettern zum Krautversteck hinab, essen und legen uns bald zur Ruhe. Felswände und Urwald schützen von allen Seiten, fern der leise Orgelton des Wassers, zusammenklingend mit den feinen silbernen Stimmen der Sterne.

Licht über Licht

Lange vor Tag bin ich wach. Das erste Morgenlicht bräunt die Flanken der Berge, während dort, wo ihre fernste Himmelshöhe den Himmel berührt, der rote Traumglanz eines versprengten Schneegipfels inselgleich aus den Wassern der Luft ersteht.

Wir stopfen warme Kleider und Mundvorrat in die Rucksäcke und bergen den Hauptteil des Gepäckes unter falbem Kraut, in der Wurzelgrube eines gestürzten Baumes, zwischen Felsbrocken oder nachtdunklem Geäst. Die größte Schwierigkeit bleibt, sich selber die vielfältig gewählten Plätze so zu merken, daß man sie wiederfinden kann.

Ein Stein wird an Burricos schleppenden Halfterstrick gebunden, damit ihm während unseres Fernseins die Freiheit nicht allzu üppig gedeiht. Er glotzt uns verwundert nach, als wir steil über ihm am Hang hinaufklimmen. Haben wir vergessen, ihn mitzunehmen? Es dauert eine lange Weile, bevor er sich rührt und nachdenklich an einem Ast zu knabbern beginnt, mehr von den Gelüsten der Zähne als von denen des Magens geplagt. Spuckend und schlenkernd gibt er den Verdienst bald wieder von sich.

Dank der Kundschafterei von gestern abend finden wir uns ohne Zeitverlust aufwärts an der senkrechten

Krautwand. Hin und her windet sich die Spur, umgeht einen sumpfigen Vorsprung, nutzt eine scharfe Felsrinne. Da gibt es Tritte, so steil und schlüpfrig, daß selbst ein unbepacktes Tier sich unmöglich von einem zum anderen tasten könnte.

Rasch heben wir uns über die Mulde hinauf. Bald ist sie nur noch ein von einem Puppenwald überkraustes Eckbrett, senkrecht unter uns, zwischen Riesenwänden kindlich eingeklemmt. Im Duft der Tiefe lächelt das Spielzeug der hellen Talhäuser. Die Steigung, die wir seit gestern mittag gemacht haben, scheint nicht ins Gewicht zu fallen verglichen mit der, die über uns wartet.

Noch ist nicht erkennbar, ob wir rechts oder links um den vorgeschobenen Buckel herummüssen. Die Karte sagt links, der einzige Durchgang jedoch scheint auf der rechten Seite — da, o Wunder! ein Wegweiser — man traut seinen Augen nicht, aber ganz wirklich steht er da, mit zwei sicheren und selbstbewußten Armen, vor deren Weisheit jede eigene Berechnung verstummt. Es ist das erste und einzige Mal, daß wir in irgendwelchen Einöden, von dem zweifelhaften Steinmann eines Passes abgesehen, einer solchen vom Gemeinsinn eingegebenen Tat begegnen! Also links die Richtung der Schutzhütte. Rechts mündet der Pfad über nacktes Vorland in ein Zickzack, das sich senkrecht an den unbegreiflichen Wänden auffrißt bis zu dem flachen hellen Betriebshaus am Eingang der Minen.

Ein Vorsprung buckelt sich, bald geht es in die Falten der Erde hinab, dann wieder an Böschungen hinauf, zwischen gelben Birkenfahnen und sonnverbranntem Gras.

Manchmal ist ein meterhoher Kiefernforst da, die kläglichen Stämmchen sind um ihre Wurzeln gedreht, von Schneelast und Stürmen zerstört, selten zeigt ein grüner Nadelschopf Reste bedrohten Lebens an.

Nach einer Stunde die Schutzhütte von Pratlong, die bescheidener ist als unsere Vorstellung davon. Ein kleiner, klotziger Stall mit Grasdach und ausgehobener Tür. Drinnen nichts als ein Feuerplatz und zwei übereinander gestaffelte Holzpritschen, durch das Fensterloch schreckt eisiger Zugwind.

Der Kompaß wird eingestellt. Die Schneeberge bleiben unsichtbar, werden übrigens hier von Norden aus selten in Angriff genommen. Der eigentliche Zugang zum Gebirgskern der Monts Maudits findet sich auf der spanischen Seite jenseits des vielbegangenen Port de Venasque. Eine massige braune Graskuppe mit einem Steinmann ist vorgelagert, von ihrem Sattel aus wird der Anstieg zum Tuc de Maupas herauszufinden sein.

Wir umgehen ein schmales Wasser mit blindgrüner Spiegelung, das sich in einer bohnenförmigen Mulde an unübersehbare Wände schmiegt. Aufwärts dann zwischen Grasbuckeln und Geröll, manchmal scheint eine Spur da zu sein, die sich jedoch bald im absickernden Wasser einer Schuttrinne verliert.

Nach einstündiger Kletterei pflanzt sich, kaum tiefer gerückt, der inzwischen verschwunden gewesene Steinmann wieder auf. Man könnte versuchen, auf einem anwachsenden Grat das nächste sehr steile Gebiet westlich zu umgehen. Aber es würde vermutlich nutzloser Zeitverlust sein, da an seinem oberen Teil, von unserem

Standort kaum als Treppen sichtbar, mächtige Felswände aufdrohen.

So halten wir die erste Richtung fest. Es wird kälter, schon sind die Grasbänder bestreut mit körnigem Schnee. Auf einer Stufe am Grunde einer weißen, dunkel unterhöhlten Wand rundet sich ein blankschwarzes Wasser: ein kleines, lebendiges, in sich gekauertes Berggeschöpf. Es stellt sich tot, daß man sein Dasein vergessen soll. Unbeweglich lauert sein glänzend furchsamer Blick, kaum zucken seine Wimpern, wenn von dem schmelzenden Eisrand des Überhangs mit feinem, singendem Frühlingslaut ein schwerer Tropfen in die unergründliche Tieraugentiefe fällt.

Endlich der braune Bergsattel. Vor uns im blendenden Licht schwebt ein Gipfelsilberkranz, zart und fest vor den ewigen Himmel geflochten. Und während die Seele staunend das Unglaubliche zu glauben sucht, regt sich im Hirn das Bewußtsein der schwindenden Zeit und der kleine Mensch überlegt seinen Angriffsplan.

Die Hänge sind mit Neuschnee bedeckt, schwarze Geröllbänder schlagen ihre Brücken aufwärts bis zum östlichen Grat, der sich dem ersten der Gipfel entgegenkrümmt. Der Berechnung nach muß das der Tuc de Maupas sein, mehr lockend freilich bleibt ein dahinterragendes Horn der Crabioules, doch sollen sie von Norden her unzugänglich sein.

Schwarze Tümpel geschmolzenen Schnees wechseln mit grünen Grassümpfen. Dann etwas erhöht eine trockene Stelle. Wir lassen das Gepäck zurück, verdünnen den sparsamer gewordenen Wein zum drittenmal mit Eiswasser. Weiter gehts der schimmernden Spitze entgegen,

die es versteht, in Armesnähe da zu sein und eben doch Viertelstunde auf Viertelstunde hartnäckig in gleicher Höhe über uns zu bleiben.

Nicht immer läßt sich der Schnee vermeiden, das vorwitzige Bein bricht durch die scharfe Kruste nieder auf den wasserunterhöhlten Grund. Schließlich haben wir uns zu dem Grat hinaufgearbeitet. Fester Grund unter den Sohlen, das ist richtig, bald aber stellt sich heraus, daß die Steinblöcke, die den Grat bilden, viel zu groß und an Höhe zu ungleich sind, als daß etwas anderes als mühevolles Kriechen und Klammern herauskäme. Später wird es nötig, Schneerinnen zu überqueren und weiter rechts auf den nördlichen Hang zuzuhalten. Gieriger wird das Verlangen nach aufwärts, immer weniger sind wir versucht, Augen zu haben für die unerhört in die Weite wachsende und zugleich zusammengeschobene Welt unter uns, bevor das letzte Ziel erreicht ist.

Eine jähe Senkung hindert den äußersten Aufstieg. Wir hatten gehofft, den Blick auch südwärts frei zu bekommen, tief nach Spanien hinein. Damit wird es in keinem Fall etwas. Jede Fernsicht bleibt versperrt von Zacken und unwirtlichem Getürm, sogar die Crabioules scheinen durch einen weißen, haarscharfen Gratbogen mehr abgetrennt als verbunden.

Die Augen wenden sich und finden ein seltsames Abenteuer. Steil unter uns hängen Gletscher, voll von zarten Schneefurchen und offenen grauen Spalten, deren Polypenarme, von einem Punkte aus gekrümmt, beutelüstern zu zittern scheinen. Abbrüche sind nirgends zu entdecken, nur Schuttwände und Geröllfelder, von Schnee-

becken unterbrochen. Zischend reißen die Schmelzwasser des jungen Wildbaches ihre lotrechte Spur.

Ungeheuer geweitet, flach gedrückt von Licht, liegt der Halbkreis der nördlichen Welt. Das Tal von Luchon ist nichts mehr als ein sanfter Graben, die angrenzenden Gebirge heben sich kaum vom Grund, trugen niemals drohende Häupter in den Himmel hinein. Auf Sätteln und Hochtälern würfeln sich flimmernde Häufchen, die an ein Blatt geklebten Insekteneiern ähnlicher sind als sommerlichen Niederlassungen von Herden und Hirt. Unermeßlich Zug hinter Zug stehen mit ruhenden Kämmen die purpurnen Steinwellen — da, träumt nicht im fernsten Sonnenduft mit hellen Flecken, einem gewundenen Silberbande schwebend die Ebene von Toulouse herauf?

An einem Bergrücken schwelt der grünliche Qualm eines Waldbrandes, der sich langsam über den Hang hinauf zum Fuß des nächsten frißt. Fächerförmig gebreitet, braunglühend drängt der Rauch höher in den leeren Himmel hinein, bald verteilt und aufgesogen, letzte lila Wölkchen verschwimmen am Luftrand.

Wie wunderlich bleibt dies: nur die nahen und nächsten Gebirge sind wild und steil, alles andere ist sanft, träumerisch, nicht mehr und nicht weniger als ein Stück vom eigenen Leib, wie jedes Tier und jede Pflanze gestreichelt von Gottes Hand. Und wiederum: die ganze Erde da mit all ihren Tälern, Höhen und Wiederhöhen, braungolden bis zum Regenbogenlicht der fernsten Himmelstiefen — was bedeutet sie im Grunde noch! Das wahrhaft Ergreifende, tausendfach Lebendige ist diese Allgegenwart des Lichtes, in dem die Sonne selber zum

bescheidenen Fremdling wird. Die ganze Himmelswölbung ist weißlich entzündet zu einer einzigen Quelle von Glanz. Er flügelt nicht nur im Unendlichen, sondern sinkt erdenwärts, alle Flächen badend, in alle Tiefen geschmiegt, zu allen Höhen auferstehend. Kein Wollen mehr, kein Wunsch — alle Sinne bekennen sich zum Lichte, dem Gottesgrund der Dinge, haben sich, selber lichtgeboren, wiedergefunden zur ewig unbetrübten Heimat.

Und dann doch in all dieser wandellosen Unermeßlichkeit geschieht etwas ganz irdisch Wunderbares. Über die nahen Schneefelder weht ein heller Schmetterling heran, eine Blüte aus der Welt da unten — oder hat das Licht sich an einem Punkt entzündet und ein Steinchen lebendig gemacht, für ein paar Stunden, bis der nächtliche Atem des Eises es in die alte starre Form zurückzwingt? Hin und her zittert der zarte Fetzen, ein zweiter schließt sich an, kaum bewegen sich seine gespannten Flügel. Lichtwirbel sind es, die den feinen Körper schwebend erhalten.

Indessen, dies lieblich traumhafte Geschehen trägt zur Wirklichkeit zurück. Es ist gegen drei Uhr nachmittags. Unten wartet Burrico. Zwei bis drei Stunden braucht der Abstieg, der vor der Dunkelheit vollendet sein muß.

Ein letzter Atemzug — wird nicht schon golden, abendwärmer das weiße Lichtschweigen ringsum? Laufend geht es ein Schneefeld nach dem anderen hinab. Anfangs trägt noch die Kruste, je weiter talwärts, desto tiefer sinken wir ein. Bald ist der Platz mit den verlassenen Rucksäcken erreicht, eine Stunde später die Schutzhütte, die unterdes von Bergsteigern bevölkert

ward. Rauch schlägt aus dem Schornstein. In der Tür stehen Führer und Träger und starren uns gruß-los nach. Leute wie wir, die sich aus Geiz oder allgemeiner Verrücktheit allein hinaufwagen, sind ihre Freunde nicht.

Die Erde ist wieder da mit all ihrer Mühe und Winzigkeit — und siehe, wie köstlich geliebt von ihren Geschöpfen! Noch bei guter Helligkeit kommen wir zur Rue d'Enfer hinab. Wie das Bild des Ersehnten mit wachsender Nähe dringlicher wird, so steigert sich vor dem inneren Blick die Freundesgestalt Burricos.

Immer stärker die Spannung: wie werden wir ihn finden — gestohlen, ein verhungertes Gerippe — Wochen gingen hin, seit wir ihn verließen! Endlich er-kennen wir unter uns in der Waldmulde seine großen traurigen Ohren, fast am gleichen Fleck, wo wir Abschied nahmen. Er hebt den Kopf und lauscht freudig herauf, lange bevor seine Augen uns wahrnehmen.

Eigentlich hat er, den Futtersack abgerechnet, zu keiner Zeit besonders viel Gutes von uns gehabt. Und doch belebt ihn unsere Rückkehr: man teilte Mühe und Ge-fahren des Weges, aber auch Brot und Rast, daraus entstand eine freie Anhänglichkeit, die mehr ist als bloße Gewöhnung.

Das Gepäck wird aus seinen Verstecken zusammen-geschleppt. Für die Nacht finden wir, völlig unberührt, den alten Lagerplatz. Die Luft ist hell und mild, nichts drängt zur Eile, irgend etwas muß man tun, diesen letzten Abend zu feiern. Ein Feuer wird beschlossen und eine Schlemmerei mit dem Besten, was Mops und Ruck-sack hergeben.

Steine werden zum Herd geschichtet auf dem kahlen Pfad, der die Gefahr eines Waldbrandes ausschließt. Dürres Holz gibt es, wohin die Hände greifen. Aber, wie immer im Überfluß, man wird wählerisch. Nicht das nächste genügt, sondern das beste. So rückt der Abend vor, es ist fast Nacht, als endlich das Feuer brennt. Die roten Lichter geistern an den dunklen Stämmen hinauf bis hoch unter die Wipfel, die schwarzlockig gegen den Phosphorschein des Himmels und seine ersten gelben Sterne aufstehen.

Auf den Steinen brutzeln die Töpfe. Wartend liegt man im weichen Kraut und lächelt den Geschehnissen nach, die sich in dieser Stunde begegnen. Von allen Seiten strecken sich Arme heran. Stürme mußten diese Riesentannen stürzen, daß ihre toten Zweige unseren Steinherd wärmen. Die Gletscherwasser der Crabioules mußten abschmelzen zu einem lächerlichen Kochtopf voll Menschentee. In einem Kloster unter geistlicher Obhut wurde diese geheimnisvolle Dose mit weißen Bohnen und lieblich Schweinernem gefüllt. Burrico — ein Greis mußte abwelken, damit seine Witwe sich dazu verstand, das vierbeinige Erbteil für die Fremden herzugeben. Die Luft ist voll von ichwärts gerichteten Strahlen — der Stern, unter dem ich geboren bin, der glühende Erdstoß, der dies Gestein, mir zum Lager, emportrieb, wissen sie nicht heimlich voneinander und begegnen sich in meinem Geist, der sie neu zu schaffen vermag mit der Himmelskraft eines einzigen Gedankens?

Jäh verflattert das Traumbild. Schwarz und ungeheuerlich steht Burrico vor dem Feuer. Er ist so zudringlich, daß er grob verscheucht werden muß. Mau-

lend zieht er sich zurück. Als er eine halbe Stunde später zu Bett gebracht, das heißt mit Heu versehen und für die Nacht angebunden werden soll, ist er vom Erdboden verschwunden. Wir rufen und leuchten mit der Laterne zwischen Stämmen und Unterholz. Spät erst entdecken wir ihn, lautlos geduckt unmittelbar neben uns. Er ist zufrieden mit seiner Rache, uns eine Weile beunruhigt zu haben, und läßt sich versöhnt an seinen Platz führen.

Noch einmal schwarze, atmende Bäume und silbersprühender Himmel, noch einmal das weiche Geborgensein am Herzen der großen lebendigen Nacht, noch einmal fern die Lieder des Wassers — das ist nicht Wasser, ist der Erde Blut! Ein Zusammenklang all der tausend Bäche, Quellen und Stürze, die durch so viel Tage und Träume unsere wilden Freunde waren. Und einmal noch, gegen Morgen, die innige Verwirrung des ersten Wachblicks: ist es die Seele, die sich aufhebt oder ist es der rötliche Tag? Unter seinem Lächeln öffnet sich die Welt, dieselbe und doch eine andere, als sie gestern war, ungekränkt von Staub und Schweiß, leuchtend die hohe Stirn und ewig sündelos.

Seelenverkäufer

Der letzte Morgen. Man spricht nicht viel, sucht seine Sachen zusammen, blickt scheu vorbei an Burrico — wenn man ihm doch klarmachen könnte, daß ein rätselhaftes Schicksal, nicht unsere Untreue sich bereitet, ihn aus unserer Mitte auszustoßen!

Pläne taumeln auf. Wieviel Kilometer sind es bis Deutschland — dreißig, vierzig jeden Tag — wieviel Zeit würde es kosten, in geretter Dreiheit dort zu sein? Einer rät auf Wochen, der andere auf Monate. Als wir uns in Bewegung setzen, ist noch keine Einigung erreicht.

Mit zierlich sicheren Beinen kreuzt Burrico den grausamen Wildbach. Dann geht es auf steinklingenden Wegen hinab, in den Sonnenschein hinaus. Der Wasserfall dampft, nah und näher das Tal, bald die nackte, flimmernde Kunststraße. Hinter uns am höchsten Himmel ein paar weißglühende Zacken, klein und licht, das sind die Riesen von gestern, wir selber nichts als rollender Staub, unfähig zu dauern vor ihrem Angesicht.

Keiner hat es eilig. Erst zur Zeit der vollen Sonnenhöhe die Nähe von Luchon. Warum sind immer noch die Tage blau und golden, wenn niemand bei ihnen bleiben darf?

18*

Ungeheißen biegt Burrico hinab an das buschige Bachufer, das vor zwei Abenden Lagerstätte war. Wir folgen, voll von Begrüßungslust, und dringen doch nicht recht ins Herz der Erinnerung. Der Lichttag gestern schwebt mit goldweißen Schleiern davor, dunkeläugig blickt aus seinen Falten der nahe Abschied.

Eine Stunde später das Gasthaus in Luchon. Eduard erscheint, der griesgrämige Bote des Teufels. Er hat für nichts Teilnahme, als für den Prozentsatz Reingewinn, der ihm vom Erlös Burricos zugesprochen ist. Indessen: es war zuviel Mühe für ihn, sich nach einem Käufer umzusehen. Den Seinen gibts der Herr im Schlafe — wie jener Frau, die, ohne ein Los genommen zu haben, zuversichtlich ihrem Gewinn entgegenharrte.

Wir müssen uns entschließen, selber das schnöde Kuppelwerk einzuleiten. Auf dem Wege zur inneren Stadt redet uns der Besitzer einer Fuhrhalterei an, der von einem zum Verkauf ausgebotenen Esel gehört hat. Ein zweiter Herr kommt dazu, nachdem er eine Weile schweigend von der Tür seines Hauses her den Handel sich entwickeln ließ.

Dieser letzte bietet fünfzig Franken, und versichert außerdem, daß der Burro es sehr gut haben soll, nur für die Kinder da sein — seulement pour prendre les enfants à l'ecole! Der andere macht ein hartes Salamigesicht und gelobt fünfundfünfzig Franken, ohne seelische Zutat.

Zwischen beiden Geboten schwankend, kehren wir ins Hotel zurück und beginnen mit Packen. Nach einer Weile meldet das Zimmermädchen: Ein Herr ist da und

will den Esel kaufen. Er möge wiederkommen, sagen wir zurück. Bald kommt sie abermals: ein zweiter Herr ist da. Sie erhält den gleichen Bescheid. Nach kurzer Zeit schon künden sich beide Bewerber von neuem zur Stelle.

Wir trauen uns nicht hinab. Der eine will fünfzig Franken geben, der andere fünfundfünfzig — so hat also der letzte das unbedingte Vorrecht. Wie aber ihm klarmachen, daß ers trotzdem nicht hat, da er uns glatt bereit findet, fünf Franken für die familäre Stellung zu opfern. Kinder — sie werden Burrico quälen, aber sie werden ihn auch lieben. Das erste ist er nachgerade gewohnt, das zweite soll er nicht mehr entbehren.

Wir lassen zu wiederholten Malen hinuntersagen, der Mann mit den Kindern solle den Burro haben, er möge nach dem Nachtessen kommen, die Sache festzumachen. Um keinem der Seelenkäufer zu begegnen, schleichen wir auf Hintertreppen, unseren Freund in seinem entlegenen Stall zu besuchen, streicheln den tapferen Rücken, die fleißigen Knie, die klugen wachsamen Ohren, heben kosend die gelenken Hufe. Du Esel! wird von jetzt an das schmeichelmäuligste sein, was wir einem begabten Mitmenschen antun können.

Glücklicherweise hat sich der Mann mit dem guten Recht seiner fünf Franken verzogen, so daß wir ungefährdet den Speisesaal betreten. Der zweite Käufer läßt nicht auf sich warten. Feierlich sammelt er den Ausdruck seines verschwommenen Gesichtes, zählt die Scheine auf den Tisch und wiederholt einmal übers andere, weinselig mit schwerer Zunge anstoßend: S . . . s . . . s . . . eulement poupour prrrrendre les enfants!

und begleitet diesen verheißungsvollen Satz mit gottväterlichen Gebärden des Zeigefingers.

Zum Schluß gibt es Händedrücke und Beteuerungen, rührselig und ungezählt. Jedes Jahr sollen wir wiederkommen und den Esel für uns bereitfinden! Allen unseren Freunden sollen wirs sagen, daß auch sie kommen: seulement pour prendre les écoles . . .

Nur fort nach diesem trostlosen Handel, so schnell wie möglich fort.

Am nächsten Morgen beim Erwachen ist alles dunkel, seltsam gefangen die Luft, nur hoch oben strahlt das Licht — vom Himmel — aus einer Höhle? Staunend liege ich und regungslos. Bis voll heftiger Trauer das Begreifen kommt: Ich wohne nicht mehr im Walde, sondern in einem wandgepanzerten Zimmerbett. Durch das obere Fenster dringt öde der fertige Tagesschein.

Es ist höchste Zeit für die Bahn. Im letzten Augenblick erscheint noch einmal Eduard auf dem Steig und beteuert mit plötzlicher Lebhaftigkeit, an den Fingern seinen Anteil am Handel beweisend, daß sein Beutel irgendwie enttäuscht ist. Wir suchen an ihm, mit etwas lauer Überzeugung zwar, die unsererseits an Burrico begangene Schuftigkeit gutzumachen.

Der Zug ist voll von Sonntagsleuten — sie haben gut fröhlich sein — was wissen sie von Abschied und einem Gewissen, das beißt und brennt, jenseits aller Vernunft.

Ein paarmal Umsteigen, die Berge werden flacher, das Leben auf den Feldern und Gehöften breitet sich immer grobsinnlicher. Bald rollt der Zug in die Ebene hinaus. Rückwärts liegt das blaugeschlossene Traumland, nah, ungeheuer fern — ganz von oben her ein unwahrscheinlicher Silbergruß.

Zwei Stunden Aufenthalt in Toulouse. Betäubt schleicht man durch die große, dröhnende Stadt, rettet sich zu den Inseln der Kirchen, die irgendwie den Bergen verwandt sind. Am Nachmittag Carcassonne, weißlich sprühend, aufragend in den blaugoldenen Herbsthimmel, ein kriegerischer Zusammenschluß von Zinnen, Türmen und Festungswällen. Allzu wirklich und sicher, mehr römisch als romantisch wächst dieses flimmernde Märchen auf.

In der Dunkelheit rollen wir weiter, Stunden und Stunden in einem Abteil voll von blauen Soldaten, die braun und verschwitzt, froh die Sache ehrenvoll überstanden zu haben, aus den Manövern heimkommen und so müde sind, daß sie aneinandergelehnt im Stehen einschlafen. Abenteuerlich wallen die langen schwarzen Schweife der Helme bis in die Kniekehlen.

Um Mitternacht beschließen wir unseren Kreislauf in Tarascon-sur-Rhone — scheuhoffender Blick aus den Fenstern und letzte Enttäuschung — kein Burrico schnaubt freudewiehernd hinterdrein — o göttlich hingerissenes Kamel des Tartarin!

Mit Mühe finden wir in der Finsternis ein Gasthaus, und siehe da, bei näherem Besehen ist es unser uraltväterliches Hotel Moderne, in dem wir vor einem Monat, war es nicht eher vor einem Jahr? einkehrten.

Am nächsten Morgen grüßt über der bekannten goldweißen Porzellankanne das bäuerliche Gesicht der Wirtin mit zärtlicher Freude. Vor ihren Augen erblüht durch unsere Wiederkehr ihr bescheidenes Abseits zu einem üppigen Fremdenplatz. Immer noch steht diese besondere Sonne, die alles größer macht, über Tarascon!

Für die Weiterfahrt versorgt sie uns mit Wein — sie nimmt den guten, den allerbesten, den kein Fremder so leicht zu trinken bekommt. Wenn es uns so sehr gefallen hat in den Pyrenäen, werden wir sicher bald zurückkommen? und unsere Freunde mitbringen? Alle Deutschen sollen wissen, was für ein schönes, gutes Land Frankreich ist!

Und wieder rollen die Räder. Es sind noch viele Kilometer bis nach Deutschland. Ein grauer Oktobermorgen, der Südsturm tobt. Die Sonnentage werden bald zu Ende sein.

Aber noch lebt der lichtrote Reisewein, die letzte Gabe des Landes, und jeder kleine kostbare Schluck schafft inniger das Rätsel von der Gegenwart, die niemals ruhend, immer neu, in jedem Augenblicke sterbend zum Gewesenen wird.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.
Einbände von E. A. Enders in Leipzig.

